

IN SÜDWESTAFRIKA GEGEN DIE HEREROS

KRIEGSTAGEBÜCHER DES OBERMATROSEN G. AUER

GELEITWORT VON OBERST v. GLASENAPP



Obermatrose Auer

In Südwestafrika gegen die Hereros

Nach den Kriegs-Tagebüchern
des Obermatrosen G. Auer

bearbeitet von

M. Unterbeck

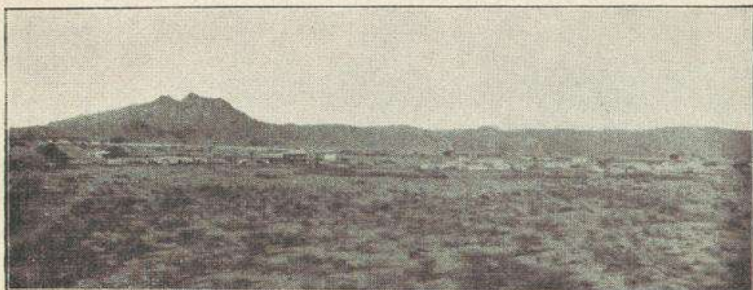
Mit einem Geleitworte des Kommandeurs der Schutztruppen
Oberst v. Glasenapp

Mit 52 Bildern nach eigenen Aufnahmen und 1 Karte



Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1911

Berlin W 35. Ernst Hofmann & Co.


Kaiser Wilhelm-Berg

Die Ortschaft Okahandja

Zum Geleit

Drei Jahre sind verflossen, seit der mit den größten Entbehrungen und schlichter Pflichttreue geführte Kampf ein Ende fand. Mancherlei Schilderungen über die Tätigkeit unserer dortigen Truppen sind dem deutschen Volke gebracht worden, und mit Stolz kann der Deutsche auf die Söhne seines Vaterlandes blicken; sie verstanden zu fechten und zu sterben, würdig ihrer großen Väter.

Ich würde mich freuen, wenn die alten Kriegskameraden des Verfassers beim Lesen dieser Zeilen sich der Ereignisse, welche wahrheitsgetreu geschildert sind, erinnern würden.

Berlin, den 28. April 1910.

(gez.) **v. Glasenapp,**

Oberst
und Kommandeur der Schutztruppen
im Reichskolonialamt.



Die Ortschaft Klein-Windhuk
400 Kilometer von der Küste

Vorwort

Das Interesse an unseren kolonialen Ausbreitungsbestrebungen in Südwestafrika ist heute ein allgemeines, aber nur wenige wissen, mit wie schweren Opfern der Besitz unserer südwestafrikanischen Kolonien erkämpft und gesichert werden mußte. Von den Strapazen und Entbehrungen unserer braven Jungen, die fern im „schwarzen Erdteil" unter den schwierigsten Verhältnissen die Ehre der deutschen Flagge verteidigten, deutsches Gut und Leben schützten, kann sich der Unbeteiligte kaum eine Vorstellung machen. Wenn nun ein Mitkämpfer, der achtzehn Monate lang an den Feldzügen gegen die Hereros und Hottentotten teilnahm, im Nachstehenden seine Erlebnisse, also den ganzen aufreibenden Buschkrieg aus eigener Anschauung heraus in schlichter Erzählungsform schildert, so darf er gewiß sein, daß man diese wahrheitsgetreuen Berichte sympathisch aufnimmt, um so mehr, als man nach den sonstigen vielfach tendenziös gefärbten Veröffentlichungen politischer Art kein klares und zusammenhängendes Bild von den kriegerischen Vorgängen in Südwestafrika erhält. Besonders interessant gestalten sich die ungeschminkten Aufzeichnungen des Helden unseres Buches durch seine Beobachtungen und anschaulichen Beschreibungen von Land und Leuten in den südwestafrikanischen Kolonialgebieten; aber auch die Kämpfe selbst, deren

bedeutendste er miterlebt hat, dürften in ihrer ebenso frische n, wie kriegsgeschichtlich exakten Darstellung sicher von jede m Deutschen voll warmer Anteilnahme gelesen werden. Die zahlreichen beigegebenen Illustrationen, sämtlich nach Originalaufnahmen eines Teilnehmers am Hererofeldzuge angefertigt, erhöhen noch den Wert und die Anschaulichkeit der Schilderungen in strategischer, ethnographischer, geographischer und kommerzieller Hinsicht, so daß die Lektüre des Buches für jeden, der sich nach allen Seiten hin über unsere Kolonien in Südwestafrika objektiv zu unterrichten wünscht, nützlich sein wird. Ohne Parteifärbung und nur im Sinne einer nationalen Wertung unserer dortigen kolonialen Errungenschaften durchaus vorurteilsfrei geschrieben, sei das Büchlein allen empfohlen, die sich ein Bild von den schweren Kämpfen machen wollen, welche schließlich zur Unterwerfung der deutschfeindlichen Eingeborenen geführt und uns in dem Besitze der südwestafrikanischen Kolonien wohl endgültig befestigt haben.

M. Unterbeck.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zum Geleit. Von Oberst v. Glasenapp 5

Vorwort 7

I. Von der Ausreise bis zur Landung in Südwestafrika 15

Der Abschied. — Einschiffung in Hamburg. — Seekrankheit. — In den Hängematten. — Auf der Nordsee. — Durch den Kanal. — Im Golf von Biskaya. — Die Kanarischen Inseln (Las Palmas). — In Monrovia; die Monrovianeger. — Togoland. — Im Kamerungebiet. — Viktoria. — „Habicht" und „Wolf". — Regenzeit. — Linientaufe. — St. Paul de Loanda. — Kapstadt. — Vorbereitungen für die Landung in Swakopmund. — Eisenbahnfahrt ins Innere. — Nach Karibib.

II. Von Karibib bis Otjimbingue 38

Nachrichten von den Bedrängten. — Hauptmann Franke in Windhuk. — Sturm auf den Kaiser-Wilhelm-Berg; Rückzug Samuel Mahareros. — Bahnherstellungsarbeiten. — Unerwartete Ankunft Frankes. — Verwüstete Stationen. — Die Pontoks. — Gefangene Mörder. — Auffindung des ersten erschlagenen Deutschen. — Das Leben in den Hererowerften. — Jagden der Eingeborenen; woher sie Waffen und Munition hatten. — Die Klippkaffern. — Eintreffen der Schutztruppler-Ablösung. — Omaruru und Umgebung. — Der Heliograph. — Oberleutnant z. S. Hermann. — Zähes Leben der Schwarzen. — Teufeleien der Hereros. — Rückblick auf die Belagerung von Karibib. — Schicksal einer Farmersfrau. — Regenzeit. — Beschleichen unserer Posten durch den Feind. — Büchsenfleisch. — Das Marine-Expeditionskorps. — Major von Glasenapp und Major von Estorff. — Gouverneur Leutwein. — Ochsenwagentransporte. — Auf dornigen Wegen. — Marschbeschwerden. — Trinkwasserverhältnisse. — Eintreffen in Otjimbingue.

III. Von der Zerstörung Otjimbingues bis nach Okahandja 76

Die Besatzung der Festung Otjimbingue. — Der Hererokapitän Zacharias. — Rückzug nach der Hälbigschen Farm. — Die Festung Otjimbingue wird von den Hereros in die Luft gesprengt. — Verstärkung trifft ein. — Die Hereros ziehen ab. — Auffindung erschlagener Farmer. — Wie der Aufstand ausbrach. — Zerstörungen. — Abzug nach dem Swakoprivier. — Erstes Feldgefecht mit den Schwarzen. — Flucht des Feindes in die Komas-

Seite

VII. Patrouillenritte 156

Die Ausrüstung der Patrouillenreiter. — Schußwaffen der Schwarzen. — Ungenügende Truppennachschübe. — Stärke des Feindes. — Angekaufte Pferde für unsere Truppen. — Nächtlicher Angriff durch Hererobanden. — Einschleichen von Spionen in das Lager. — Aufgerissene Schienen. — Hereros überschreiten mit großem Viehtransport die Bahn. — Erbeutete Ochsen. — Verspätete Hilfe. — Der Rest der von Glasenapp schen Kolonne. — Wieder in Waldau. — Schweres Patrouillengefecht. — Die Pferde gestohlen. — Eine Farmruine. — Durch dichtes Dorngebüsch. — Aasgeier. — Sonderbare Delikatessen. — In der verödeten Farm. — Ein Soldatendiner. — Ritt zur Utz-Farm. — Durch Perlhühner entdeckte Farmerleichen. — Die verlassene Werft. — Erfolgreiche Nachtpatrouille zur Petersfarm. — Hunger bei den Hereros.

VIII. Das Leben auf der Station. — Jagderlebnisse ... 187

Die „große Dürre". — Heuschreckenschwarm. — Steppenbrände. — Schlangenfang. — Jagd auf Leoparden. — Ein Jagdabenteuer auf der Eisenbahn.

IX. Hendrik Witboi und der Treubruch der Hottentotten. Landungsarbeiten in Swakopmund 193

Der Hottentottenaufstand. — Die Schlacht am Waterberge. — Witbois Treubruch. — Unruhen im feindlichen Lager. — Militärtransporte nach Süden. — Mangel an Kolonialtruppen. — Die Matrosen werden nach Swakopmund beordert. — Viehlandungsarbeiten in Swakopmund. — Walfischbai. — Starke Brandung, schwere Landung. — Verderbende Konserven. — Auf der Signalstation. — Die „Vineta". — Nebel. — „Schiff in Sicht". — Strandung der „Gertrud Woermann". — Rettungsarbeiten. — Bau einer neuen Landungsbrücke. — Kaisers Geburtstag in Swakopmund. — Das Marine-Expeditionskorps sammelt sich. — Unsere Einschiffung auf der „Lulu Bohlen".

X. Der Rücktransport (Heimreise) 215

Abreise. — Schraubenbruch der „Lulu Bohlen". — Proviant- und Wassermangel auf dem Schiffe. — Künstliches Trinkwasser. — Nach Monrovia. — Fliegende Fische; Haie und Walfische. — Begrüßung in Monrovia. — Im Schlepp des „Otto Woermann". — Schraubenreparatur im Hafen von Dakar. — An Land; Markt in Dakar. — Ein Taschendieb. — Hafenrundfahrt; die Befestigungen von Dakar. — Kap Verde; Las Palmas und die spanischen Händler. — Große Schiffsreinigung. — Es wird kälter. — Schwerer Nebel im Golf von Biskaya. — Der Kanal.

XI. Ankunft in der Heimat. — Empfang 226

In Wilhelmshaven. — Quarantäne. — Begrüßung durch die Wilhelmshavener Kameraden. — Empfang der Stadtbehörden. — Das Begrüßungsfest in Wilhelmshaven. — Erster Schnee. —

Seite

berge. — Felsenbarrikaden der Hereros. — Durst. — Ein Leichenfeld. — Totengräber der Wüste. — Endlich ein Brunnen! — Marsch durch die Steppe. — Wasser. — Klein-Barmen ein Trümmerhaufen. — Ungeziefer in den Pontoks. — Homöopathie der Hereros. — Schweres Gefecht bei Groß-Barmen. — Die Patrouille aus Okahandja trifft ein. — Ankunft in Okahandja. — Abmarsch nach Okamitta. — Die Sicherung der Bahnverbindung ist durchgeführt.

IV. Neue Kämpfe um Otjimbingue 99

Verteilung der Marinemannschaften. — Das Landungskorps hat seine Aufgabe erfüllt. — Nach Otjimbingue kommandiert. — Auf der Viehweide. — Reitausbildung. — Gefangene Spione. — Flucht eines Kettengefangenen. — Improvisierte Kanonen. — Stacheldraht. — Überrumpelung einer Hererogesellschaft durch eine Nachtpatrouille. — Wichtige Nachrichten. — Verstärkungsarbeiten an den Befestigungen. — Verschollene Postboten. — Abtrennung der Eingeborenen-Soldaten. — Spionierende Hereros werden gefangen. — Gefährliche „Arbeiter". — Proviantergänzung durch Frischfleisch. — Hereros in der Nähe. — Der Angriff wird abgeschlagen. — Das Los unserer Depeschenträger. — Von Feinden umgeben.

V. Zurück nach Karibib 111

Großer Gefangenentransport nach Karibib. — Rückkehr nach Otjimbingue. — Schwere Gefechte bei Owikokorero und Okaharui. — Abzug nach Omaruru. — Die Farm Etiro. — In Omaruru zum ersten Male gewaschen. — Das Schlachtfeld vom 4. Februar. — Entsatz Omarurus durch Hauptmann Franke. — Osterfeier auf dem Marsche. — Zug durch die Steppe. — Rast; Fluchtversuch eines Gefangenen. — Nachtmarsch bei Mondschein. — Gefährliche Schlangen. — Auf Posten in der Wüste. — Regentage; am Bergstrom. — Die Kolonne überschreitet den angeschwollenen Fluß. — Ankunft in Karibib.

VI. Die Besetzung der gefährdeten Bahnstationen. — Im Lazarett zu Okahandja 129

Nachfeier des Osterfestes. — Die deutsche Köchin in Südwestafrika. — Wieder auf die „Pad". — An der Bahnstrecke entlang nach Okahandja. — Passieren der verstärkten Bahnstationen. — Die „letzte Ehre" für tote Kameraden. — Lazarettbaracken in Karibib. — Drohende Überfälle der Züge. — Von Station zu Station. — — In Okahandja. — Neue Uniformen. — Auf Waldau stationiert. — Vorbereitungen zur Verteidigung. — Verproviantierung der Feldtruppen. — Plünderungen von Proviantkolonnen. — Lebensmittelstapelung in Swakopmund. — Neue Spuren des Feindes; versuchter Überfall. — Ein Viehtransport. — Bahnpatrouillen. — Leben in Waldau. — Nachtpostendienst. — Schakale. — An Malaria erkrankt; das Lazarett zu Okahandja. — Glücklich genesen. — Wie es in Okahandja aussah. — Gefährliche Patrouillen. — Der Kaiser-Wilhelm-Berg.

Seite

Nach Kiel; Empfang daselbst. — Prinz Heinrich begrüßt die zurückgekehrten Marinemannschaften. — Festabend der Stadt Kiel. — Entlassung.

XII. Anhang: Kurze Gesamtübersicht der Leistungen (Märsche und Gefechte) des Marine-Expeditionskorps unter Major von Glasenapp von der Ankunft in Südwestafrika bis zur Heimreise 231

Mobilmachung des Marine-Expeditionskorps. — Ankunft in Swakopmund. — Teilung der Truppen in Karibib. — Besetzung der Grenzen im Osten durch Major von Glasenapp. — Die Abteilungen von Estorff und von Winkler. — Gouverneur Leutwein trifft in Swakopmund ein. — Das „Habicht"-Landungskorps. — Gefechte am Liewenberge und bei Groß-Barmen. — Überfall an der „Schwarzen Klippe". — Säuberung des Omarurubezirks. — Aufgaben der Haupt-, Ost- und Westabteilung. — Otjihinamaperero. — Major von Glasenapp bei Owikokorero; Heldentat des Obermatrosen Ehlers. — Das Lazarett in Seeis. — Nachricht von der Hauptabteilung. — Erstürmung der feindlichen Stellungen bei Onjatu. — Ausbruch der Typhusepidemie. — Auflösung der Ostabteilung und Rücktransport. — Marschleistungen.

Schlußwort 251

Verzeichnis der Abbildungen

Seite
Obermatrose Auer . . . . Titelbild
Ortschaft Okahandja 5
Ortschaft Klein-Windhuk. 7
Ovamboknaben beim Kriegsspiel 20
S. M. Kanonenboot „Habicht“ verläßt Kapstadt 23
Mannschaften des Kanonenbootes „Habicht“, in Duala an Land beurlaubt 24
Gänzlich unzivilisierte Ovamboneger 29
Ortschaft Karibib im Verteidigungszustande 33
Zerstörte Eisenbahnbrücke zwischen Wilhelmstal und Okasise 36
Samuel Maharero, Oberhäuptling der Hereros, mit seiner Lieblingsfrau 39
Herero-Pontoks, vor diesen die Herero-Weiber 43
Feldhereros mit ihren Frauen in Festtracht 49
Marinesoldaten auf dem Marsche nach Omaruru 53
Alte Militärfeste in Omaruru 57
Die Einsetzung des Kapitäns Michael durch seine Stammesgenossen vor dem Aufstande 60
Bahnhof Karibib 63
Artillerie mit kleinkalibrigen Feldgeschützen, fertig zum Abmarsch . . 69
Die am 27. Januar 1904 in die Luft gesprengte Militärfeste in Otjimbingue 77
Verstärkte Besatzung der Hälbigschen Farm 79
9—15jährige Ovambo-Frauen 85
Halbverhungerte Überläufer von den Hereros 91
Besatzung der Station Waldau 100
Farm Hälbig vor Otjimbingue im Belagerungszustand 103
Zum Tode verurteilte Spione und Mörder werden Stammesbrüdern vorgeführt 106
Durch den Strang hingerichtete, überführte schwarze Mörder 113
Marinemannschaften mit Feldgeschütz, lagernd vor der Farm Etiro 117
Gefechtsstelle in den Klippen bei Omaruru, aus denen Hauptmann Franke die Herero vertrieb 120
Missionskirche in Keetmanshop im Süden des Schutzgebietes 125
Verbarrikadierung von Karibib mit Proviantkisten 127
Zerstörte Eisenbahnstation Waldau, mit Marinemannschaften besetzt 131
Schutztruppe beim Kasernenbau 133
Schutztruppe als Viehwächter 137

Seite
Zerstörte Bahnstation Waldau, mit Sandtonnen verbarrikadiert 141
Marinefeldlazarett in Okahandja, Vorderansicht 146
Rückansicht der Lazarettbaracken in Okahandja mit Feldküche und Proviantschuppen 150
Eisenbahnbrücke über das Swakoprivier bei Osonna mit Schmalspurbahnzug 162
Maschinenkanonenabteilung vom Marineexpeditionskorps 165
Station Waldau, durch eine Maschinenkanone verstärkt 167
Gefährliches Klippengelände, das den Schwarzen als Deckung diente . 171
Zivilisierte und Feldhereros vor ihren Pontoks 179
Wegen Mordes zum Tode verurteilte Schwarze und Bastards unter Bewachung von Klippkaffernpolizisten 185
Klippkaffernweib 189
Hottentottenführer Witboi mit seinem Stabe und verschiedenen Unterhäuptlingen 195
Matrosen beim Viehlanden auf der Reede von Swakopmund 199
Getreidebehälter der Ovamboneger im Norden des Schutzgebietes . . 203
Die Reede von Swakopmund mit der neuen Landungsbrücke 207
Ein vergnügtes Stündchen in Swakopmund 209
Schutztruppe nimmt Abschied von den Klippkaffernmädchen 213
Soldatengräber von im Kampfe gegen die Hereros gefallenen Deutschen 227
Abmarsch der Westabteilung von Omaruru 233
Kaffern beim Fischfang im Norden des Schutzgebietes 241
Kirri, die furchtbarste Waffe der Hereros 250
Situationsskizze vom Hauptkampfgebiet des Hererofeldzuges . am Schluß

I. Von der Ausreise bis zur Landung in Südwestafrika

Der Abschied. — Einschiffung in Hamburg. — Seekrankheit. — In den Hängematten. — Auf der Nordsee. — Durch den Kanal. — Im Golf von Biskaya. — Die Kanarischen Inseln (Las Palmas). — In Monrovia; die Monrovianeger. — Togoland. — Im Kamerungebiet. — Viktoria. — „Habicht“ und „Wolf“. — Regenzeit. — Linientaufe. — St. Paul de Loanda. — Kapstadt. — Vorbereitungen für die Landung in Swakopmund. — Eisenbahnfahrt ins Innere. — Nach Karibib.

Am 10. Oktober 1903, einem klaren, schönen Herbstmorgen, verließen wir früh 5 Uhr unter den Klängen der Militärkapelle der I. Matrosen-Division die Kieler Kaserne und marschierten nach dem Bahnhofe. Trotz der frühen Morgenstunde hatten sich, angelockt durch die schneidige Militärmusik, schon viele Leute auf der Straße angesammelt. Hier und da öffnete sich ein Fenster; ein Mütterchen schaute heraus, um ihrem einzigen Sohn, der in die Ferne zog, ein letztes Lebewohl zuzurufen, oder ein frisches Mädchen sandte, hinter der Gardine halb versteckt, dem Geliebten noch einen Abschiedsgruß. Gingen die „blauen Jungen“ doch voraussichtlich auf 14 lange Monate nach den afrikanischen Gewässern zum Schutze unserer dortigen deutschen Landsleute. Bisher war zu diesem Zwecke an der Westküste Afrikas ein Kanonenboot, S. M. S. „Habicht“ stationiert; wir sollten nun dessen Besatzung ablösen und im Stillen Ozean kreuzen; es galt, den unruhigen Eingeborenen in den jungen Kolonien die deutsche Flagge zu zeigen und ihnen den nötigen Respekt vor ihr beizubringen.

Gegen 5¾ Uhr kamen wir am Bahnhofe an, wo uns eine große Menschenmenge erwartete und freudig begrüßte. Die Menge begleitete uns bis zum Zuge; auf dem Perron ange-

langt, wurden wir nochmals verlesen, um festzustellen, daß niemand fehle. Wir waren 7 Offiziere und 130 Unteroffiziere und Mannschaften einschließlich des Maschinenpersonals. Es wurde nun eingestiegen, das Signal zum Abfahren ertönte, und hinaus brauste der Zug in die frische Herbstluft. Als wir so zum letzten Male durch die deutschen Fluren und Felder flogen, machte sich bei manchen eine gedrückte Stimmung bemerkbar, denen es schwer fiel, die Heimat zu verlassen; andere waren desto freudiger gestimmt in der Erwartung, bald den afrikanischen Boden zu betreten. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir in Hamburg an und marschierten vom Klostertorbahnhofe nach dem Anlegeplatze der „Woermann-Linie“, wo wir sogleich auf dem Passagierdampfer „Eleonore Woermann“ eingeschifft wurden. Endlich hatten wir jetzt den großen eisernen Koloß, welcher uns über den Stillen Ozean tragen sollte, unter uns und machten es uns darauf so bequem wie möglich. Wir begegneten dort der Ablösungsmannschaft von S. M. Vermessungsschiff „Wolf“, die gleichzeitig mit uns die Ausreise antrat. Es trafen so zirka 300 Mann von der Marine hier zusammen; zu diesen kamen noch verschiedene Passagiere an Bord, die teils geschäftlich, teils zum Vergnügen nach dem Süden gingen. So wurde es 5 Uhr nachmittags, als wir hörten, daß wir „klar“ seien, in See zu gehen. Am Kai hatten sich sehr viele Zuschauer eingefunden, welche uns noch einen letzten Scheidegruß zurufen und glückliche Heimkehr wünschen wollten. Zwei Schleppdampfer der „Woermann-Linie“ nahmen uns nun ins Schlepptau, bis wir den schönen, durch seinen großartigen Schiffsverkehr so imposanten Hamburger Hafen hinter uns hatten. Zum letzten Male wurden dann noch drei kräftige „Hurras“ zwischen Schiff und Land gewechselt, und wir sahen Hamburg langsam unseren Blicken entschwinden.

Gegen $9\frac{1}{2}$ Uhr abends passierten wir Cuxhaven, konnten aber nur dessen Lichter sehen, da es schon völlig dunkel war. Bald verspürten wir jetzt eine deutlich wahrnehmbare Hin- und Herbewegung des Schiffes (das „Schlingern“), was vom Seegang herrühren mußte. Wir hatten also bereits die Nordsee

erreicht, die immer ziemlich starken Seegang hat. Verschiedene von den Mannschaften, welche noch nie auf See gefahren waren, machten ein langes Gesicht, denn sie bemerkten schon die Vorboten der Seekrankheit, welche bei den „Neulingen" auch nicht ausblieb. Es wurde nun Zeit, schlafen zu gehen; wir waren durch die Eisenbahnfahrt sowie durch das Einschiffen und Verstauen unserer Kleidungsstücke ermüdet und ruhten daher bald sanft in „Morpheus' Armen", obgleich uns das Schlafen in den Schiffshängematten etwas ganz Ungewohntes war. Sie bestehen aus einem großen Stück Segeltuch, das an zwei Enden an großen Haken befestigt ist; zwei wollene Decken dienen dazu, das Lager weich und warm zu machen. Wenn man es erst gewöhnt ist, läßt es sich sehr gut und bequem in den Hängematten schlafen; sie nehmen weniger Platz ein wie Betten, denn sie können tagsüber zusammengerollt und in den dafür bestimmten Kästen verstaut werden. Ich schlief diese Nacht ziemlich fest, was auch bei den meisten Kameraden der Fall war. Aber als der Morgen kam, zeigte sich ein trauriges Bild. Mehrere lagen am Boden, andere sahen totenbleich aus und schüttelten sich vor Fieberfrost; auch mich wandelte ein Gefühl wie der Beginn der Seekrankheit an, aber ich hatte einen festen Willen, sie nicht über mich Herr werden zu lassen. Nachdem wir unsere Hängematten — die so fest zusammengerollt werden, daß sich im Notfalle ein Mann damit wie mit einem Rettungsgürtel zwei Stunden über Wasser halten kann — ordnungsmäßig verstaut und unsere Morgenwäsche beendet hatten, ging es zum Kaffeetrinken; viele fehlten dabei, sie waren außerstande, etwas zu genießen und saßen still in den Ecken. Wir begaben uns dann auf das Oberdeck, um uns zu orientieren, wo wir uns zurzeit befänden.

Wie hatte sich während der Nacht die Szenerie verändert! Vom Lande war keine Spur mehr zu sehen, die Wogen der Nordsee schlugen heftig gegen den Schiffsrumpf, weit und breit nur Himmel und Wasser, und der Nordwind pfiff über das Deck hinweg, daß es eine wahre Freude war. Wenn man die Nacht mit so vielen Menschen zusammen in dem engen Schiffsraume

(Zwischendeck) zugebracht hat, begrüßt man die frische Luft als eine wohltuende Belebung; besonders die Seekranken erholten sich in der Morgenkühle sichtlich. Wir hofften mit ihnen, bald ruhigere See zu haben, sie wurde jedoch im Laufe des Tags immer unruhiger und die „Kranken" sahen der Nacht mit Bangen entgegen — nicht ohne Grund, denn die Ärmsten hatten noch mehr wie in der ersten Nacht zu leiden.

Als wir hörten, daß wir am dritten Tage, der nun anbrach, schon wieder Aussicht auf Land hätten — wir sollten abends 10 Uhr nach Southampton (England) kommen—, freuten sich ganz besonders die erschöpften Seekranken; wir trafen auch pünktlich dort ein, sollten jedoch nach Übernahme der Post und Passagiere sogleich weiterfahren. Da sich aber plötzlich starker Nebel einstellte, mußten wir die Nacht vor Southampton liegen bleiben und fuhren erst morgens 5 Uhr weiter. Die Reise sollte nun durch den Kanal gehen; nach weiteren zwei Tagen passierten wir Dover und konnten auf der gegenüberliegenden Landseite auch einige Kalkfelsen von Calais sehen, denn wir waren jetzt an der engsten Stelle des Kanals zwischen England und Frankreich angelangt. Es wehte hier eine sehr „frische Brise", die uns eine Welle nach der andern über das Schiff warf, sodaß niemand auf dem Oberdeck bleiben durfte, weil die Wellen alles wegzuspülen drohten. Sobald wir den Kanal verlassen hatten, wurde es wieder ruhiger, und wir freuten uns, daß wir uns wieder auf Deck ergehen konnten; die meisten glaubten schon die Seekrankheit überwunden zu haben, als wir in der Nacht einen so starken Seegang bekamen, wie wir ihn bis dahin noch nicht gehabt hatten. In einer Ecke des Schiffsraumes standen einige Kisten, die durch das heftige Schlingern des Schiffes von einer Bordwand zur anderen geschleudert wurden, was ein unheimliches Getöse verursachte.

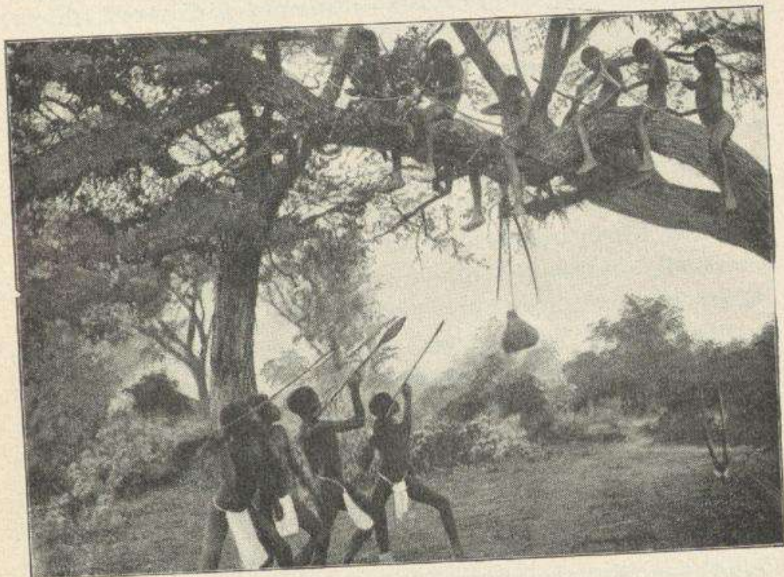
Wir befanden uns jetzt im Meerbusen von Biskaya, auch „Spanische See" genannt; dieser Meeresteil ist nie ruhig und daher gefährlich zu befahren, dabei hat die Spanische See unermeßliche Tiefen. Was hier an untergegangenen Schiffen auf dem Grunde liegt, repräsentiert ein ausreichendes Kapital, um

alle Schulden Spaniens zu bezahlen — und dies will etwas heißen! — Die noch nicht Seefesten fielen infolge des gewaltigen Seeganges in ihre alte Krankheit zurück, aber sie trösteten sich, als sie erfuhren, daß wir am 17. Oktober bereits nach Las Palmas kommen würden. Diese Stadt liegt auf den Kanarischen Inseln, ist also portugiesisches Gebiet; sie streckt sich malerisch am Fuße eines mit Reben bedeckten Berges aus und macht einen sehr romantischen, altspanischen Eindruck. Kleine Kähne wiegten sich in Menge auf dem Wasser, besetzt mit üppigen Spanierinnen, die manches freundliche Wort mit uns wechselten, was wir zwar nicht alles verstehen, aber an den lachenden, sonnverbrannten Gesichtern ablesen konnten. Die meisten boten Früchte zum Verkaufe aus, andere kamen zu uns an Bord und hielten Ansichtspostkarten feil; dabei bewegten sie sich so lebhaft, plapperten und schimpften so südlich-temperamentvoll, daß wir uns köstlich darüber amüsierten. Der ganze Hafen wimmelte von ihren mit Obst beladenen Booten.

Einen Tag blieb unsere „Eleonore Woermann" vor Las Palmas liegen, dann dampften wir wieder weiter, dem Äquator entgegen. Wir kamen jetzt in den südlichen Ozean, wo wir ruhigere See hatten; es war herrliches Wetter, besonders die Nächte wurden immer wärmer und die Sterne, namentlich das „südliche Kreuz", funkelten in nie gesehener Pracht und wundervollem Glanze auf uns herab. Hier hatten wir auch das Glück, das Meerleuchten kennen zu lernen; das ganze Kielwasser des Schiffes leuchtete und flimmerte in der Nacht, als wäre das Meer mit Millionen von Glühwürmchen besät. Je mehr wir gegen Süden kamen, desto interessanter wurde das nächtliche Bild; dazu ertönten vom Promenadendeck die munteren Klänge der Schiffskapelle und so verbrachten wir oft die ganze Nacht auf Deck, um das prächtige Schauspiel des Nachthimmels im südlichen Meere zu bewundern. Auch tagsüber fehlte es nicht an Merkwürdigkeiten; das Meer wimmelte hier von Tausenden fliegender Fische, die aus dem Wasser springen, 100—200 Meter weit dicht über den Wellen hinfliegen und dann wieder in die See fallen. Tagelang begleiteten uns zahlreiche

große „Tümmler“, die mit unserem Schiffe um die Wette schwammen und sich oft scharenweise um dessen Bug herumtummelten.

So verfloß die Zeit sehr schnell und wir waren schon nach drei Tagen in Monrovia, wo wir zum ersten Male afrikanischen Boden erblickten. Monrovia ist ein Hafenplatz des Negerfreistaates Liberia; es ist dies der einzige selbständige



Ovambo-Knaben beim Kriegsspiel

Negerstaat, welcher von einem schwarzen König regiert wird. Wir nahmen hier 75 Neger an Bord, die von jetzt ab hauptsächlich die Arbeiten in den Heiz- und Maschinenräumen verrichten sollten, da das weiße Personal den schweren Arbeiten bei der großen Hitze nicht gewachsen ist. Diese Neger machen die Reise mit und werden auf dem Rückwege hier wieder an Land gesetzt. Die Einschiffung bot ein sehr belebtes, originelles Bild; in kleinen Booten, die nichts weiter als ausgehöhlte Baumstämme sind, welche wie Nußschalen daherschwimmen,

kamen die nackten Burschen angerudert, dabei ihre landesüblichen Lieder singend, und man mußte, als sie sich näherten, die Ohren zuhalten, so betäubend war der „Palawer“ (Spektakel), den sie machten. Große Kisten schleppten sie mit, in denen ihre drei Sachen lagen, die aus einigen schmutzigen bunten Lappen oder alten Badehosen bestanden, welche sie nur an besonders festlichen Tagen anlegten. Hier und da purzelte ein solcher Nigger ins Wasser, war aber im nächsten Augenblick schon wieder auf dem Trocknen. Die Leute sind ganz vorzügliche Taucher; wirft man eine kleine Münze ins Meer, so springen gleich vier bis sechs von ihnen in das Wasser, sich schlagend und stoßend, bis sie schließlich ein Fünfpfennigstück erhaschen. Diese Strandnigger buddeln den ganzen Tag im Wasser herum, ihre einzige ernste Beschäftigung und Nahrungsquelle ist der Fischfang; sie fahren morgens bei Sonnenaufgang mit mehreren Hundert Booten hinaus auf die See, indem sie einen bunten Lappen als Segel aufspannen und singen und lärmen den ganzen Tag unermüdlich, bis sie dann am Abend mit den erbeuteten Fischen beladen heimkehren, empfangen von ihren Weibern, deren jeder von ihnen einige Dutzend hat. Bei uns an Bord machten sie es sich sogleich bequem; sie bekamen ihre eigene Küche, für die sie einen Mann bestimmten, der das Kochen zu besorgen hatte. Ihre Ansprüche sind sehr bescheiden; sie essen alle Tage Reis, der ihr Lieblingsgericht ist, sitzen dabei zu 20 oder 25 Mann an der Erde um einen großen Topf herum und verschlingen ihr „Futter“, als ob einer dem anderen seinen Teil nicht gönnte. Wenn sie nur immer „Plendi-Schopp-Schopp“ (viel zu essen) haben, dann kümmern sie sich um nichts, bis der Bootsmann mit einem dicken Tauende kommt; da werden die ewigbeweglichen Schwatzmäuler plötzlich still und sie verschwinden eiligst an ihre Arbeitsplätze, denn vor dem Tauende haben sie einen heillosen Respekt.

Die Häfen wurden nun häufiger, und wir erreichten schon nach weiteren zwei Tagen Axim, das an der englischen Goldküste liegt. Hier lieferten wir die Post ab und fuhren dann direkt weiter nach Seconde, Cap Coast Castle und Acra, alles

englische Häfen, bis wir nach dreiwöchentlicher Fahrt das deutsche Togogebiet erreichten. Von weitem sahen wir schon mit Vergnügen die deutsche Flagge wehen: es war Lome, ein Missionsort. Bald nach dem Ankern kamen einige Boote vom Lande an, welche den Bezirkshauptmann nebst einigen deutschen Angestellten der „Woermann-Linie" an Bord brachten, die aber nach kurzer Begrüßung sich wieder verabschiedeten, da wir gleich weiterfahren und an demselben Tage noch die deutsche Ansiedlung Groß-Popo erreichen wollten, welche auch abends 9 Uhr in Sicht kam. Von der Ortschaft sahen wir jetzt, da es bereits dunkel war, nur die Lichter von weitem erscheinen; aber desto schöner wurde die Aussicht am anderen Morgen, da wir erst morgens wieder in See gingen. Die Ortschaft liegt ganz reizend und von herrlichen Palmengruppen umgeben am tiefblauen Meere; im Hintergrunde erhebt sich ein mächtiger, tropischer Urwald. Es ist hier das ganze Jahr „Sommer" und so prangten sämtliche Bäume und Sträucher im schönsten, dunklen Grün. Wir sehnten uns alle nach festem Boden und wären sehr gern an Land gegangen; da erscholl aber schon der schrille Ton der Sirene und hinaus ging es in die blaue See. Noch ein Winken mit Mützen und Tüchern — und wir sahen die liebliche Ortschaft unseren Blicken entschwinden.

Jetzt lagen drei Tage Fahrt vor uns, ehe wir wieder Land sahen; es war dies das Kamerungebiet. Wir hatten den Kurs auf die deutsche Ansiedlung Viktoria gerichtet. Von weitem erblickten wir einige Mastspitzen, konnten jedoch noch nicht unterscheiden, was es für Schiffe waren, bis sich plötzlich wie ein Lauffeuer bei uns der Ruf verbreitete: „Habicht in Sicht!" Nun stürmte alles nach dem Oberdeck, um unser zukünftiges Heim zu begrüßen. Neben dem „Habicht" lag auch noch das Vermessungsschiff „Wolf"; beide Schiffe hatten einen langen Heimatwimpel gehißt zum Zeichen, daß die Mannschaft bald nach Deutschland zurückkehren solle. Als wir näher kamen, ertönten von den zwei Kriegsschiffen drei kräftige „Hurras", die begeistert von uns erwidert wurden. Gleich darauf kamen

die Kommandanten der beiden Schiffe zu uns an Bord, um ihre Nachfolger zu begrüßen. In Viktoria lagen wir zwei Tage und durften hier zum ersten Male an Land gehen; natürlich blieb keiner von uns zurück.

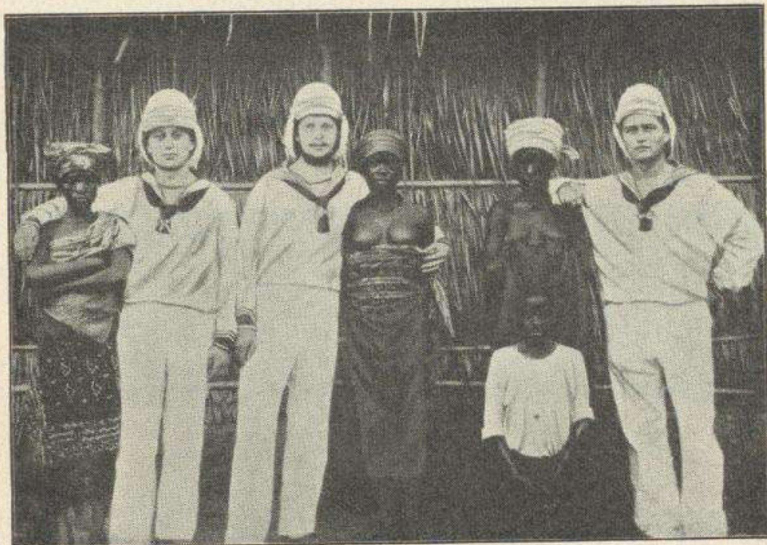
Viktoria ist ihrer Lage nach die schönste Ortschaft, die wir auf unserer ganzen Reise sahen. Im Hafen liegen mehrere kleine, von Weißen bewohnte Inseln; vorn um die Bucht herum leuchten im Glanze der tropischen Sonne die freundlichen Häuser der Weißen, hinter denen man die Hütten der Schwarzen erblickt. An diese sind große Kakao-, Kaffee-, Reis- und Tabakplantagen angeschlossen, in denen mehrere Tausend Kaffern unter Aufsicht von Weißen arbeiten. Im Hintergrunde erhebt



S. M. Kanonenboot „Habicht" verläßt Kapstadt

sich majestätisch der 4000 Meter hohe Kamerunberg, dessen Gipfel das ganze Jahr hindurch mit Schnee und Eis bedeckt und nur bei sehr klarem Wetter ganz zu sehen ist. Das Besteigen dieses Berges bietet fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Unten ist der Kamerunberg von undurchdringlichem Urwald umgeben, den tausende von Papageien, Affen und Vögeln aller Art bewohnen, die einen wahren Höllenlärm durch ihr Geschrei hervorbringen. Der Urwald wird aber auch von gefährlichen Raubtieren bevölkert; Bären, Hyänen, selbst Löwen und Tiger sind hier anzutreffen, die gefährlichsten — weil fast unsichtbaren — sind jedoch die vielen giftigen Schlangenarten, die dort massenhaft auf der Lauer liegen und für Tiere wie Menschen durch ihren Biß todbringend werden. Der Elefant ist in der Gegend gleichfalls heimisch; er zieht in Herden über

die dortigen großen Weideflächen und stampft alles nieder, was ihm in den Weg kommt. Eine Sehenswürdigkeit bildet der Botanische Garten, dessen Obstbäume voller Früchte hingen; wir labten uns an den großen und süßen Apfelsinen, an Bananen, Kokosnüssen, Melonen und sonstigen Tropenfrüchten so ausgiebig, daß wir vom übermäßigen Obstgenuß abends zum Teil



Mannschaften des Kanonenbootes „Habicht", in Duala (Kamerun) an Land beurlaubt

krank an Bord kamen. Das Klima ist hier sehr ungesund; als die häufigsten Krankheiten, von denen selten ein Weißer bei längerem Aufenthalt verschont bleibt, gelten Malaria, Ruhr und Schwarzwasserfieber.

Die kurze Zeit unserer Anwesenheit in dem schönen Viktoria ging schnell vorüber, und wir fuhren nun weiter nach Duala, wo der Austausch der Mannschaften vor sich gehen sollte und der „Habicht", der schon vorausgedampft war, uns bereits erwartete. Duala liegt an der Mündung des Kamerunflusses

und ist die größte Ortschaft von Deutsch-Kamerun; es hat eine Garnison, aus einer farbigen Schutztruppen-Kompagnie bestehend, und ist der Hauptsitz des Gouverneurs. Am 2. November erreichten wir unsere Endstation und gingen sogleich an Bord von S. M. Kanonenboot „Habicht", dessen Besatzung mit dem bisher von uns benutzten Passagierdampfer die Heimreise antrat.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt, während welcher Zeit wir den Proviant für ein halbes Jahr übernommen hatten, fuhren wir auf unserem schmucken „Habicht" nach Kribi an der Elfenbeinküste. Von dort dampfte unser Schiff nach Viktoria, wo wir wieder einige Tage ankerten und dann ging es zurück nach Duala, unserem Liegeplatz. Hier sollten wir uns „klar machen" für unsere Kapstadtreise und blieben deshalb bis zum 6. Dezember. Das Wetter war sehr ungünstig, da gerade die Regenzeit begonnen hatte; es verging keine Nacht, ohne daß es in Strömen regnete. Diese Zeit war für uns die ungesundeste der ganzen Reise; drei unserer Kameraden wurden hier von Malaria befallen, waren aber bis zur Abreise wieder ziemlich hergestellt, so daß sie die Reise mitmachen konnten. Am 6. Dezember morgens 7 Uhr lichteten wir die Anker, um Kamerun auf einige Monate zu verlassen.

In den ersten Reisetagen hatten wir sehr schönes Wetter, und es war eine Lust, mit vollen Segeln den Ozean zu durchqueren; der „Habicht" ist auch Zweimaster, wir konnten deshalb mit Dampf und mit Segeln fahren. Der Dienst war allerdings sehr schwer, weil die Segelmanöver erst eingeübt werden mußten. Da wir den Kurs südlich nahmen, waren wir nicht mehr weit von der „Linie" (Äquator) entfernt und es wurden im Geheimen schon Vorbereitungen für die „Linientaufe" getroffen. Nach Seemannsbrauch wird jeder, der zum ersten Male den Äquator passiert, dort „getauft". Für die meisten von uns, welche die Linie noch nicht passiert hatten, war das ein neues Ereignis, und wir warteten mit Spannung der Dinge, die da kommen würden. Am 14. Dezember nachmittags 3 Uhr erreichten wir nach dem Stande unserer Meßinstrumente

den Äquator; die Maschine stoppte und es erscholl das Kommando: „Alle Mann an Deck!" Als alles versammelt war, erschien unser Wachtmeister als Meergott Neptun verkleidet auf einem Wagen, den vier mit Ruß geschwärzte Matrosen zogen, und hielt feierlich die Taufrede, wobei jeder Offizier mit einer Ansprache einen Kotillonorden erhielt zum größten Gaudium der versammelten Mannschaft und seiner „Herren Kameraden". Bald sollte aber den „Grünen" das Lachen vergehen, als die eigentliche Taufe begann. Nach der Schiffsliste wurden die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften einzeln verlesen und diejenigen, die fehlten, holte man aus den versteckteſten Winkeln hervor, was ein als Polizist verkleideter Bootsmannsmaat besorgte. Viele Seeleute hatten sich auf das Kommende vorbereitet; nur mit einer Badehose bekleidet, den ganzen Körper mit Ruß geschwärzt, mit Knüppeln und Keulen bewaffnet, sahen sie aus wie schwarze Räuber, die das „Piratenschiff" des Neptun über den Äquator brachte. Unter dem Gelächter der Mannschaft führte man sie dann an eine mit Wasser angefüllte „Presenning" (aufgehängtes wasserdichtes Segel). Hier seifte man sie nach kurzer Zeremonie mit einer Lauge von Teer, Seife und Kalk ein und nun wurden sie mit einem riesigen, aus Holz angefertigten Rasiermesser „barbiert". Darauf kam der Rasierte in das Wasserbassin, wo die „Reinigung" vor sich ging. Zwei kräftige „Polizisten" zogen den gründlich Durchweichten wieder aus dem Wasser; jetzt mußte er noch durch einen zehn Meter langen Windsack hindurchkriechen, aus dem er schließlich halbtod als „Getaufter" hervorkam und „entlassen" wurde. Keiner blieb verschont; namentlich diejenigen, welche sonst oft am tollsten renommierten, nahm der „Barbier" gehörig unter das Messer. Verschiedenen besonders Vorlauten wurde dabei auch der sogenannte „altbacksche Zahn" gezogen, indem sie der Barbier mit einer großen Zange behandelte, das Zahnziehen markierend, so daß mancher zuletzt übel mitgenommen aussah. Widerstand wäre nutzlos gewesen, da der Schlauch der Dampfspritze, der seine Wasserstrahlen über das ganze Deck ergoß, sofort für die nötige Abkühlung gesorgt hätte.

Einer der Offiziere hatte sich aus Kamerun einen drolligen Affen mitgebracht, der mit seinem Herrn zusammen, welcher ihn immer auf dem Arme trug, dem Hofbarbier vorgeführt wurde. Letzterer seifte beide gleichzeitig ein und dabei purzelten Herr und Affe in das Bassin; der Affe stimmte ob dieser unfreiwilligen Badeprozedur ein großes Geschrei an, saß aber wenige Augenblicke später schon auf der höchsten Mastspitze, von wo er grinsend auf uns herunterlachte, daß er so glücklich entwischt war. Im ganzen gab es für einen Seemann einen köstlichen Spaß; diejenigen, die sich am meisten wehrten, bekamen schließlich noch ein Beruhigungsmittel in Form einer großen Pille, die aus Mehl und allen möglichen bitteren oder scharfen Gewürzen angefertigt war und von dem „Diener" des Neptun den armen Opfern verabreicht wurde. Nachdem alles vorüber war, konnte das Schiff, welches während der Tauffeier unter dem Kommando Neptuns nur langsame Fahrt machte, sein gewohntes Tempo wieder aufnehmen und unser Kommandant Korvettenkapitän Gudewill, der sich von der „Brücke" aus alles ansah, übernahm nun am Schlusse des dreistündigen Scherzes die Leitung des Schiffes wie vorher.

Es ging von jetzt ab alles seinen alten Gang und wir erreichten nach zehntägiger Fahrt St. Paul de Loanda. Die Lage im Fieberklima ist für Europäer sehr ungesund; der Ort liegt auf portugiesischem Gebiet und dient als Verbannungsplatz für Sträflinge aus Portugal, die langsam dahinsiechen. Zwei Tage blieben wir hier, dann wurde losgedampft nach Swakopmund, dem Haupthafen von Deutsch-Südwestafrika. Am 24. Dezember kamen wir auf der dortigen Reede an, fuhren aber, da sehr starker Seegang war, weiter, um unser Weihnachtsfest in Walfischbai (englisches Gebiet), die wir nach dreistündiger Fahrt erreichten, zu begehen. Walfischbai ist eine geschützte Bucht und die See pflegt daher dort meist ruhig zu sein. Schon am 27. Dezember wurden die Anker wieder gelichtet, und die Sandwüste um die Walfischbai entschwand rasch unseren Blicken.

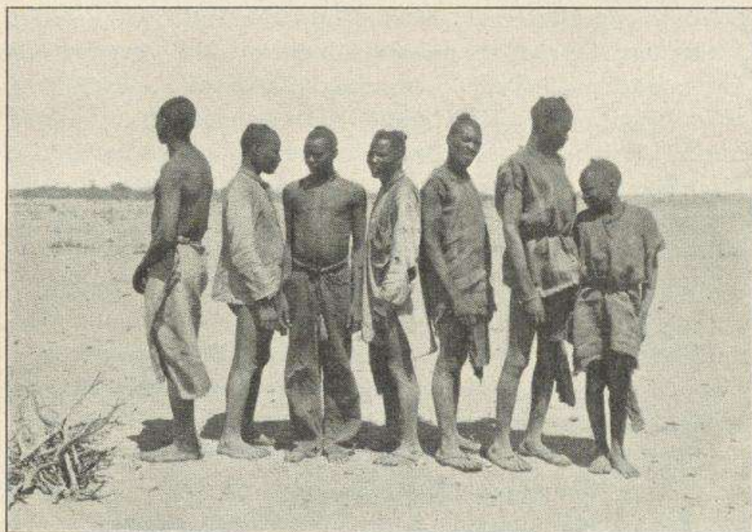
Wir waren nun etwa 23 Grad südlich vom Äquator, bemerkten aber, daß die Luft immer kühler wurde, denn wir hatten

eine kalte Meeresströmung erreicht und mußten, um uns vor Erkältungen zu schützen, unseren leichten Tropenanzug mit der blauen Uniform vertauschen. Als wir drei Tage unterwegs waren, stellte sich schlechtes Wetter ein, und wir kamen infolgedessen mit vier Tagen Verspätung erst am 10. Januar 1904 in Kapstadt an, einer großen Stadt, die an der südlichsten Spitze vom „Kap der guten Hoffnung" auf englischem Territorium liegt. In Kapstadt leben zirka 30 000 Deutsche; wir sollten sechs Wochen dort bleiben, um den „Habicht", der sehr reparaturbedürftig war, einzudocken, und freuten uns sehr, einmal wieder längere Zeit in dieser kultivierten Stadt — der ersten auf unserer ganzen Afrikareise — an Land gehen zu können. Wir wurden in Kapstadt überall sehr freundlich aufgenommen und bummelten oft bis in die späte Nacht durch die schönen Straßen. Besonders beliebt waren wir bei den englischen „Misses"; wir machten mit ihnen Ausflüge in die Umgebung von Kapstadt, besuchten in ihrer Begleitung Konzerte und hätten uns die sechs Wochen vortrefflich amüsiert, wenn nicht — leider schon sehr bald — ein Ereignis eingetreten wäre, was dem Vergnügen ein plötzliches Ende bereitete. Es erschien nämlich am 14. Januar vormittags 11 Uhr ein englischer Depeschenbote mit einem Telegramm für unseren Kommandanten, worauf die ganze Mannschaft nach 10 Minuten an Deck befohlen wurde.

Hier hörten wir, daß wir sogleich in See gehen müßten, da in Deutsch-Südwestafrika ein Aufstand der Hereros ausgebrochen sei. Wir waren nicht wenig erstaunt über diese Botschaft, die uns so schnell dem schönen Kapstadt entriß, mußten aber natürlich unseren Landsleuten unverzüglich zu Hilfe kommen. Es wurden also schnell Kohlen und Proviant an Bord geschafft und dann machten wir sofort seeklar, sodaß wir schon um 4 Uhr nachmittags Kapstadt verlassen konnten. Mit äußerster Kraft fuhren wir nach Swakopmund zurück und hatten so günstigen Wind, daß wir den Weg, zu dem wir auf der Hinreise nach Kapstadt 10 Tage gebraucht hatten, in 3 Tagen machten.

An Bord herrschte eine fröhliche Stimmung, da wir hörten, daß wir gelandet werden sollten. Es wurden Seitengewehre

geschliffen, Proviant in die Rucksäcke verpackt und die Arbeitskleider in einer von Tabak und Kaffee gekochten Brühe gefärbt, damit sie dem braungelben Sand ähnlich sehen und das Auge der Feinde täuschen sollten. Als wir am 18. Januar mittags 2 Uhr auf der Reede von Swakopmund eintrafen, war das Landungskorps (3 Offiziere und 50 Mann) an Deck angetreten, und wir brauchten nicht lange auf Nachricht zu warten, da schon



Gänzlich unzivilisierte Ovambo-Neger (nördlich von Damaraland)

einige Minuten nach dem Ankern der Bezirksamtmann Dr. Fuchs an Bord kam und unserem Kommandanten näheren Bericht über den Aufstand erstattete. Dr. Fuchs teilte ferner mit, daß sämtliche Truppen unter dem Kommando des Hauptmanns Franke im Süden gegen die dort aufständischen Hottentotten zusammengezogen seien. Dadurch, daß Damara- und Namaqua-Land von weißem Militär entblößt waren, hatten die Schwarzen hier freie Hand bekommen und den günstigen Augenblick benutzt, sich gleichfalls zu erheben.

Die Bürger Swakopmunds erwarteten uns bereits sehnlichst, da sie sich mit so wenigen Mann Besatzung nicht stark genug fühlten, den Hereros Stand zu halten. Die Frauen der Europäer waren auf die zurzeit dort vor Anker liegenden zwei Woermanndampfer gebracht worden, wo man sie vor Überfällen der Hereros geschützt wußte. Die Männer hatten sich verbarrikadiert, um ihr Leben im Falle der Gefahr so teuer wie möglich zu verkaufen und womöglich den Schwarzen einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Nun war Hilfe da durch das rechtzeitige Eintreffen unseres Kanonenbootes. Vom Lande aus wurde uns sogleich ein großes Leichterboot zugeschickt, da unsere Boote der starken Brandung nicht widerstehen konnten. Wir begaben uns in das Boot, stießen nach einem dreimaligen „Hurra" für unsere zurückbleibenden Kameraden — das Maschinenpersonal und die Geschützbesatzung — ab und betraten nach 10 Minuten die Swakopmunder Mole. Dort hatte sich bereits die ganze Bürgerschaft versammelt, um uns zu begrüßen. Ein Eisenbahnzug, der uns ins Innere bringen sollte, stand schon bereit, denn der Aufstand war einige hundert Kilometer weit im Innern entbrannt; Eisenbahn und Telegraph hatten die Schwarzen zerstört, so daß man von den bedrohten Ortschaften und Stationen keine Nachrichten erhalten konnte und das Schlimmste befürchten mußte.

Wir verloren deshalb keine Zeit, damit wenigstens nicht alle Gefährdeten dem Raubgesindel zum Opfer fielen. Ohne Aufenthalt wurden wir auf die offenen Wagen verladen und stellten unsere zwei Revolverkanonen sowie zwei Maschinengewehre zum sofortigen Gebrauche auf. Noch drei Hurras von unseren Landsleuten — und mit der größten Schnelligkeit, die bei der dortigen Schmalspurbahn zulässig ist (15 Kilometer die Stunde), fuhren wir durch die Sandwüste dem Innern zu. Da das Terrain sehr bergig ist, mußten zwei Lokomotiven benutzt werden; auch führten wir vorsichtshalber zwei Wagen voller Schienen und sonstiges Eisenbahnbaumaterial mit, die ein Sachverständiger begleitete, um etwaige Schäden ausbessern zu können.

Auf verschiedenen Stationen trafen wir unterwegs Flüchtlinge an, die ihr Hab und Gut hatten im Stiche lassen müssen, um das nackte Leben zu retten. Alle Schwarzen, die wir auf den Bahnstationen vorfanden, nahmen wir fest und schickten sie unter Bedeckung nach Swakopmund zurück, wo sie als Gefangene an Bord der dort ankernden Woermanndampfer gebracht wurden, um ihnen jede Verbindung mit ihren Stämmen abzuschneiden. Die ersten Stationen fanden wir noch unversehrt vor; nur an der gedrückten Stimmung der Bewohner konnten wir erkennen, daß etwas Außergewöhnliches passiert sein mußte. Man vermutete sogar, daß alle Farmer und Ansiedler im Innern ermordet seien. Einige Tage vorher war Oberleutnant d. R. Zülow mit einem Trupp Kriegsfreiwilliger ins Innere abgegangen, von denen ebenfalls jede Nachricht fehlte.

Da wir nur 53 Mann zählten, so schickte unser Führer Kapitänleutnant Gygas ein Telegramm nach Swakopmund mit dem Ersuchen um Verstärkung, und es kamen dann vom „Habicht“ noch 35 Mann unter einem Offizier nach, sodaß wir nun 88 Mann stark waren. Am andern Morgen kamen wir nach Kubas (Kilometer 144,35), einer größeren Station. Hier erfuhren wir von der Besatzung, daß Schwarze in der Nähe seien und etwa 200—300 Stück einem Farmer gestohlenes Großvieh über die Berge trieben. Sofort machten sich drei kriegsfreiwillige Farmer unter Benutzung der einzigen drei Pferde, die zur Stelle waren, auf und ritten den Schwarzen nach.

Wir ließen, ehe wir weiterfuhren, in Kubas eine Verstärkung von 1 Unteroffizier und 9 Mann zurück. Unsere Aufgabe bestand zunächst darin, sobald wie möglich Karibib zu erreichen, mit dem jede Verbindung abgeschnitten war. Die kleineren Stationen, die wir antrafen, fanden wir alle leer; die Bewohner hatten sich geflüchtet. Daß kurz vorher Hereros dort gehaust hatten, erkannten wir an der Unordnung, die man überall sah. Alles war demoliert, keine Fensterscheibe ganz, Telephon und Telegraph weggerissen und zertrümmert. Auf der Station Habis (Kilometer 179,68) fanden wir den Bahn-

wärter, einen Greis von zirka 70 Jahren, in seinem Blute auf der Veranda liegen. Den Kopf hatte man ihm vollständig zerschmettert — es war das erste Opfer des Aufstandes, das wir fanden. Der treue Hund, der seinem Herrn wahrscheinlich folgen wollte, lag erschossen neben dessen Leiche; die ganze Station bot ein schreckliches Bild der Verwüstung. Nachdem wir den Leichnam des alten Bahnwärters in seinem Gärtchen begraben hatten, setzten wir noch die Telephonleitung wieder in Funktion und stellten so die Verbindung mit der Küste her. Dann ging die Fahrt weiter, immer durch Berge und zwischen Felsen hindurch, wobei wir oft sehr gefährliche Stellen passieren mußten, an denen man uns mit Leichtigkeit den Weg hätte versperren können, da die felsigen Klippen oft so nahe herantraten, daß man sie vom Zuge aus mit den Armen erreichen konnte. Es war ein Glück für uns, daß die Schwarzen uns hier nicht aufhielten, denn wir hatten schon genug Störungen durch Bahndefekte, weil die Regenzeit angebrochen war und das Wasser Tag und Nacht ununterbrochen vom Himmel fiel. Was die Schwarzen nicht demolierten, das vernichtete jetzt der Regen; an manchen Stellen war das Geleise der Bahn vollständig fortgespült und wir waren gezwungen, zu halten, um mit Spaten und Hacken, das Gewehr auf dem Rücken hängend, den zerwaschenen Bahndamm erst zu reparieren. Dann kam wieder eine steile Steigung; alle Mann mußten aussteigen und mit einem Anlauf den Zug den Berg hinaufschieben, denn die kleinen Lokomotiven besaßen nicht die Kraft, auf den nassen — an vielen Stellen mit Gras überwachsenen — Schienen den Zug hochzuziehen. Hatten wir die Höhe glücklich erreicht, so gab es ein interessantes Schauspiel; wir konnten alle aufsitzen und fuhren mit Volldampf den Abhang hinunter. Unten angelangt, sahen wir uns plötzlich vor einer kleinen Brücke, die über ein sonst trockenes „Rivier“ (Flußbett) führte, das aber jetzt zur Regenzeit mit Wasser gefüllt war; bis an die Knie im Wasser watend, mußten wir nun arbeiten, damit wir wieder „freie Bahn“ schafften. So ging es den Tag und die Nacht hindurch; es dachte niemand von uns daran, ein Auge zu schließen, da

wir jeden Augenblick darauf gefaßt sein mußten, von den schwarzen Horden angegriffen zu werden. Einzelne Schwarze sah man dann und wann zwischen den Felsen auftauchen, wo sie jedoch stets sofort wieder verschwanden. Es fielen auch einige Schüsse, doch wir legten denselben zunächst keine Bedeutung bei. Als wir auf der nächsten Station die Telephonverbindung wieder herstellten, erfuhren wir von der Station Kubas, daß zwei von den am Morgen fortgerittenen drei Kriegsfreiwilligen



Bahnhof Futterplatz Windmotorpumpe Barrikade aus gefüllten Säcken

Die Ortschaft Karibib im Verteidigungszustande

zurückgekehrt seien; davon sei ein Mann schwer verwundet, der dritte werde vermißt. Da es an Verbandzeug fehlte, kehrten wir sofort um und hörten nun auf der Station, daß die drei Mann ein Patrouillengefecht mit etwa 200 Schwarzen gehabt hatten; dabei erhielt der eine die schwere Verwundung, der Vermißte wollte aber dennoch das gestohlene Vieh zurückerobern — weiter wußte man nichts. Die Verwundeten nahmen wir mit.

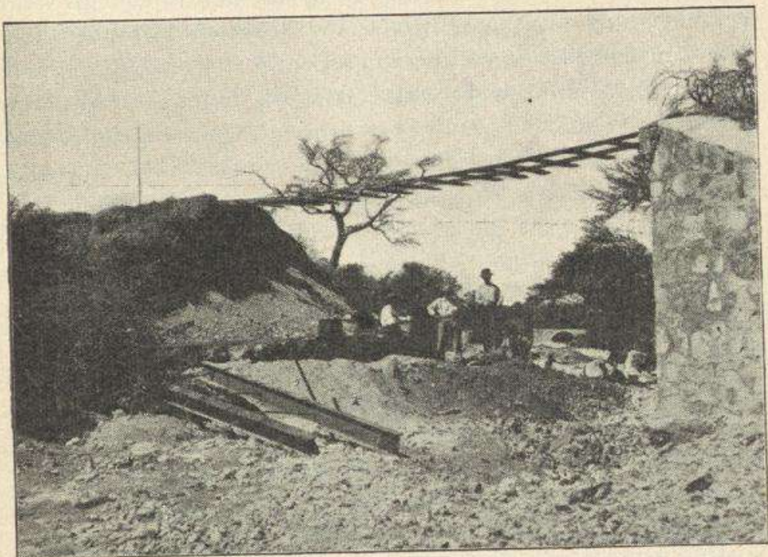
Wir durften uns hier nicht lange aufhalten, da die Schwarzen doch tatsächlich „über alle Berge" waren und wir

sie zu Fuß in diesem steinigen Terrain nicht mehr einholen konnten. So fuhren wir denn vorwärts gegen Karibib (194,26 Kilometer), das wir auch glücklich am selben Abend noch erreichten. Die Bewohner von Karibib, die uns schon von weitem kommen sahen, hatten sich alle auf dem Bahnhofe versammelt und die deutsche Flagge gehißt, was uns ganz heimatlich anmutete; nun fühlten sie sich sicher — „die Marine war ja da!“ Karibib befand sich im Belagerungszustand und war vollständig von der Außenwelt abgeschlossen. Sämtliche in der Nähe wohnenden Farmer nebst Frauen und Kindern hatten sich nach Karibib geflüchtet, und wer noch ein Gewehr halten konnte, war bis an die Zähne bewaffnet. Alle wollten bis zum letzten Mann kämpfen, denn Schonung seitens der Schwarzen — das wußten sie — hatten weder die Frauen, noch die kleinen Kinder zu erwarten; jedes menschliche Wesen, das ihnen in die Hände fiel, wurde grausam zu Tode gemartert. Selbst Greise von siebzig Jahren waren mit einem Gewehr oder Revolver bewaffnet. Die Frauen der Farmer ließen es an Aufopferung nicht fehlen, standen den Männern tapfer zur Seite und luden ihnen die abgeschossenen Gewehre neu. Den Proviant- und Güterschuppen hatte man ausgeleert und sämtliche mit Waren gefüllten Kisten nebst den vorhandenen Reis- und Kartoffelsäcken waren nach zwei Seiten hin aufgestapelt, so daß sie eine Barrikade bildeten, die bei einem Überfall vor den feindlichen Kugeln Schutz gewähren sollte. Das Kommando hatte Oberleutnant d. R. Kuhn übernommen, jeder Mann in Karibib war Soldat. Man erwartete alle Tage einen Angriff; die Schwarzen hatten die Ortschaft auf mehrere Kilometer im Umkreis umzingelt. Kam eine deutsche Patrouille in die Nähe, so wurde sie von den Feinden niedergeschossen; von einer Patrouille erschossen sie einen Tierarzt und einen Farmer (Rösemann), während sie einen anderen so schwer verwundeten, daß er einen Arm verlor. Die Schwarzen hatten die Absicht, die Ortschaft Karibib in den nächsten Tagen zu überfallen, wurden jedoch durch unser Eintreffen an ihrem edlen Vorhaben verhindert. Vor den „Soldaten ohne Hemd“, wie sie uns nannten, war ihr

Respekt groß, noch größer aber vor dem „Zauberrohr" (Maschinengewehr). Wir wurden in den dortigen drei größeren Restaurationen untergebracht und fanden auf dem Fußboden oder auf der Kegelbahn bald jeder ein Plätzchen, um uns auszuruhen (Betten gab es für uns nicht mehr). In voller Kriegsausrüstung, immer das Gewehr im Arm, schlief die eine Hälfte unserer Leute, die andere Hälfte war indessen auf Wache und an allen Ecken wurden ständig Doppelposten aufgestellt. Wir befanden uns nun zwar in Karibib, hatten hier aber noch nichts ausgerichtet und konnten vorerst auch nicht weiterkommen, da wir die Station nicht ohne Besatzung lassen durften. Um gegen einen solchen Feind in einem mit Dornengebüsch und Felsenklippen besäten Terrain ohne landeskundige Führer vorzugehen, waren wir überdies zu wenig Mannschaften; wären wir mit der ganzen Besatzung an einer Seite vorgegangen, so würden die Schwarzen von der anderen Seite über die Ortschaft hergefallen sein und alles ermordet haben, was an Frauen und Kindern hätte zurückbleiben müssen. Wir waren also gezwungen, vorerst dazubleiben und das in der Heimat mobil gemachte Marine-Expeditionskorps abzuwarten. Inzwischen brachten wir die zerstörte Bahnstrecke nach Okahandja in Ordnung, um die Verbindung mit diesem Orte wieder herzustellen, von dem auch kein Lebenszeichen zu uns drang. Zehn Mann wurden auf die Station Kubas geschickt, dreißig Mann sollten in westlicher und ebenso viele in östlicher Richtung die Bahn reparieren; der Rest verblieb mit den etwa vierzig waffenfähigen Männern Karibibs in dieser Ortschaft, um sie zu schützen.

Das technische Personal — die Pioniere des Landungskorps — ging an die Ordnung und Ausbesserung des im Maschinenschuppen lagernden, außerordentlich reichlichen, jedoch verwahrlosten Eisenbahnmaterials, von dem innerhalb acht Tagen allein zwei Lokomotiven wieder in brauchbaren Zustand versetzt wurden. Das Vorgelände des Ortes machte man gleichzeitig „sturmfrei"; es wurden Drahthindernisse gezogen und von den vorhandenen Revolverkanonen — zwei weitere

waren noch erbeten worden — eine auf dem Wasserturm und je eine in der Vorder- und Rückfront der Barrikaden aufgestellt. Die erstere beherrschte das ganze Gelände rund um Karibib; die dort dauernd stationierte Geschützbesatzung bildete zugleich die Wache. In der Folgezeit blieb die Gegend zwischen Karibib und Kubas so gut wie gänzlich vom Regen verschont, desto heftiger fiel er dagegen im Osten und zwang schließlich durch die



Zerstörte Eisenbahnbrücke zwischen Wilhelmstal und Okasise

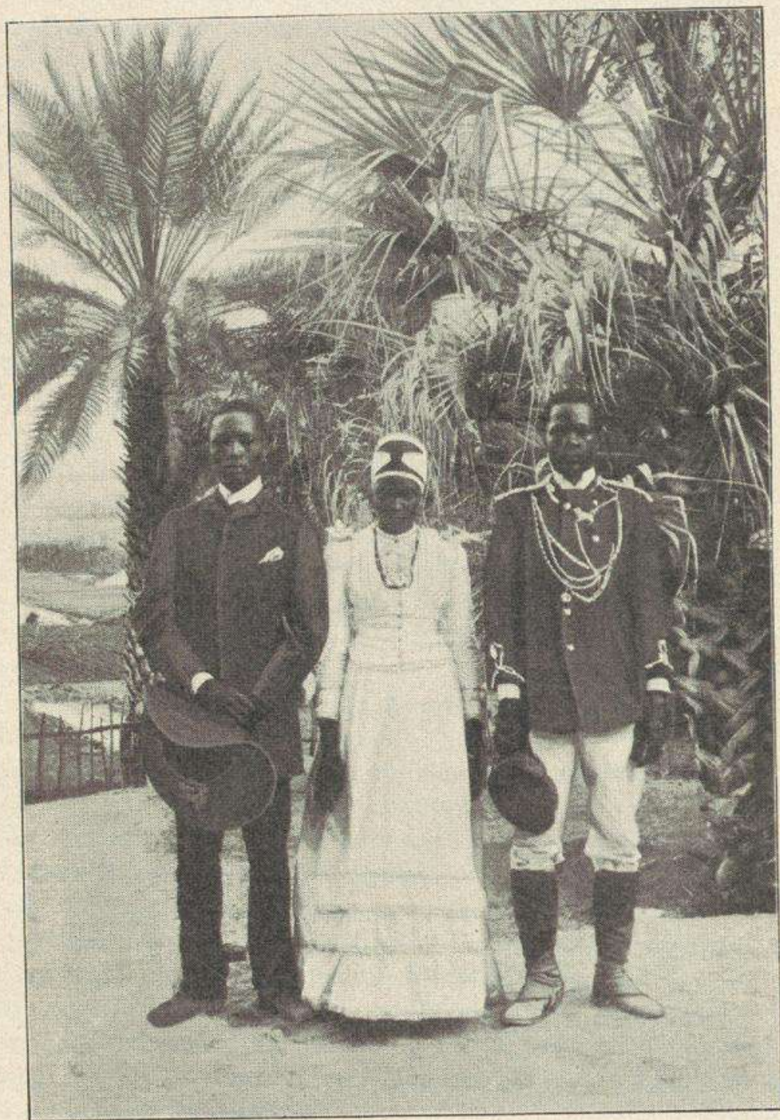
immer wieder von neuem hervorgerufenen Zerstörungen des Bahnkörpers zum gänzlichen Einstellen der Arbeiten. Wir hatten dabei eine Revolverkanone mit, die auf einem flachen Eisenbahnwagen montiert und durch am Rande des Wagens aufgestellte Sandsäcke geschützt war, wurden aber von den Eingeborenen jetzt sehr wenig gestört; letztere beschränkten sich darauf, gelegentlich einige Telegraphendrähte herunterzureißen, Stangen umzuwerfen oder die Bahnschienen zu lösen — ein Zeichen, daß sie in unserer Nähe waren und uns beobachteten.

Trotzdem wir manchmal ausschwärmten und den ganzen nahen Busch absuchten, fanden wir jedoch nie einen Schwarzen. Unter äußerst mühevollem Arbeiten in der Gluthitze war am 22. Januar mittags 2 Uhr Kilometer 228 erreicht worden. Die dortige Brücke von etwa 4 Meter Höhe und 5—6 Meter Länge hatte das Wasser mit Pfeilern und Damm fortgerissen, was noch stehen geblieben war, wurde von den Schwarzen vollends zertrümmert; wegen Mangel an Material zur Beseitigung derartiger schwerer Schäden kehrten wir wieder nach Karibib zurück, um zunächst das Material heranzuschaffen. An diesem Tage war dort morgens 11 Uhr ein von Okahandja entkommener, mehrfach verwundeter Viehtreiber eingetroffen und hatte die Sicherung des Ortes durch Oberleutnant Zülow, der mit seinen beiden Zügen bereits vor Tagen dort angelangt sei, gemeldet; damit war die Sorge um dieses Korps und die Ortschaft beseitigt. Die Nachricht beruhigte um so mehr, als der am nächsten Morgen (23. Januar) zur Wiederherstellung der Brücke entsandte Zug wegen gänzlicher Unfahrbarkeit der Strecke bereits bei Kilometer 205 umkehren mußte. Wir brauchten uns nicht mehr allzusehr zu beeilen, da wir wußten, daß Okahandja gesichert war. Der nächtliche Regen hatte den Bahnkörper so schwer beschädigt, daß an ein Weiterfahren zurzeit nicht gedacht werden konnte, weil die Wiederherstellung des Bahnkörpers bei den anhaltenden Regengüssen unmöglich schien; jeder Versuch dazu wäre lediglich ein nutzloser Aufbrauch unserer Kräfte gewesen. Unter diesen Umständen stellten wir die Bahnarbeiten ostwärts zunächst ein.

II. Von Karibib bis Otjimbingue

Nachrichten von den Bedrängten. — Hauptmann Franke in Windhuk. — Sturm auf den Kaiser-Wilhelms-Berg; Rückzug Samuel Mahareros. — Bahnherstellungsarbeiten. — Unerwartete Ankunft Frankes. — Verwüstete Stationen. — Die Pontoks. — Gefangene Mörder. — Auffindung des ersten erschlagenen Deutschen. — Das Leben in den Hererowerften. — Jagden der Eingeborenen; woher sie Waffen und Munition hatten. — Die Klippkaffern. — Eintreffen der Schutztruppler-Ablösung. — Omaruru und Umgebung. — Der Heliograph. — Oberleutnant z. S. Hermann. — Zähes Leben der Schwarzen. — Teufeleien der Hereros. — Rückblick auf die Belagerung von Karibib. — Schicksal einer Farmersfrau. — Regenzeit. — Beschleichen unserer Posten durch den Feind. — Büchsenfleisch. — Das Marine-Expeditionskorps. — Major von Glasenapp und Major von Estorff. — Gouverneur Leutwein. — Ochsenwagentransporte. — Auf dornigen Wegen. — Marschbeschwerden. — Trinkwasserverhältnisse. — Eintreffen in Otjimbingue.

Mittlerweile war es unserem Führer, Kapitänleutnant Gygas gelungen, von den übrigen eingeschlossenen Ortschaften Nachrichten zu erlangen; als Boten hatten Bergdamaras Verwendung gefunden, die hierfür die geeignetsten Leute sind, da sie dieselbe Kleidung wie die Hereros trugen und deshalb von letzteren nicht so leicht für deutsche Boten gehalten wurden. Hätte der Feind geahnt, daß es deutsche Kundschafter waren, so wären sie natürlich niedergemacht worden. Wir erfuhren nun auch, daß Hauptmann Franke, der heliographisch am 15. Januar zurückbeordert wurde, mit seiner 137 Mann starken zweiten Feldkompagnie unterwegs sei, und dachten uns, daß Franke, falls ihn das Heliogramm erreicht hatte, vielleicht schon in Windhuk oder einer anderen Ortschaft der Gegend eingetroffen sein müsse, sodaß diese Stationen durch ihn geschützt gewesen wären. In der Annahme hatten wir uns nicht getäuscht, denn — wie wir später hörten — war Hauptmann Franke tatsächlich schon in Eilmärschen mit seiner zweiten Feldkompagnie nach mehreren siegreichen Gefechten, die er unterwegs mit



× Samuel Maharero, der Oberhäuptling der Hereros, mit seiner Lieblingsfrau

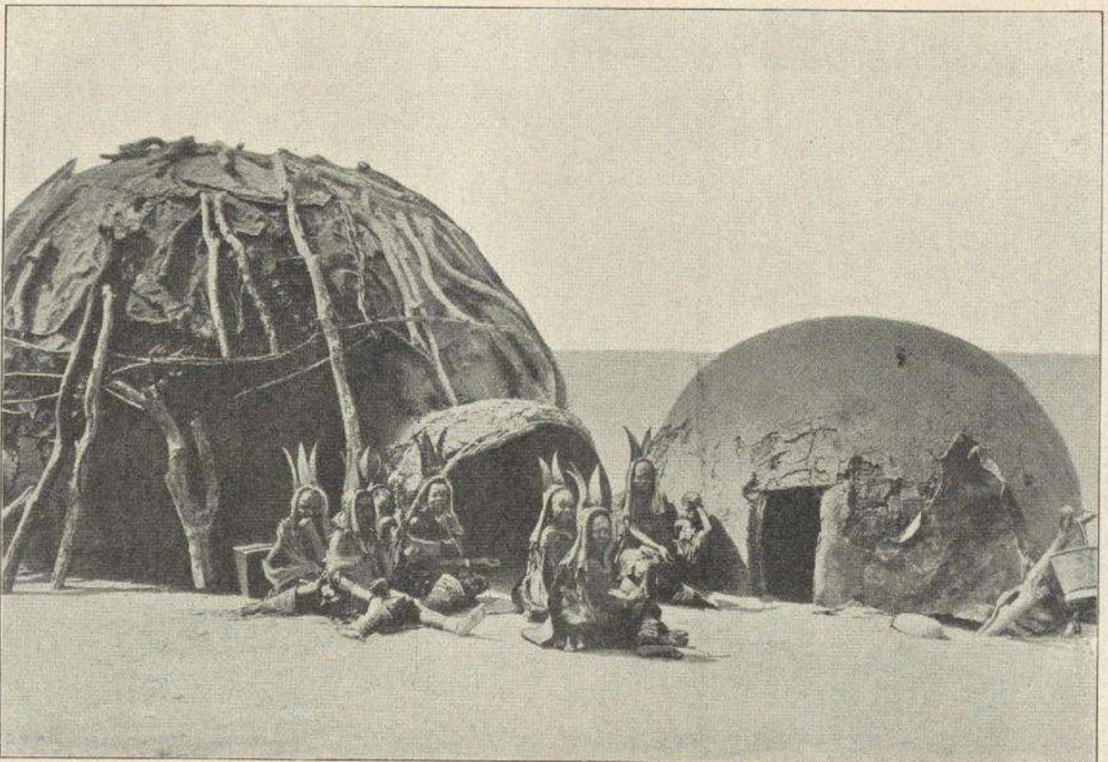
den Hereros bestanden hatte, in Windhuk eingetroffen, wo er die Umgegend von den Schwarzen säuberte, um dann sofort nach Okahandja aufzubrechen. Es war eine äußerst anstrengende Leistung für Offiziere und Mannschaften, 300 Kilometer in $4^1/_2$ Tagen zu Pferde zurückzulegen. Hauptmann Franke traf bei seiner Ankunft auch in Okahandja auf schweren Widerstand, da die Ortschaft vollständig von Schwarzen eingeschlossen war. In der Nähe, einige tausend Meter von Okahandja, befindet sich der Kaiser Wilhelms-Berg, dessen Klippen und Büsche von Hereros dicht besetzt waren, die von hier aus Okahandja beschossen. Hauptmann Franke erstürmte sogleich nach seiner Vereinigung mit der Besatzung von Okahandja den Berg unter Verwendung mehrerer kleinkalibriger Feldgeschütze. Der Hauptsitz der Hereros war die Gegend um Okahandja, wo sie sich unter dem Befehl ihres Oberkapitäns Samuel Maharero vereinigt hatten. Nach dieser Niederlage zog sich letzterer, da er sich gegen die Deutschen allein nicht stark genug fühlte, in die Water- und Omaruruberge, ein schwer zugängliches Terrain, zurück, um dort mit den übrigen Unterkapitänen und Stammesgenossen zusammenzutreffen.

Wir waren jetzt einigermaßen unterrichtet, sodaß wir das Weitere ruhig abwarten konnten. Dennoch nahmen wir, als der Regen etwas nachließ, die Bahnarbeiten von neuem auf. In mit Material beladenen gepanzerten Zügen, auf denen immer eine Revolverkanone vorn auf einem leeren Wagen der Lokomotive und ein Maschinengewehr im Anhängewagen untergebracht waren, befuhren wir nun jeden Tag die Strecke und besserten dieselbe — mit Schaufeln, Spaten und Spitzhacken bewaffnet — aus. Einige bei uns befindliche „Fachleute“, d. h. Mannschaften vom Maschinenpersonal, die sonst Pionierarbeiten versahen, schraubten die defekten Schienen zusammen und so ging es vierzehn Tage fort, obgleich sich der Regen zeitweilig wieder eingestellt hatte.

Eines nachmittags gegen $^1/_2$7 Uhr, als wir gerade von der Strecke zurückgekommen waren, meldeten die Vorposten, daß

mächtige Staubwolken aufwirbelten, woraus wir auf herannahende Reiter schließen konnten, die wir natürlich für Feinde hielten, denn an Hauptmann Franke dachte noch niemand von uns. Kapitänleutnant Gygas gab sofort Befehl zum Sammeln, und jeder eilte an seinen Posten oder an sein Geschütz; es wurde alles fertig gemacht, um den vermutlichen Feind gebührend mit „blauen Bohnen" zu begrüßen. Wir sahen vorerst nur eine näherrückende schwarze Linie Reiter in Staub gehüllt, die mit großer Geschwindigkeit herankamen. Da bemerkten endlich einige Farmer, welche gleich nach der nahen Heliographenstation geeilt waren und die Hauptmann Franke von früher her kannten, daß vorn der Schimmel Frankes in Sicht kam, auf dem dieser selbst voraus ritt. Sobald wir erkannt hatten, daß es Weiße waren, stürmten die Bewohner der Ortschaft ihrem beliebten Schutztruppenoffizier Franke entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Mit lautem Jubelgeschrei und Hurras wurden die Ankommenden von der Einwohnerschaft empfangen und wir hißten freudig die deutsche Flagge. Hauptmann Franke saß stramm auf seinem bekannten weißen Pferde; seine Uniform sah infolge der Strapazen allerdings nicht besser aus, wie die seiner wackeren Mannschaften. Wir mußten antreten, und unser Befehlshaber, Kapitänleutnant Gygas, ließ den Frankeschen Truppen den üblichen militärischen Gruß durch „Stillstehen" darbringen, während die beiden Offiziere sich herzlich die Hände drückten. Dann zogen sie sich zurück, um das Weitere über ihren Feldzugsplan zu besprechen.

Die Truppen des Hauptmanns Franke sahen sehr ermüdet und heruntergekommen aus, was die Strapazen der furchtbaren Eilmärsche bei Tag und Nacht und oft im strömenden Regen, die sie hinter sich hatten, am deutlichsten zeigte. Hauptmann Franke gab sofort Befehl, abzusatteln, damit seine Leute rasten und ihre Erlebnisse mit uns austauschen konnten; der beliebte Führer stiftete noch dazu einige Kisten Bier, die doppelt geschätzt wurden, weil die Flasche dort 2,50 Mark bis 3 Mark kostete, so daß sich ein Soldat den Genuß nur sehr selten



Herero-Pontoks (Hütten), vor diesen die Herero-Weiber

zu leisten vermochte. Schon am andern Tage rückte Hauptmann Franke mit seinen sieggewohnten Reitern wieder ab.

Korvettenkapitän Gudewill, der Kommandant des „Habicht", der seinen Sitz in Swakopmund hatte und damals als unser „Höchstkommandierender" galt, erteilte von dort aus sämtliche Befehle. Die zweite Feldkompagnie unter Hauptmann Franke sollte jetzt ordregemäß nach Omaruru, das vom Hererokapitän Michael mit seinen Leuten besetzt war, gehen, um es von den Schwarzen, die diesen Platz hart bedrängten, zu befreien. Die „Habicht"-Mannschaften unter Kapitänleutnant Gygas übernahmen die gesamte Bahnstrecke von Swakopmund bis Windhuk. Zuerst sollten sich einige deutsche Matrosen anschließen, sie mußten dann aber, da sie im Reiten noch nicht genügend geübt waren, zu ihrem Bedauern darauf verzichten, und so wurden beim Abrücken am 3. Februar abends nur einige Kriegsfreiwillige mitgenommen. Tags darauf rückte das „Habicht"-Landungskorps weiter nach Osten ab, um die Bahnlinie vollständig wiederherzustellen; nur einige Bedienungsmannschaften für die zurückgelassenen Geschütze blieben in Karibib. Zwei Revolverkanonen und zwei Maschinengewehre wurden auf dem Eisenbahnzuge mitgeführt. Alle Stationen, die wir unterwegs antrafen, waren von Weißen entblößt und furchtbar demoliert; keine Fensterscheibe war heil, alle Fernsprechleitungen hatten die Schwarzen zerstört. Sämtliche zurückgelassenen Haustiere, Hunde und Katzen waren getötet, die Hühner lebendig gerupft worden und was sich von Menschen nicht bei Ausbruch des Aufstandes schnell nach größeren Ortschaften oder Stationen — die man aber durch Barrikaden zu kleinen Festungen gemacht hatte — retten konnte, schlugen die grausamen Gegner ohne Gnade tot. Von unseren Leuten wurde alles gründlich nach Schwarzen durchsucht, und wir fanden auch einige von ihnen in ihren „Pontoks" (Hütten) versteckt, die wir natürlich hervorholten und als Gefangene mitführten.

Die Bauart dieser Pontoks ist eine eigentümliche; sie bestehen aus in die Erde gesteckten, oben zusammengebogenen Ästen, haben also die Gestalt einer spitzen Halbkugel und sind

mit Blechstücken, Brettern, Fellen oder sonstigem Bedachungsmaterial gedeckt. Die Lücken werden mit Erde und Ochsenmist wetterdicht verschmiert, der Fußboden besteht gleichfalls aus gestampftem Lehm und Ochsenmist. Der Eingang zu diesen Hütten ist sehr klein und niedrig, so daß man nur in gebückter Stellung hindurchkriechen kann. Oben hat der Pontok eine kleine Öffnung, damit der Rauch von der Feuerstelle abzieht. Der Fußboden ist mit Fellen zum Nachtlager bedeckt, einen Tisch oder ähnliches gibt es nicht. Die Hereros essen vom Boden aus einem allgemeinen Familientopf, aus dem sie mit den Händen schöpfen, ihren abgekochten Reis, was für Europäer sehr appetitlich anzusehen ist. Männer, Weiber und Kinder hocken rund um den Topf, lebhaft schwatzend und gestikulierend. Die Sprache ist ein Geschnalz, das man, wenn man einige Zeit bei der Truppe ist, leicht nachahmen lernt. Bei schönem Wetter hocken sie im Freien vor der Hütte und kochen dort ihre Mahlzeiten ab. Sobald sie genügend Reis — ihr Lieblingsgericht — genossen haben, halten sie sich den Bauch und legen sich faul in die Sonne. Frägt man sie, ob es geschmeckt habe, so antworten sie prompt: „Banja moj!“ das heißt: „Sehr gut, mein Herr!“

Die Gefangenen wurden alsbald einem eingehenden Verhör unterzogen, wobei einer den andern verriet. So faßten wir einige der Mörder, die zum Tode durch den Strang verurteilt und an den nächsten Bäumen aufgehängt wurden zum warnenden Exempel für ihre Stammesgenossen; einen Schuß Pulver waren die Verbrecher nicht wert.

Einen Tag vor Karibib stießen wir auf die Station Habis. Der Bahnhof war ein sehr netter, freundlicher Bau, der mit seinem efeuumrankten Balkon wie eine niedliche Sommerwohnung aussah; der Einblick ins Innere machte uns aber grausen, so furchtbar war die angerichtete Verwüstung. Alles hatten die schwarzen Vandalen zerschlagen, selbst das Thermometer nicht geschont; die Zerstörungswut der Feinde kannte eben keine Grenzen, denn für deutsche Reinlichkeit oder deutschen Komfort fehlt ihnen jedes Verständnis. Ihre Hütten sind voller Ungeziefer, was viele von uns bei dem ersten Nacht-

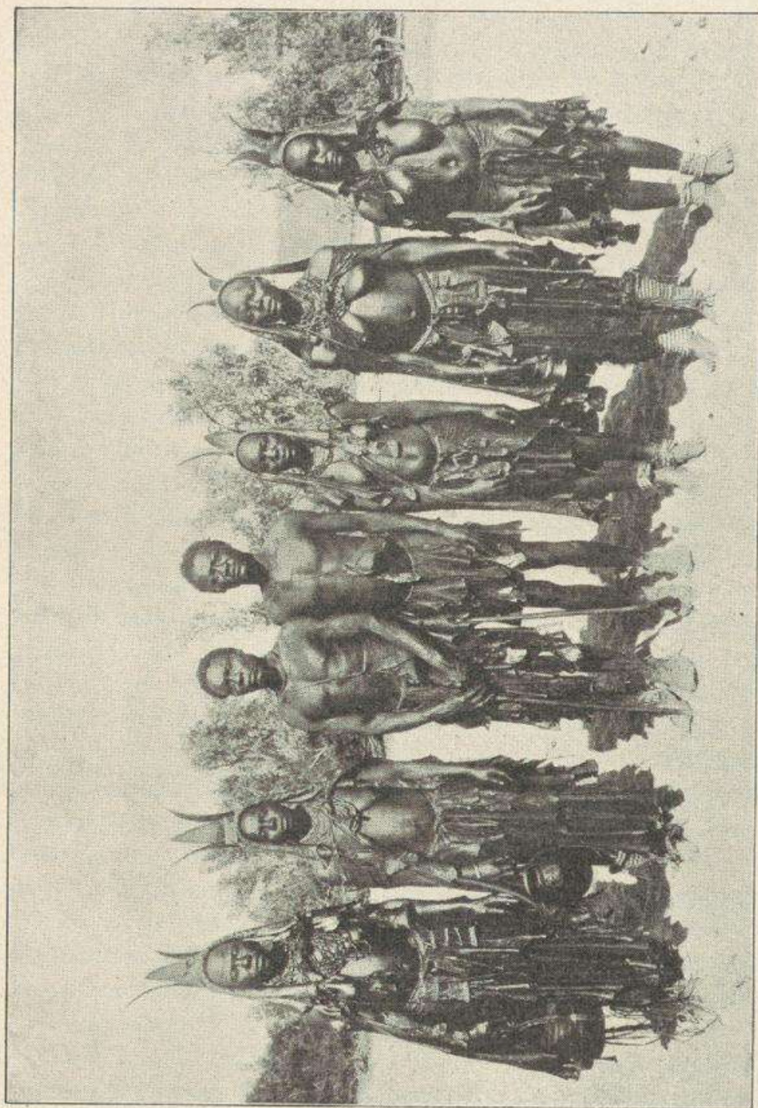
quartier in solch einem verpesteten Loch schmerzlich empfinden mußten; wir schliefen daher lieber unter freiem Himmel, als in diesen Pontoks.

Mehrere solcher Hütten bilden eine „Werft" (Dorf), als deren Vorsteher von ihren Oberkapitänen ein Unterkapitän eingesetzt wird. Läßt sich ein Dorfbewohner etwas zuschulden kommen, so versammelt dieser „Dorfälteste" die übrigen älteren Leute und es wird über den Missetäter Gericht gehalten. Wenn sich in Friedenszeiten ein Farmer mit seinem Ochsenkarren blicken läßt, sind die Hereros sehr gastfreundlich und bewirten ihn mit Milch, die sie immer vorrätig haben, da die Viehzucht ihre Hauptnahrungsquelle ist. Es gibt Kapitäne oder alte, angesehene Schwarze, die oft Hunderte von Stück Groß- und Kleinvieh besitzen; das Vieh handeln sie gegen Reis und sonstige Nahrungsmittel sowie bunte Kleiderstoffe — je farbiger, desto feiner in ihren Augen — ein. Tabakrauchen ist ihr Hauptvergnügen; sie rauchen aus Holz- und Tonpfeifen, die sie gleichfalls einhandeln. Jedes Kind, ob Knabe oder Mädchen, hat schon von frühester Jugend auf stets eine Pfeife im Mund, fest zwischen die Zähne geklemmt. Als Münze ist deutsches und englisches Geld, aber nur sehr wenig, in Gebrauch; Handelsartikel sind namentlich Vieh, Tierfelle, Gehörne und Straußenfedern.

Die Kleidung ist bei den Hereros im allgemeinen sehr mangelhaft, doch sind die Bewohner einer „Werft" besser gekleidet, als die einzeln lebenden Feldhereros oder Kaffern. Einige Männer und Frauen tragen eine Art Fußbekleidung, ein Zwischending zwischen Sandale und Schuh; meist aber laufen sie barfuß, und es hat sich dadurch eine dicke Hornhaut an den Sohlen gebildet, sodaß sie auf Dornen und scharfen Steinen gehen können, ohne sich zu verletzen. Der Kopf ist oft mit einem breiten Schlapphut bedeckt, auf dem sie meistens eine oder auch mehrere Straußenfedern befestigt haben; wer keinen Hut hat, der steckt sich die Straußen- oder sonstigen Vogelfedern einfach zwischen das kurzgeschorene, struppige Haar, das wie eine Stahlbürste aufrecht steht. Die Weiber tragen zur Zierde vielfach

Glasperlenschnüre um den Hals und gelbe Messingringe um die Handgelenke; manche haben auch an den Füßen Schnüre mit Eisenringen, die bis zu 20 Pfund schwer sind. Bei Festlichkeiten setzen die Weiber eine Art hoher Haube auf den Kopf. Der Herero steht erst auf, wenn die Sonne so hoch ist, daß sie genügend Wärme verbreitet, da die Nächte dort sehr kalt und die Schwarzen gegen Kälte äußerst empfindlich sind. Dann setzen sich die Alten vor ihre Pontoks, die Mädchen aber gehen in den Kraal (eingezäunter Platz für das Vieh), um die Kühe zu melken. Der Zaun für den Kraal wird dadurch hergestellt, daß sie Dornenhecken abhauen und im Umkreise aufeinanderlegen; das sämtliche Vieh ist in diesen Kraals zusammengetrieben.

Das Frischfleisch des Hereros bildet meist Wild, denn das ist in Menge vorhanden. Steinböcke, Klippböcke (unseren Rehböcken ähnlich), Kuhtus mit spiralförmigem Gehörn und so groß wie unser Hirsch, werden von ihm gejagt. Er benutzt als Jagdgewehr mit Vorliebe das englische Henry-Martinigewehr und das Mausergewehr; die Jagdflinten sind meist Vorderlader, vielfach findet man auch das deutsche 71er Gewehr. Die Munition müssen die Schwarzen beim Gouverneur kaufen, der sie ihnen allmonatlich in bestimmter Anzahl verabreicht. Von den Hereros war die gekaufte Munition nun teilweise nicht verbraucht, sondern vergraben worden, von gewissenlosen englischen Händlern kauften sie noch Waffen und Patronen dazu und hatten so die nötige Kriegsmunition, sodaß wir uns nicht zu wundern brauchten, wenn sie bei Ausbruch des Aufstandes reichlich damit versehen waren. Für ein Gewehr haben sie nicht selten den Händlern einen und auch wohl zwei Ochsen gezahlt; der Waffenhandel bestand schon lange und war größtenteils in den Händen englischer Verkäufer, was man an den zahlreichen englischen Gewehrmodellen erkennen konnte, die von den Hereros benutzt wurden, welche sich so auf den Aufstand hatten gut vorbereiten können. Bei vielen Gefangenen, denen wir die Waffen abnahmen, fanden wir englische Gewehre und englische Munition, sogar Dum-Dum-Geschosse hatten einige schwarze Kämpfer



Feldhereros mit ihren Frauen in Festtracht

bei sich. Es kam den Hereros aber auch nicht darauf an, kleinkalibrige Militärpatronen mit einem Lappen zu umwickeln und sie dann aus ihren großläufigen Jagdgewehren herauszuschießen. Viele hatten große Donnerbüchsen, zu denen sie alle möglichen Geschosse verwendeten; Schraubenmuttern, kleine Steine und Köpfe von Hufnägeln luden sie in solche Elefantenbüchsen und sandten uns derartige Ladungen im Gefecht entgegen, die zwar auf weitere Entfernungen nicht trafen, aber aus der Nähe doch tödlich wirkten.

Es war ein kleiner Teil Schwarzer im Lande, die sogenannten „Klippkaffern", die nicht mit aufständisch wurden; sie sind die ursprünglichen Besitzer des Landes gewesen, dann aber von den Hereros unterjocht und zu ihren Sklaven gemacht worden. Für diese mußten sie schwere Arbeiten unter Mißhandlungen und Schlägen verrichten. Die Klippkaffern traten deshalb bei Ausbruch des Aufstandes auf die deutsche Seite, und wir konnten sie wegen ihrer Sprach- bzw. Landeskenntnisse sehr gut gebrauchen; ein Teil von ihnen wurde als schwarze Polizisten und Gefangenenaufseher benutzt, unter deren Aufsicht die nicht des Mordes überführten Gefangenen jetzt alle unsauberen Arbeiten, wie Reinigen des Pferdekraals, Beseitigung von Schmutz und Unrat in den Ortschaften, zu tun hatten. Es gab natürlich für diese Kaffernpolizisten keine größere Freude, als ihren früheren Peiniger, den Herero, unter ihrem Kommando zu haben, und für die gefangenen Hereros war es zugleich die entehrendste Strafe, sich von einem ehemaligen Sklaven kommandieren zu lassen. Lehnten sie sich nur im geringsten dagegen auf, so wurden sie mit dem Kolben von den Polizisten zur Arbeit getrieben. Wir waren durch die Greueltaten, welche die Hereros an den Unsrigen verübt hatten, sehr empört, und daß sie von unserer Seite nun auch nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt wurden, ist begreiflich.

Wir hatten endlich mit der Bahn Okahandja erreicht, und an demselben Tage (3. Februar) traf die Ablösungsmannschaft der Schutztruppe in Stärke von 200 Mann unter Führung des Oberleutnants von Winkler in Swakopmund ein.

4*

Diese Mannschaften, die dazu bestimmt waren, die regelmäßige alljährliche Ablösung für das in Südwestafrika stationierte Schutztruppenkommando zu bilden, hatten die Ausreise vor Beginn des Aufstandes angetreten und daher noch keine Kenntnis von demselben; erst unterwegs erfuhren sie, daß die Hereros inzwischen aufständisch geworden waren. Man war also nicht direkt auf den Kampf vorbereitet; Gewehre und Munition lagen unten im Schiffsraume tief verpackt, denn man hatte bei der Abfahrt der Truppen keine Ahnung davon gehabt, daß sie gleich bei der Landung in Aktion treten sollten. Das Löschen der Ladung konnte immerhin 3 bis 4 Tage dauern; um aber keine Zeit zu verlieren, ließ Korvettenkapitän Gudewill in Swakopmund die Mannschaften sogleich bei der Ankunft mit alten, dort lagernden Gewehren Modell 71 und Jagdgewehren provisorisch ausrüsten. So konnten die Ankömmlinge noch am selben Tage mit der Bahn ins Innere weiterbefördert werden. Als sie in Karibib eintrafen, wurde hier schon ein Teil der Gewehre gegen neue — Modell 98 — eingetauscht; dann ging die Fahrt nach Okasise, einer kleinen Station, wohin wir zu gleicher Zeit auch gelangten, so daß wir jetzt mit den Schutztruppenmannschaften zusammentrafen. Sämtliche Stationen waren mit Mannschaften von unserem Korps notdürftig besetzt, und überall, wo Oberleutnant von Winkler hinkam, tauschte er alte Gewehre gegen bessere um, die von den Stationsbesatzungen zu erhalten waren. Am 4. Februar gegen 6 Uhr nachmittags erreichte von Winkler Windhuk; er nahm eine Revolverkanone, ein Maschinengewehr mit Landungslafette und ein Feldgeschütz „K' 73" mit, die man von Kamerun telegraphisch verlangt hatte, weil sie von dort am schnellsten zu erhalten waren. Da es der Schutztruppe an Bedienungsmannschaften für diese Geschütze fehlte, so wurden einige Matrosen unter Befehl des Oberleutnants Hermann der Kolonne Winkler zugeteilt, denn die Marine ist ja an großkalibrigen Geschützen ausgebildet.

Plötzlich erfuhren wir, daß Hauptmann Franke am 4. Februar in Omaruru ein sehr schweres Gefecht mit den dort

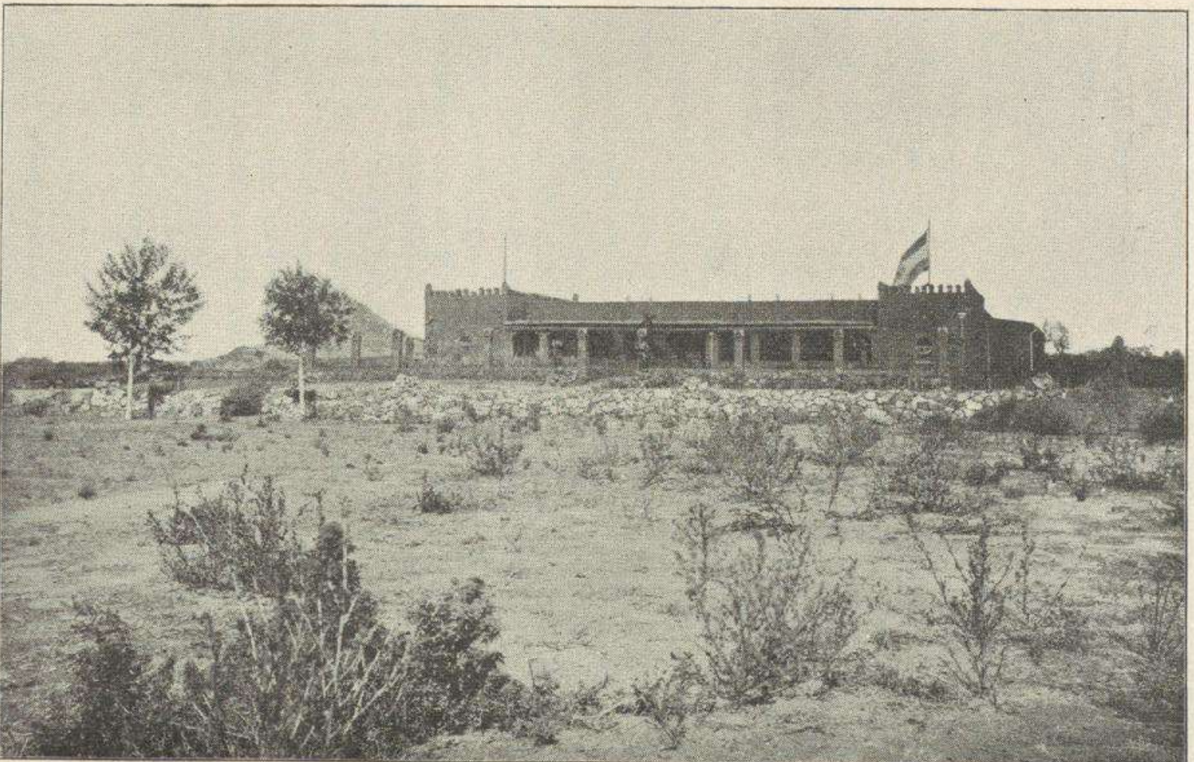


Marinesoldaten auf dem Marsche nach Omaruru

zwischen Felsen und Klippen verschanzt liegenden Hereros gehabt hatte, die zähen Widerstand leisteten; Hauptmann Franke verlor dabei einige seiner besten Leute. Es war dies das erste Gefecht, wo im Hereroaufstand deutsches Soldatenblut die südwestafrikanische Erde tränkte. Hauptmann Franke sandte ein Heliogramm nach Karibib und erbat Verstärkungen, da er mit seinen wenigen Leuten zu schwach sei, Omaruru auf längere Zeit zu halten. Er hatte Mangel an Munition und war vom Feinde völlig eingeschlossen.

Omaruru ist ein schöner, mit mehreren Quellen versehener Platz, den wir später noch näher kennen zu lernen Gelegenheit fanden. Im Frieden lag dort Hauptmann Franke mit der zweiten Feldkompagnie. Der Ort war gut befestigt; zwei größere Forts schützten ihn. Eines derselben, das die Schwarzen bereits eingenommen gehabt hatten, wurde in diesem Gefecht von Hauptmann Franke — leider unter Verlust von 6 Mann — zurückerobert. In ruhigen Zeiten ein Hauptsammelplatz der Händler, die nach Ovamboland zogen, bildet Omaruru die nördlichste Station des Schutzgebietes, die rings von hohen Bergen umgeben ist. Auf dem höchsten, dem Omaruruberg, befand sich eine deutsche Heliographenstation, die im Feldzuge die besten Dienste leistete. Solche Heliographenstationen sind in Südwestafrika sehr weit verbreitet und haben sich im Feldzuge überall vorzüglich bewährt. Der Heliograph ist ein Apparat, der tagsüber durch Sonnenspiegelung Signale in Reflexform bis zu 40 Kilometer Entfernung übermittelt; nachts arbeitet er mit elektrischem Scheinwerfer oder großer elektrischer Lampe. Die Schwarzen hatten den Zweck dieser Signalstationen bald erkannt und verschiedene derselben zerstört, um das Signalisieren zu verhindern. In einigen Fällen fingen sie das so raffiniert an, daß sie an stürmischen Tagen auf der Seite des Berges, von welcher der Wind kam, Feuer anlegten, um die Sicherheitsposten und Bedienungsmannschaften lebendig zu rösten. Die Schwarzen sannen, da sie vor unseren blauen Bohnen Angst hatten, auf alle möglichen Teufeleien aus der Ferne; glücklicherweise meist ohne Erfolg.

Von diesem Heliographenberge aus hatte Hauptmann Franke Kunde seiner Lage nach Karibib gesandt und mindestens 400 Mann Verstärkung mit Geschützen erbeten, um den dort sehr stark vertretenen Feind, der unter Führung des Hererokapitäns Michael stand, erfolgreich angreifen zu können. Als wir in Karibib, wo ich zurzeit stationiert war, diese Nachricht empfingen, waren wir, da sich hier nur wenige Mannschaften unter dem Kommando des Oberleutnants der Reserve Kuhn befanden, zuerst überrascht, erfuhren jedoch bald, daß Kapitänleutnant Gygas Befehl erhielt, dem Hauptmann Franke mit der Kolonne Winkler zusammen Hilfe zu bringen. Kapitänleutnant Gygas hatte v. Winkler bis Windhuk begleitet und gerade noch vor dem Abmarsch v. Winklers aus Windhuk erreichte ihn die heliographische Meldung von Karibib, Hauptmann Franke sei in großer Not; er solle sofort zurückkehren, um diesem beizustehen. Unterwegs wurde dieser Plan aber plötzlich dadurch geändert, daß die Omaruru-Hereros sich von der Ortschaft zurückzogen und so konnte die frühere Absicht ausgeführt werden. v. Winkler zog wieder nach Windhuk, wo 14 Mann des Landungskorps unter Oberleutnant z. S. Hermann und der bei allen Mannschaften sehr beliebte Oberassistenzarzt Dr. Velten (der später bei Ovikokorero den Heldentod starb) sich ihm als Verstärkung anschlossen. Während der ersten Eisenbahnfahrt ins Innere war Dr. Velten wie durch ein Wunder einer feindlichen Kugel entgangen, die ihm von einem heimtückischen Herero auf der Station Kubas aus dem Hinterhalte nachgesandt wurde. In dem Gefechte bei Ovikokorero erhielt auch Oberleutnant z. S. Hermann durch vier feindliche Kugeln sehr schwere Verwundungen; als er endlich — ein halbes Jahr später — geheilt war und die Heimreise antreten konnte, traf ihn von neuem ein merkwürdiges Unglück: Er wurde von einem wahnsinnig gewordenen Italiener auf der Fahrt im Zuge angeschossen und abermals schwer verwundet. Derselbe italienische Arbeiter brachte auch einem mitfahrenden deutschen Seesoldaten, der in die Heimat zurückkehren wollte und sich sehr auf die Heimkehr gefreut hatte, eine so ge-



Omaruruberg mit Heliographenstation — Termitenhügel

Alte Militärfeste in Omaruru, die von den Hereros besetzt war

fährliche Schußwunde bei, daß er nach wenigen Tagen daran starb. Ein schwarzer Bremser erhielt bei dieser Gelegenheit gleichfalls einen Schuß in den Kopf; das große Loch im Schädel verstopfte er sich mit einem Lappen und schon einige Tage danach lief er wieder frisch und munter umher, als sei nichts geschehen. Das schwarze Gesindel hat ein außerordentlich zähes Leben; es kam öfter vor, daß Hereros, die im Gefechte von unseren Kugeln schwere Wunden empfingen, sich diese mit einem Büschel Gras zustopften und aufrecht stehen blieben. Feinde mit Lungenschüssen sind noch stundenlang weitergelaufen, überhaupt bewiesen die schwarzen Krieger eine bewunderungswürdige Ausdauer im Felde. Wenn sie nicht direkt tödliche Schüsse bekamen, waren sie keineswegs gefechtsunfähig, sondern wurden uns immer noch gefährlich, und man hätte die Burschen mit Dum-Dum-Geschossen totschießen müssen, um sie sicher kampfuntauglich zu machen. Gar nicht selten büßten deshalb auch deutsche Soldaten beim Absuchen des Gefechtsfeldes ihr Leben dadurch ein, daß sie von totgeglaubten Schwarzen hinterrücks erschossen wurden. Wir sorgten später immer dafür, daß keiner wieder aufwachte, indem wir jeden zweifelhaften „Toten" mit dem Gewehrkolben „chloroformierten".

Das Landungskorps des „Habicht" war nun arg zusammengeschmolzen und wir Mannschaften lagen auf allen Plätzen zerstreut. Die Besatzungen der Bahnstationen hatten unter den teuflischen Streichen der Hereros viel zu leiden; kaum war an einer Stelle der Telegraphendraht wieder verbunden oder das Bahngleis zusammengeflickt worden, so fand man diese an einer anderen Stelle wieder demoliert vor. Telegraphenstangen rissen die Feinde aus der Erde und legten sie über die Geleise, um unsere Proviantzüge zum Entgleisen zu bringen. Bei solchen Angriffen auf die Bahn hat mancher überraschte Schwarze von uns einen unvergeßlichen Denkzettel erhalten.

* * *

Es ist nötig, noch einmal auf die Vorgänge zu der Zeit zurückzugreifen, als wir während der ersten Tage in Karibib

lagen, um es vor einem feindlichen Überfalle zu schützen. Karibib war zu Beginn des Aufstandes ein Hauptsammelplatz geflüchteter Farmer mit ihren Frauen und Kindern, obgleich verhältnismäßig nur wenige diesen gesicherten Platz erreichten. Viele wurden auf der Flucht von den unbarmherzigen Hereros überrumpelt; manchen trafen sie ahnungslos in seiner Farm an, denn obgleich überallhin Warnungen für die Ansiedler ergangen waren, wollten sie es nicht glauben, daß die Hereros wirklich aufständisch seien, und mußten ihre Sorglosigkeit vielfach mit gräßlicher Verstümmelung, die immer zum Tode



Hereros — Hauptm. Franke — Schwarze Leibgarde des Kapitäns — Feldhereros

Die Einsetzung des Kapitäns Michael durch seine Stammesgenossen vor dem Aufstande

führte, büßen. Wo wir bei unseren Zügen solche Farmen trafen, fanden wir die unglücklichen, wie Tiere abgeschlachteten Landsleute, oft entsetzlich zerstückelt, im Blute liegen. Diese Scheusale von Hereros schonten weder Frauen noch Kinder im zartesten Alter; nachdem sie die Männer beim Überfall niedergeschossen oder niedergeschlagen hatten, schleppten sie die Frauen als Gefangene mit, rissen ihnen die Säuglinge von der Brust weg und tödeten sie vor ihren Augen, sodaß manche Mütter vor Grausen wahnsinnig wurden. Wir fanden kleine Kinder, die auf Besenstiele aufgespießt und so an die Wand gelehnt oder an den Türpfosten aufgehängt worden waren. Frauen, die sich zur Wehr setzten, wurden von den rasenden Niggern erst

vergewaltigt und dann verstümmelt; andere Frauen führten sie mit sich — diese Ärmsten waren völlig den wilden Gelüsten der schwarzen Teufel preisgegeben. Eines Sonntags während der Belagerung von Karibib wurden wir Vorposten alarmiert; eine Frau war eingetroffen, gänzlich der Kleider beraubt, blutend und mit zerfetzten Fußsohlen. Das arme Weib — es war die Gattin eines deutschen Farmers — hatte es mit ansehen müssen, wie sie ihren Mann auf der Veranda totschlugen. Auch sie war dann mit Kirris (Keulen aus Dornenwurzeln) niedergeschlagen worden, so daß ihre Kopfwunde aussah, als sei ihr der ganze Schädel zerspalten. Dennoch erlangte sie die Besinnung wieder, raffte ihre beiden ältesten Kinder auf (das jüngste hatte ein Schwarzer anscheinend totgetreten!) und flüchtete, fiel aber den Hereros noch mehrmals in die Hände und blieb nur wie durch ein Wunder mit den Kindern am Leben. Ein dankbares Hereroweib, dem sie früher einmal einige Becher Reis geschenkt hatte, befreite sie aus Mitleid, eine Regung, die bei den Schwarzen sehr selten ist. Das bedauernswerte Geschöpf, ganz mit Blut und Staub bedeckt und die armen Kinder mit geschwollenen, blutigen Füßen, mußten, nachdem sie der Arzt verbunden hatte, mehrere Wochen im Lazarett liegen. Zu ihrer großen Freude erfuhr die Frau dann, daß ihre verloren geglaubte Schwester gerettet und das jüngste Kind, wieder zum Leben erwacht, von einem Kaffernweibe gefunden worden war, die es einem Missionar übergab. Nach ihrer Genesung erzählte die Frau ihr trauriges Schicksal. Wohl 40 Mann von den Schwarzen hatten sie unter Todesdrohungen vergewaltigt, bis sie die Besinnung verlor. — Sie mußte nachher mit den Kindern zu ihren Verwandten nach Deutschland zurückkehren.

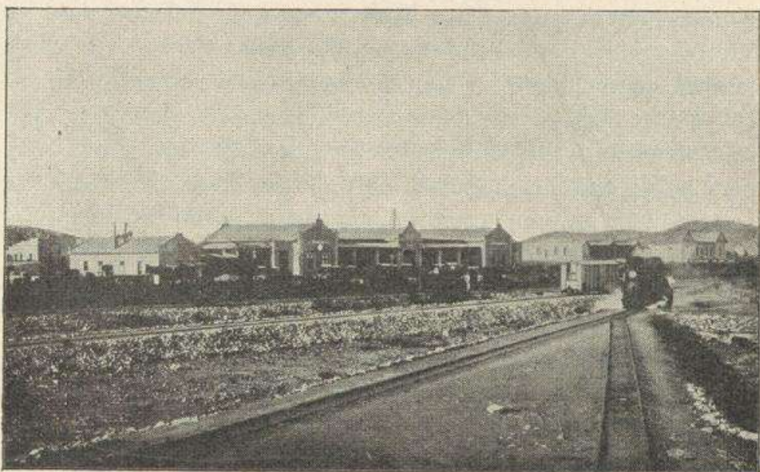
Daß wir keinen Pardon kannten, wenn uns solche Schwarze in die Hände fielen, ist nach derartigen Greueltaten erklärlich. Allen denen, die über Barbarei der Deutschen in Afrika nörgeln, möchten wir wünschen, diese Schreckensszenen miterlebt zu haben, da sie dann sicher anders urteilen würden. Von Erbarmen unsererseits gegen so bestialisch veranlagte Burschen

konnte natürlich keine Rede mehr sein; unser Losungswort war und blieb: „Pardon wird nicht gegeben!" Dies sind einige der traurigsten Erinnerungen an Greueltaten der Hereros, die wir selbst mit angesehen haben; sie hatten aber bereits Hunderte von Farmern erschlagen und unsägliche Grausamkeiten verübt; sollte man also diese Mordbuben nicht, wo man sie in die Hand bekam, aufknüpfen lassen? Das hätte jeder Richter in Deutschland auch getan! —

Wir lagen noch mehrere Tage und Nächte in Karibib, das viele Hunderte von Schwarzen in weitem Umkreise umzingelt hielten. Dies wurde uns immer wieder von neuem bestätigt, wenn unsere ausgesandten Patrouillen teils zersprengt, teils nur zur Hälfte oder auch gar nicht zurückkehrten; ihre Gebeine fanden wir später, von der Sonne gebleicht, in den Bergen. Nahe heran wagten sich die Schwarzen nicht, denn sie hatten einen großen Respekt vor unseren Revolverkanonen. Nur abends bei Dunkelheit schlichen sich einzelne Spione von ihnen heran, und die Posten mußten äußerst wachsam sein, um nicht durch eine Unachtsamkeit die ganze Station zu gefährden und selbst getötet zu werden. Die Posten hatten Befehl, auf jedes verdächtige Wesen scharf zu schießen. Das gab manche Nacht eine große Schießerei, durch die man oft 15 bis 20 mal alarmiert wurde. An Schlaf war dabei nicht zu denken, und die Hälfte der Leute stand immer auf Posten. Das beste war dabei, daß wir im Anfange ein festes Dach über uns hatten, welches uns vor dem strömenden Regen, der damals (im Januar) fast ununterbrochen fiel, schützte. Die Regenzeit dauert dort von November bis März; während dieser Zeit regnet es fast unaufhörlich, und die Flüsse, die im Sommer nur ausgetrocknete leere Flußbetten sind, welche man „Riviere" nennt, schwellen dann oft zu reißenden Strömen an. Einige Stunden nach dem Ablaufen des Wassers ist von den Regenmengen nichts mehr übrig geblieben, sodaß man völlig trockenen Fußes über den Grundsand des Flusses gehen kann.

Unsere Lage in Karibib war gerade nicht beneidenswert. Von Bord hatten wir die wollenen Schlafdecken mitgenommen,

in die wir uns nachts fest einwickelten; jeder Mann bekam beim Verlassen des „Habicht“ zwei Wolldecken und eine wasserdichte Unterlage mit, welch letztere wir zusammengewickelt um die Schulter trugen (wir benutzten sie später auch öfter als Pferdedecken). Gegen den Tropenhelm tauschten wir den weichen, schattigen Schutztruppenhut, der leichter und bequemer war, ein und zogen ihn fest über den Kopf. Das Gewehr stets geladen im Arm, träumte wohl mancher von der Heimat. — Da



Bahnhof Karibib, 280 Kilometer von der Küste

schreckte uns plötzlich ein Schuß aus der Ruhe auf und der Ruf ertönte: „Schwarze in der Nähe!“ Wenn wir an unserem Posten anlangten, waren die Hereros schon in der Dunkelheit verschwunden, und wir mußten schlechtgelaunt wieder unsere harte Lagerstatt aufsuchen.

Eines Nachts stand ich zwischen 12 und 2 Uhr auf Wache, als ich ein Geräusch in meiner Nähe hörte — es raschelte etwas in dem nahen Dornbusche, ich konnte jedoch nichts Verdächtiges sehen. Ich beugte mich ein wenig zwischen der Verbarrikadierung, innerhalb deren wir Posten aufgestellt waren, vor und

sah auf einmal einen dunklen Schatten herankriechen, der aber sogleich wieder verschwand. Wie es einem dabei zumute ist und welche Verantwortlichkeit man empfindet, wenn man als frischer, des Landes unkundiger Soldat auf solchen nächtlichen Wachen steht, kann sich nur jemand vorstellen, der es selbst mitgemacht hat. Gleich darauf kam der Schatten wieder näher — nun galt es, zu handeln. Im Nu hatte ich das Gewehr entsichert und rief: „Halt! Wer da?“ — Keine Antwort; ich rief nochmals an — aber alles blieb stumm. Jetzt gab es kein Zaudern mehr, zum ersten Male in meinem Leben mußte ich Menschenblut vergießen, wenn ich nicht selbst heruntergeschossen werden sollte. Als ich schußfertig den dritten Anruf tun wollte, sah ich ein Gewehr aufblitzen und gleichzeitig gab auch ich Feuer. Glücklicherweise ging der feindliche Schuß fehl, aber leider auch der meinige, denn es war stockfinster ringsum, und man ist anfangs zu aufgeregt, sodaß noch die Sicherheit des Zielens fehlt, die erst später bei jedem von uns im Feuergefecht sich mehr und mehr einstellte. Der schwarze Spion war mir zu meinem größten Bedauern entgangen, und ich hatte das Lager umsonst in Bewegung gebracht. So verging fast keine Nacht ohne Störungen durch Alarmschüsse.

Eines heiteren Erlebnisses mag hier gedacht sein. Als wir eines Morgens zu zweien auf Doppelposten standen, hatten wir wieder das Unglück, „blinden Alarm“ zu schlagen. Kaum waren wir aufgezogen, so hörten wir ein Geräusch im Busch; eine Antwort erfolgte auf unseren dreimaligen Anruf nicht, sondern erst nach Abgabe der Schüsse. Es erhob sich ein lautes Geschrei und Gegrunze, und bald stellte es sich heraus, daß wir ein vagierendes Schwein angeschossen hatten. Diese Tiere trieben sich oft nachts umher, sie stammten von geplünderten Farmen, waren beim Überfall der Hereros entlaufen und irrten nun durch das Land; sie kamen mitunter in die Nähe der Stationen, wo sie Wasser witterten, und narrten dann während der Nacht die Posten. Das Gute war, daß wir auf solche Weise Frischfleisch erbeutet hatten, denn sonst erhielten wir damals ständig nur Corned beef mit Reis, was auch unsere spätere

Hauptnahrung im Felde wurde. Die Marine nannte dieses Büchsenfleisch „Kabelgarn", weil es an Zähigkeit demselben nichts nachgab.

Gleich im Anfange des Aufstandes, als der „Habicht" in Südwestafrika eintraf, war von Deutschland aus Verstärkung erbeten worden, und infolgedessen wurde ungesäumt das immer in Kriegsbereitschaft befindliche Marine-Expeditionskorps mobil gemacht. Von Kiel rüstete man sofort einen Teil des I. Seebataillons, von Wilhelmshaven ebenfalls einen Teil des II. Seebataillons nebst den zu beiden Abteilungen gehörenden Matrosen aus, denen Maschinengewehre beigegeben waren. Dazu kam noch eine Sanitätskolonne, und außerdem wurden vom Berliner Eisenbahnregiment Kriegsfreiwillige abkommandiert. Am 17. Januar, also wenige Tage nach Beginn des Aufstandes, war der Allerhöchste Befehl zur Ausrüstung des Marine-Expeditionskorps ergangen und schon am 21. Januar trat dasselbe die Fahrt nach Südwestafrika an.

Da wir wenigen Mannschaften vom „Habicht" gegen die große feindliche Übermacht allein nichts ausrichten konnten, mußten wir uns zunächst darauf beschränken, die gefährdeten Ortschaften zu schützen. Ehe an ein Vorgehen zu denken war, blieb nichts übrig, als die Verstärkungen aus Deutschland abzuwarten. Diese waren unter Befehl des Oberst Dürr, Inspekteur der Marineinfanterie, gestellt und an Bord der „Darmstadt" nach Südwestafrika verschifft worden, wo sie mit höchst beschleunigter Fahrt am 9. Februar eintrafen. Oberst Dürr konnte die Ausreise aber erst später antreten; bis zu seinem Eintreffen hatte Major v. Glasenapp die Führung des Transportes des Marine-Expeditionskorps übernommen. Gleichzeitig schloß sich Major v. Estorff, welcher schon früher bei der Schutztruppe stand, diesem Transporte an. Letzterer war bei der Schutztruppe und bei den Schwarzen sehr bekannt; man hatte ihm den Beinamen „alter Römer" gegeben, da er sich im Gefechte wiederholt wie ein solcher geschlagen hatte und dabei als sehr landeskundig galt.

In Swakopmund angekommen, konnte für den Weiter-

transport unverzüglich die Bahn benutzt werden, die von uns inzwischen wieder betriebsfähig gemacht worden war. Nachdem man die Munitionsladung teilweise gelöscht hatte, rückte das Marine-Expeditionskorps per Eisenbahn ins Innere ab und traf am 11. Februar morgens 6 Uhr in Karibib ein. Hier wurde das Korps geteilt, sodaß ein Teil nach Osten, ein anderer nach Norden vorrückte, während die Mannschaften vom Eisenbahnregiment in Karibib verblieben. Unterdessen hatten wir in Karibib aus anderen Ortschaften die Nachricht erhalten, daß sie durch die Schwarzen arg bedrängt seien und schleunige Hilfe dringend geboten wäre. So trafen aus Otjimbingue durch schwarze Boten Meldungen ein, daß diese Station, welche südlich von Karibib liegt, besonders hart vom Feinde bedrängt werde, sodaß die schwache Besatzung die Ortschaft nicht mehr lange halten könne. Vom Oberkommando wurde darauf Befehl erteilt, daß Kapitänleutnant Gygas mit der „Habicht"-Abteilung und den „Eisenbahnern" sofort dorthin aufbrechen solle. Eiligst wurde alles verproviantiert, wozu sämtliche verfügbaren Ochsenwagen benutzt werden mußten. Endlich, nach längerem tatenlosen Stilliegen, sahen wir mit Begeisterung der Stunde entgegen, wo wir gegen unsere schwarzen Feinde vorrücken durften. Es war jetzt an der Zeit, mit der Vergangenheit abzurechnen, denn keiner wußte, ob er wieder in das Vaterland zurückkehren würde. Daß der Aufstand kein Kinderspiel war, hatte uns das erste heiße Gefecht des Hauptmanns Franke gezeigt, und wir kannten daher den zähen, hartnäckigen Widerstand des schwarzen Gegners.

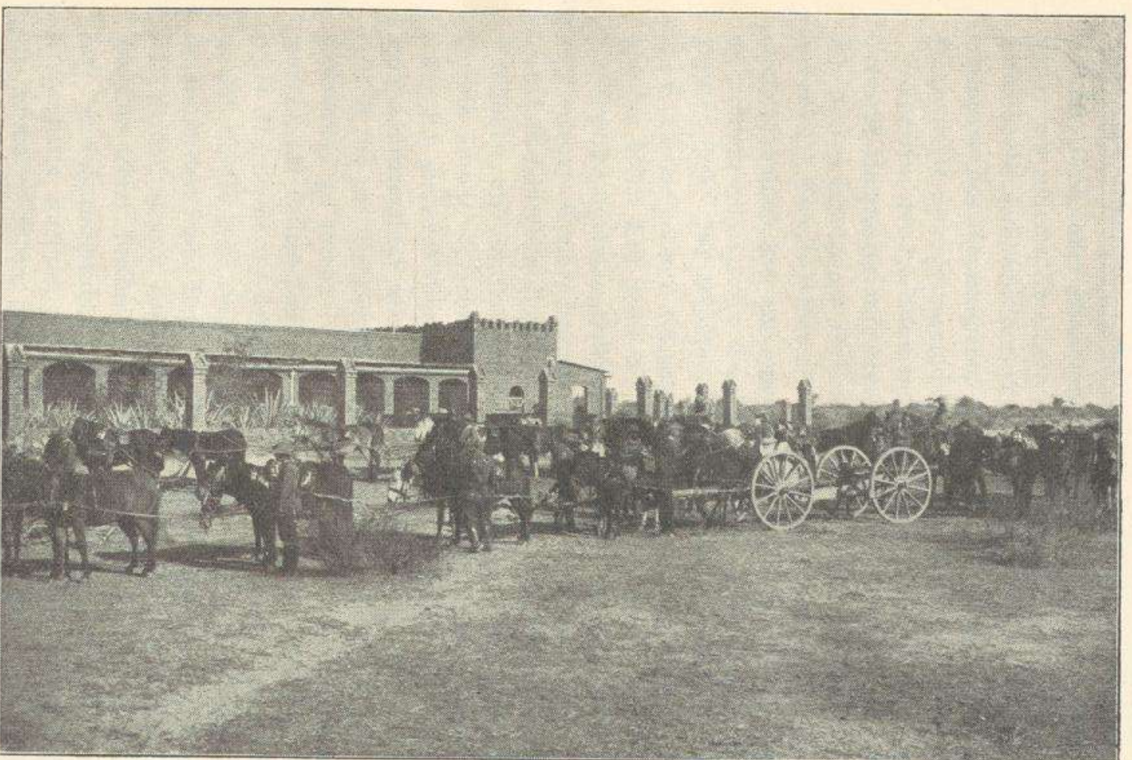
Inzwischen traf der Gouverneur Oberst Leutwein, der seinerzeit mit im Süden des Landes war, wo vorher Hauptmann Franke den Hottentottenaufstand niederwerfen sollte, von Lüderitzbucht, einem südlich gelegenen Hafen, mit Schiff in Swakopmund ein und übernahm hier das Oberkommando über die sämtlichen in Südwestafrika vereinigten Truppen; die Verteilung, wie sie das seitherige Kommando angeordnet hatte, blieb aber bestehen. Eine Kompagnie ging nach Omaruru, und der unterdessen aus Deutschland eingetroffene Major

v. Estorff führte über sie das Kommando. Für unsere Expedition nach Otjimbingue blieben noch zur Verfügung: 51 Mann vom Kanonenboot „Habicht", 55 Mann Eisenbahntruppen, 1 Kriegsfreiwilliger und 35 schwarze Polizeisoldaten resp. Treiber; wir führten ein Geschütz Kaliber 73 (von den Kamerunkanonen stammend), eine Revolverkanone vom „Habicht" und ein Maschinengewehr mit. Zu unserer Abteilung traten noch einige Mannschaften, die sich als Kriegsfreiwillige von der Station anschlossen. Auf der Station Karibib blieben nur die älteren, der Landwehr und dem Landsturm angehörigen Kriegsfreiwilligen zurück, da man zurzeit in Karibib von einem feindlichen Überfall nichts mehr zu befürchten hatte. Am 12. Februar nachmittags marschierten wir von Karibib ab; es kamen zuerst einige Berittene, die als Spitze bzw. Patrouille dienten, dann folgte die Artillerie mit den Bedienungsmannschaften und dazwischen waren die Proviantwagen nebst einem Krankenwagen, welcher zugleich die Munition enthielt, verteilt. Die Reiterei stand unter dem Befehle des Eisenbahner-Oberleutnants Ritter, als Zugführer fungierte Oberleutnant d. R. Kuhn, während Leutnant z. S. Eckolt die Artillerie leitete. Wir konnten nicht alle beritten gemacht werden, weil es damals noch an Pferden fehlte, und mußten daher größtenteils diese Märsche zu Fuß antreten. Bei den sehr beschwerlichen sandigen, steinigen und holperigen Wegen bergauf und bergab genügen nicht, wie in Deutschland, 2 Ochsen zur Bespannung eines Wagens, sondern man spannt dort vor jeden Wagen 10 bis 15 Paar Ochsen, die, durch eine lange Kette verbunden, je zwei und zwei voreinandergehen. Als Treiber benutzten wir die treugebliebenen Klippkaffern, die dazu sehr brauchbar waren. Unter ohrenzerreißendem, fürchterlichen Gebrüll wurden die Tiere vorwärtsgetrieben; die Sprache und das Schimpfen blieben für uns Europäer unverständlich, aber die Tiere verstanden es ganz gut, denn je mehr sie angebrüllt wurden, desto rascher gingen sie vorwärts. Ein geeigneter Kaffer saß auf dem Bocke und übte von dort mit einer wohl fünf Meter langen Peitsche, „Schwipp" genannt, mit der er die Hälfte des Ochsengespanns

erreichen konnte, die Funktionen des Kutschers aus. Solch ein Zug dehnte sich oft kilometerlang, was sich als sehr nachteilig für uns erwies, da die Schwarzen in den späteren Gefechten es immer darauf absahen, die Nachhut anzugreifen, wovon dann der vordere Teil des Zuges meist gar keine Ahnung hatte, der auch nicht schnell genug umkehren konnte, um den Bedrohten zu Hilfe zu eilen; erreichte man endlich das Zugende, so war es zu spät; der Feind hatte sich schon wieder in das dichte, schützende Dorngebüsch verkrochen.

Wir marschierten die ganze Nacht durch hemmendes Gestrüpp, das, aus einer Art nahezu blätterloser Akazie mit 4 bis 5 Zentimeter langen harten Dornen bestehend, einen großen Teil Südwestafrikas bedeckt und hier nur einige Male mit endlosen Grassteppen abwechselt, oft zwischen hohen, zerklüfteten Felsenpartien mühevoll weiter; da wir noch landesunkundig waren, vertrauten wir uns ganz der Führung des Oberleutnants d. R. Kuhn und des erfahrenen Kriegsfreiwilligen Fahrmann an. Hatten wir eben eine Höhe überschritten, so kamen schon wieder andere in Sicht; überall nichts als Berge, Täler und Schluchten, die von dem Feinde zu Tausenden besetzt sein konnten. Es mußte deshalb mit größter Vorsicht vorgegangen werden, denn wir waren stets feindlicher Überfälle gewärtig, weil wir wußten, daß einige Tage vorher die Schwarzen die ganze Gegend besetzt gehabt hatten. Sowie sie aber erfuhren, daß neue „Dütchmen" (Deutsche) gelandet seien, zogen sie sich weiter in die unzugänglichen Felsengebiete zurück, wohin wir ihnen zu Fuß nicht zu folgen vermochten.

Unsere Hauptaufgabe war und blieb, die bedrängte Ortschaft Otjimbingue von den Schwarzen schnellstens zu befreien. Noch in der Nacht ereignete sich ein betrübender Vorfall, der uns größeren Aufenthalt verursachte: Marineoberleutnant Eckolt stürzte so unglücklich mit dem Pferd, daß er den Unterschenkel brach. Da wir schon einige Stunden von Karibib entfernt waren und den Schwerverletzten doch nicht auf unserem langen Marsche ohne ärztliche Behandlung im Ochsenwagen mitführen konnten, wurden einige Sanitätsmannschaften ab-



Artillerie mit kleinkalibrigen Feldgeschützen, fertig zum Abmarsch

kommandiert, um ihn auf einer improvisierten Tragbahre zu Fuß nach Karibib zurückzutragen. Die Leute machten sich sofort auf den Weg, aber schon nach kurzer Zeit holten sie einige, ihnen von unserer Abteilung nachgeschickte Reiter (die sie erst für nahende Feinde hielten) ein und es konnte dann der Weitertransport des verwundeten Offiziers zu Pferde erfolgen, während die Sanitätsmannschaften zur Abteilung zurückkehrten.

Nachdem wir 8,5 Kilometer hinter uns hatten, schlugen wir das erste Nachtlager auf; der Zug war so lang und dehnte sich infolge des schwierigen Geländes derartig aus, daß die Nachhut erst 1½ Stunde später als die Spitze am Lagerplatze ankam. Derselbe befand sich auf einer kleinen Anhöhe, in der Nähe war ein ziemlich großer Engpaß im Gebirge, der „Karibiber Pforte“ hieß. Die Biwakanordnung bestand aus drei Teilen; ein Teil hatte sich vor, ein anderer Teil hinter das Lager gelegt und der dritte Teil stellte die Viehposten für die in der Mitte des Lagers zusammengetriebenen Ochsen und Pferde, die überdies schwarze Treiber bewachten. Unsere Artillerie befand sich immer in Schießbereitschaft, auch waren an allen Ecken zwischen Gebüschen und hinter Felsen Doppelposten ausgestellt; die Parole lautete: „Habicht!“ Jedes Anrufen war untersagt; wenn sich ein verdächtiges Wesen nahte, so sollte es entweder lautlos überwältigt werden, um Alarmschüsse zu vermeiden; falls es sich zur Wehr setzte, blieb nichts übrig, wie es möglichst geräuschlos zu töten. Jedem von uns Posten war verboten worden, sich in das Lager zurückzuziehen, selbst wenn sich eine starke Übermacht des Feindes nähern würde. Das Dorngebüsch umgab uns so dicht, daß wir den Feind ruhig auf Schußweite herankommen lassen konnten, damit wir ein genügend sicheres Ziel hatten. Wurde ein Posten angegriffen, dann mußte er so lange in seiner Stellung aushalten, bis vom Lager aus Hilfe kam. Ein Zurückweichen gab es für uns nicht, denn nur derjenige hatte Aussicht, zu siegen, der zuerst vorging. Sobald die Schwarzen sahen, daß wir zurückgingen, bekamen sie mehr Mut und drängten uns weiter; sahen sie aber, daß wir fest vorrückten, so flohen sie eiligst und verschwanden. Die Nacht verlief

ohne Störung; wohl bemerkte man auf weitentfernten Anhöhen einige kleine Feuer, die nur Lagerfeuer der Schwarzen sein konnten. Wir hatten aber nicht Zeit dazu, das große und bergige Terrain abzusuchen, denn jede nutzlos verlorene Minute hätte für die bedrängten Bewohner von Otjimbingue verhängnisvoll werden können. Nach dreistündiger Ruhe wollten wir aufbrechen, wurden jedoch am sofortigen Weitermarsch dadurch verhindert, daß das Einfangen der zerstreuten Pferde und Ochsen in der Dunkelheit äußerst schwierig und zeitraubend war, weil es den frisch mitgenommenen Treibern an der nötigen Übung hierzu fehlte. Wir halfen dabei nach besten Kräften; einige von uns irrten stundenlang im dichten Dorngebüsch umher, versuchend, die entlaufenen Pferde wieder einzufangen. Das mußte zudem sehr vorsichtig geschehen, um nicht vielleicht von Schwarzen, die hinter den Büschen lauern konnten, überfallen zu werden. Die Tiere waren sehr scheu und ließen sich nur schwer fassen (später gingen wir klüger zu Werke, indem wir den Tieren nachts Spannfesseln anlegten, aber trotzdem rissen sie sich noch vielfach los und jagten in wildem Galopp in die Büsche); erst als wir sämtliche Mannschaften aufboten und eine große Strecke Gebüsch ganz umzingelten, die Tiere so von allen Seiten zusammentreibend, gelang es uns mit vieler Anstrengung, sie einzuschirren bzw. zu satteln. Wenn auch dadurch sehr ermüdet, mußten wir doch unverzüglich den Weitermarsch antreten. Eine Anzahl unserer Mannschaften zog sich hier Erkältungen zu, da die Nächte sehr kalt sind und die Temperatur gar nicht selten bis auf Null-Grad herabsinkt. Die Glieder wurden zwar durch das Laufen etwas erwärmt, doch mancher sehnte sich nach einem Schluck heißen Kaffees, der aber nicht bereitet werden konnte, weil wir kein Feuer anzünden durften, wenn wir uns nicht dem Feinde verraten wollten. Endlich — gegen 6 Uhr morgens — setzte sich der Zug nach dreistündiger Arbeit mit den Tieren in Bewegung. Der Marsch ging zunächst durch tiefen Wüstensand, dann über ein spärlich mit Dorngebüsch bestandenes, ödes Plateau. Bis zur nächsten Lagerstelle hatten wir etwa 24 Kilometer in der immer heißer werdenden

Vormittagsonne zu marschieren; diesen Weg legten wir in $4^1/_2$ Stunden zurück. Für uns war ein solcher Marsch sehr anstrengend bei dem schwierigen Gelände und der großen Hitze, wozu noch Wassermangel kam, so daß wir zum ersten Male auch die Qualen des Durstes kennen lernten. Wie freuten wir uns, als die Tiere durch ihre Unruhe die Nähe einer Wasserstelle ankündigten! Die afrikanischen Ochsen und Pferde wittern das Wasser schon stundenweit und sind, sobald sie es gerochen haben, kaum mehr zu bändigen. Die durstigen Tiere zerreißen das Zaumzeug und die starken Zugketten, um dann in rasendem Galopp auf die Wasserstelle loszustürzen; viele verunglückten, indem sie in die Wasserlöcher fielen und darin elend ertranken. Fanden unsere Truppen schließlich die ersehnte Wasserstelle, so war sie oft von Tierleichen verseucht; das Wasser wurde aber trotzdem von den ermatteten Leuten gierig geschlürft. Tierkadaver und tote Menschen, die im Wasser lagen, durften meist nicht einmal herausgezogen werden, da sie sonst auseinandergefallen wären. Wir warfen uns nieder, schlossen die Augen und tranken ohne Zaudern aus unseren Schutztruppenhüten oder noch vorhandenen Trinkgeräten dieses übelriechende, lehmige Wasser, das mehr einer dicken Suppe glich. Die Offiziere und Ärzte hielten streng darauf, daß alles Wasser vor dem Genusse abgekocht werden sollte, um die Fäulniskörper darin unschädlicher zu machen; niemand nahm sich aber bei dem fürchterlichen Durst, der uns peinigte, dazu die Zeit, wir konnten das Wasser nicht schnell genug aus dem Brunnen schöpfen, viel weniger erst noch abkochen. Später kamen moderne Destillierapparate zur Reinigung des Wassers an, von denen jeder Hauptkolonne ein Wagen voll zugeteilt wurde.

Bei unserer Ankunft an der Wasserstelle fanden wir dort unsere schon viel früher angelangte reitende Spitze vor, die es sich bereits bequem gemacht hatte. Es war eine freundliche Oase, mit zwei tiefen Brunnen versehen, von grünendem Dorngebüsch umstanden und überall frischen Graswuchs zeigend. Diese seltene Vegetation ist immer ein Beweis, daß sie von reichlichem Wasser genährt wird, sonst sieht man nur dürres, von

der Sonne verbranntes Steppengras, und unsere Augen erlabten sich daher an dem saftigen Grün. Der Name dieser Wasserstelle war Okangawa. Wir mußten hier eine 24stündige Rast halten, weil sich bei unseren Mannschaften schon die ersten Fälle von Hitzschlag und Erschöpfungsohnmacht einstellten; eine genügende Ruhe an der erquickenden Stelle tat uns dringend not, um frisch gekräftigt dem Feinde entgegenrücken zu können. In dem kühlen Schatten des Baumbestandes wurde es bald wieder im Lager lebendig. Natürlich war nicht unterlassen worden, in weitem Umkreise Vorposten auszustellen, damit uns der Feind nicht überrumpeln konnte.

Am 14. Februar nachmittags brachen wir auf, denn es lag uns daran, die etwa 20 Kilometer vor Otjimbingue sich hinziehenden Höhenzüge, die „Witboi-Klippen", welche abwechselnd aus kahlen, zerklüfteten Felsen und Engpässen bestehen, möglichst noch bei Tage zu passieren; ein Durchmarsch bei Nacht brachte die ganze Truppe in Gefahr, wenn der Feind, der kurz zuvor diese Gegend besetzt hielt, dort versteckt gelegen hätte. Leider gelangten wir vor Anbruch der Nacht nicht mehr bis dorthin, da sich das schwer zu passierende sandige Terrain weit ausdehnte, kamen jedoch trotzdem gegen Mitternacht ohne jede Störung glücklich durch den größten und gefährlichsten Engpaß, die „Otjimbinguer Pforte". Aus der Ferne fielen allerdings einige vom Feinde abgegebene Schüsse, die uns nicht beunruhigten, denn sie konnten nicht treffen. Einen Angriff machte der Gegner wohl deshalb nicht, weil er vor unseren Geschützen die größte Furcht hatte und sich zu schwach fühlte; die in der Nähe stehenden Schwarzen beabsichtigten offenbar, weiter von Otjimbingue entfernt mit anderen Stämmen zusammenzutreffen und dann vereinigt in größerer Zahl uns entgegenzutreten. Einige Kilometer hinter dem großen Engpaß, wiederum auf einem Hochplateau, wurde unser drittes Nachtlager unter freiem Himmel aufgeschlagen. Jeder wickelte sich in seine mitgeführte Decke, das schußfertige Gewehr im Arm, und so lagen wir reihenweise nebeneinander. Die Nacht verlief ungestört — was aber würde der nächste Morgen

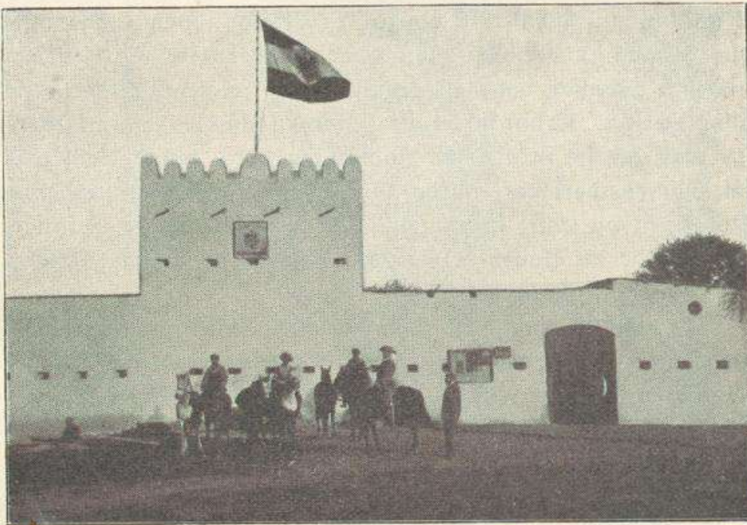
bringen? Durch Landeskundige erfuhren wir, daß wir sehr nahe bei Otjimbingue waren, das von Schwarzen besetzt sein sollte. Kaum graute der Morgen, als — gegen 5 Uhr — von neuem aufgebrochen wurde. Jetzt konnten wir erst die Gegend genauer erkennen: Alles war ringsumher von Felsen und mit Busch bewachsenen Klippen umgeben, man sah nur weit sich hinstreckende Höhenzüge, die sogenannten „Witboi-Klippen". Ohne auf irgend etwas Gefahrdrohendes gestoßen zu sein, langte unser Korps gegen 7 Uhr in Otjimbingue an.

III. Von der Zerstörung Otjimbingues bis nach Okahandja

Die Besatzung der Festung Otjimbingue. — Der Hererokapitän Zacharias. — Rückzug nach der Hälbigschen Farm. — Die Festung Otjimbingue wird von den Hereros in die Luft gesprengt. — Verstärkung trifft ein. — Die Hereros ziehen ab. — Auffindung erschlagener Farmer. — Wie der Aufstand ausbrach. — Zerstörungen. — Abzug nach dem Swakoprivier. — Erstes Feldgefecht mit den Schwarzen. — Flucht des Feindes in die Komasberge. — Felsenbarrikaden der Hereros. — Durst. — Ein Leichenfeld. — Totengräber der Wüste. — Endlich ein Brunnen! — Marsch durch die Steppe. — Wasser. — Klein-Barmen ein Trümmerhaufen. — Ungeziefer in den Pontoks. — Homöopathie der Hereros. — Schweres Gefecht bei Groß-Barmen. — Die Patrouille aus Okahandja trifft ein. — Ankunft in Okahandja. — Abmarsch nach Okamitta. — Die Sicherung der Bahnverbindung ist durchgeführt.

Hier führte das Oberkommando zurzeit ein Leutnant d. R. von Frankenberg, der damals Landmesser in Deutsch-Südwestafrika war. Die Besatzungsmannschaften von Otjimbingue bildeten meist die aus der Umgegend dorthin geflüchteten Farmer, die mit Weib und Kind, ihren Vorräten und Habseligkeiten, welche sie in der Eile bei Nacht gerettet hatten, dort eingetroffen waren; einige von ihnen besaßen gar nichts mehr. In Otjimbingue ist ein größeres Festungsgebäude errichtet, das in Friedenszeiten eine militärische Besatzung hatte. Dieselbe war aber durch den vorn erwähnten kleinen Hottentottenaufstand nach Süden abberufen worden, und somit fanden wir die Festung nur von wenigen Zurückgebliebenen (großenteils Farmern) besetzt. Als der Hereroaufstand entbrannte, wurde dem, die dort liegenden Hereros befehligenden Kapitän Zacharias vom Oberkapitän Samuel befohlen, den Aufständischen beizutreten. Zacharias war ein alter, ergrauter Kapitän, der sich mit den dortigen Missionaren und Farmern sehr gut stand; er gehorchte deshalb höchst ungern und flüchtete sich sogar in

seiner Angst zu dem dortigen Missionar, um dessen Rat einzuholen. Der letztere riet ihm, treu zu den Deutschen zu halten, was für ihn in der Zukunft nur von Nutzen sein könne. Man machte ihn auch darauf aufmerksam, daß von Deutschland sehr viele Soldaten kommen, die Schwarzen auf die Dauer also doch den Kürzeren ziehen würden, was er alles einsah. Seine Leute zerrten ihn aber des Nachts mit Gewalt aus dem Missionshause



Die am 27. Januar 1904 in die Luft gesprengte Militärfeste in Otjimbingue

und zwangen ihn unter Todesdrohungen, sich dem Aufstande anzuschließen. Zunächst überfielen diese Banden dann die nahe bei der Festung liegenden Farmen, welche sie gründlich ausplünderten, wobei ein deutscher Farmer sein Leben einbüßte, während seine Frau und Tochter sich noch mit knapper Not in das etwa 20 Minuten entfernte größere Anwesen eines der ältesten Ansiedler, des Farmers Hälbig, flüchten konnten. Hierauf belagerten die Schwarzen das Stationsgebäude; was an Lebensmitteln zu finden war, luden sie auf einen Wagen und führten es mit sich fort. Ein Teil zog danach ab, der andere

belagerte die Festung, um die dort vermuteten Waffen (Gewehre) nebst Munition zu erlangen. Da der Brunnen sich außerhalb der Festung befand, so litt die Besatzung unter Wassermangel; verschiedene Deutsche, die sich nach der Wasserstelle wagten, büßten den Versuch mit ihrem Leben. Bei dieser Sachlage beschlossen die wenigen Leute der Besatzung, sich in der Dunkelheit gleichfalls nach dem Hälbigschen Gehöft zu flüchten; vorher vergruben sie jedoch die Gewehre und die Munition auf dem Hofraume. Es gelang ihnen, unbemerkt die Festung zu verlassen, unterwegs wurden sie aber gesehen und mit Schüssen von den Schwarzen verfolgt, glücklicherweise ohne Verlust. Kaum sahen die Hereros, daß die Festung schutzlos war, als sie in dieselbe eindrangen, alles plünderten, was mitnehmenswert war, und das Gebäude mit dem vorgefundenen Pulver in die Luft sprengten. Das geschah am 27. Januar, also gerade an Kaisers Geburtstag wurde die schöne Festung ein Raub der Flammen.

Die ganze Besatzung der Hälbigschen Ansiedlung hatte nun zusammen 49 Gewehre; es war daher für die armen, schwer bedrohten Farmer eine große Freude und Erleichterung, als wir ankamen; denn sie waren seit Wochen schon gänzlich von der Welt abgeschlossen gewesen und mußten jeden Tag auf einen neuen Angriff der Schwarzen gefaßt sein, die, wie man von aufgegriffenen Gefangenen erfuhr, auf die noch nicht zerstörten Farmen — mit Ausnahme des Missionsgebäudes — Überfälle planten. Ochsenwagen führten die Schwarzen mit sich, um mit diesen das Hab und Gut der armen Ansiedler fortzuschaffen. Das auf der Weide befindliche Vieh der geflohenen Farmer, ausgenommen das Missionseigentum und ein Teil der Hälbigschen Tiere, die rechtzeitig noch eingetrieben werden konnten, war bereits in den Händen der Schwarzen, deren Viehstand sich dadurch beträchtlich vermehrte. Einen Tag vor unserem Einrücken in Otjimbingue hatte sich dort eine große Bande Schwarzer gezeigt, welche — wie wir hörten — nach der Barmer Missionsstation weitergezogen war. Einige zurückgelassene Spione meldeten ihren Kapitänen unsere An-



v. Frankenberg

Verstärkte Besatzung der Hälbigschen Farm, kommandiert von Oberleutnant d. R. von Frankenberg
(Im Vordergrunde die treugebliebenen Klippkaffern, Hottentotten und Bastards)

kunft und das veranlaßte sie, auf den Angriff des Ortes zu verzichten; vor den Blaujacken und ihrem „Teufelsrohre“, wie sie das Maschinengewehr nannten, hatten sie gewaltige Angst. Wir waren glücklich, deutsche Landsleute anzutreffen und reichlich Wasser vorzufinden, so daß wir uns wieder für den Weitermarsch stärken konnten. Von den Missionaren und Farmern wurden uns ganze Eimer voll frischer Milch gereicht; halbverhungert und verdurstet fielen wir gierig darüber her. Jeder durfte trinken, soviel er mochte, und das tat uns doppelt wohl, da wir oft genug an Wasserstellen kamen, wo das Wasser so knapp war, daß wir uns jeder nur einen Becher nehmen konnten von der halbverfaulten, dunklen Brühe, die überdies von Ungeziefer und toten Tieren wimmelte. Nachdem wir uns einigermaßen erholt und den für Otjimbingue mitgebrachten Proviant sowie die Munition abgeladen hatten, wurden die Wagen gleich wieder für den Abmarsch fertig gemacht.

Während der Ruhezeit suchten wir die nahen Ansiedlungen auf, die sämtlich vollständig ausgeplündert und gründlich demoliert waren. Bei dieser Streife erfuhren wir u. a., daß ein Farmer von den Schwarzen ermordet worden sei, dessen Frau und Tochter nach der unweit gelegenen Hälbigschen Farm entkamen. Wir suchten alle die aus Lehmsteinen mühsam erbauten Farmhäuser oder richtiger Ruinen ab, fanden aber nirgends eine Spur von dem Toten. Einige glaubten, er könne in dem nicht weit entfernten Brunnen liegen, den wir mit Stangen untersuchten; unsere Arbeit blieb jedoch ohne Erfolg. Schließlich entdeckten wir dicht beim Brunnen eine Stelle, wo die Erde etwas locker war, und vermuteten deshalb, daß hier etwas vergraben sein könne. Im Beisein einiger Farmer gruben wir an der Stelle nach und hoben zuerst einen Vorderarm des toten Farmers aus, der keine Finger mehr aufwies — ein Zeichen, daß der Unglückliche (ob lebend oder tot) von den Schwarzen verstümmelt worden war. Der penetrante Geruch, den die schon seit mehreren Tagen nur einige Zentimeter tief unter der Erde liegende Leiche ausströmte, zwang uns, das Loch schnell wieder zuzuwerfen; vielleicht konnte der

Leichnam später auf dem dortigen, an der Missionskirche gelegenen Friedhofe beerdigt werden. Der Anblick von Frau und Tochter des Ermordeten war herzzerreißend, als sie nun sehen mußten, wie diese Mordbuben die Überreste ihres geliebten Gatten und Vaters verscharrt hatten. In der Farm fanden wir die Haustiere, Hühner, Katzen und Hunde, furchtbar verstümmelt am Boden liegen; die Schwarzen begnügten sich nicht damit, Eßbares zu erlangen, sondern sie töteten alles, was ihnen in die Hände fiel. Da auch dieser wie die meisten Ansiedler einen kleinen Kramladen („Store" genannt) besaß, waren alle Behältnisse aufgebrochen und was die Schwarzen an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Werkzeugen oder sonstigen Ansiedlerbedürfnissen erreichen konnten, geraubt worden, während sie das nicht Verwendbare zerstörten. Bier- und Spirituosenflaschen lagen umher, die Hereros hatten sie sämtlich geleert. Von der Frau des ermordeten Farmers hörten wir dann, daß sie es hilflos hatte mit ansehen müssen, wie die Hereros ihren Gatten in gräßlicher Weise erschlugen; sie verlor vor Entsetzen die Besinnung und sah sich beim Erwachen allein und verlassen in der zerstörten Farm. Die Frau erzählte uns u. a., man hätte schon einige Tage vorher bemerken können, daß die Schwarzen ihren Mann sowohl wie sie feindselig mit drohenden Blicken ansahen; auch, daß die Hereros geheime Versammlungen abhielten und darin etwas berieten, was sie zu großer Unruhe und Sorge veranlaßte. Eines Tages — so erzählte die Frau weiter — kamen einige Schwarze in den Laden und verlangten zuerst sämtliche Getränke, die vorhanden waren, welche Forderung ihr Mann, da sie kein Geld besaßen, anfangs verweigerte. Nun bedrohten sie ihn aber derartig, daß er einsah, es könne nichts helfen, sich den Wütenden, die in immer größerer Zahl in seine Farm eindrangen, zu widersetzen, und er gab ihnen die Getränke heraus. Als er nichts mehr hatte, verlangten sie immer noch „Brandy"; obgleich der unglückliche Mann beteuerte, er habe ihnen alles gegeben, schlugen sie ihn mit ihren Kirris (Keulen aus Dornenwurzeln, die oben mit Blei oder Steinen gefüllt sind) nieder und bald hauchte er

seinen Geist unter den Händen dieser Horde aus. Das arme Weib konnte nicht weiterreden, die Tränen erstickten ihr die Stimme.

Die Schwarzen hatten es zunächst auf die Getränke abgesehen und als sie dann betrunken waren, entbrannte ihre wilde Wut. Alles wurde von ihnen demoliert, die Bilder an der Wand zerkratzt, sodaß sie in Fetzen herunterhingen, das Thermometer zerschlagen, aus dem Klavier alle Tasten herausgerissen und auf dem Boden verstreut. Dazwischen lagen geleerte Konservenbüchsen, nur eine Menge Kakaodosen fand man zwar aufgebrochen, aber noch gefüllt vor — das bittere Zeug hatte ihnen gewiß nicht gemundet; daß sie probiert hatten, zeigten die vielen Fingerabdrücke. Die Mordgier der Schwarzen ging so weit, daß das vorgefundene, als Rattengift dienende Strychnin von ihnen in einzelne offene Büchsen hineingestreut worden war, um die Weißen, wenn sie sich Getränke davon bereiteten, zu vergiften. Die Farmersfrau, deren Tochter glücklicherweise einen Besuch auf einer benachbarten Farm machte, blieb wohl nur am Leben, weil sie sich durch viele Wohltaten bei den schwarzen Weibern sehr beliebt gemacht hatte — vielleicht hielt man sie in ihrer tiefen Ohnmacht auch für tot und sie wurde dadurch gerettet.

An diesem Orte konnten wir uns nur einige Stunden aufhalten; beim Abrücken wurde unser Führer Kapitänleutnant Gygas gebeten, einige unserer Leute als Verstärkung der Besatzung mit Gewehren hierzulassen, und es blieben 2 Mann sowie 1 Unteroffizier, die unterwegs leichte Anfälle von Hitzschlag und Fieber gehabt hatten, mit einem größeren Munitionsvorrat zurück. Die übrigen zogen nachmittags gegen 5 Uhr in der Richtung weiter, wo wir die Schwarzen vermuteten. An diesem Tage marschierten wir noch bis zum Einbruch der Dunkelheit und schlugen dann etwa 4 Kilometer von dem vermutlichen Lagerplatze der Hereros unser Lager auf. Kapitänleutnant Gygas hatte vom Landmesser von Frankenberg, der das dortige Gebiet genau kannte, eine gute Karte erhalten, wodurch uns eine sichere Orientierung möglich wurde, sodaß wir un-

gefähr zu ersehen vermochten, wie unsere Stellung zu dem Lager der Schwarzen war. Nachdem die Posten und Sicherheitswachen ausgestellt worden waren, legte sich alles zur Ruhe und die Nacht verlief ungestört. Von Otjimbingue hatten wir noch zwei Wagen mehr mitgenommen; alle Wagen stellten wir so auf, daß sie eine richtige Verschanzung bildeten. Die Reiterei befand sich außerhalb der Wagenburg, während sich die Fußtruppen zwischen und unter die Wagen lagerten. Eine Überrumpelung durch den Feind war also ausgeschlossen.

Am anderen Morgen (16. Februar) standen wir beim Tagesgrauen schon wieder marschfertig und rückten nach dem in der Nähe gelegenen sogenannten „Swakoprivier" (Rivier heißt trockenes Flußbett) weiter. In diesem sandigen Flußtale marschierten wir dann vorsichtig entlang. Oberleutnant Ritter vom Eisenbahnregiment, der Führer unserer berittenen Abteilung, wurde mit seinen Reitern zur Aufklärung des Terrains vorgeschickt, um womöglich, falls der dortige Hererokapitän Zacharias in der Gegend säße, zu versuchen, seine Stellung zu umgehen und ihm den Rückzug nach dem südlichen Gebirgsrücken abzuschneiden, damit wir ihn von vorn fassen konnten. Durch die Reiterei war die allgemeine Wagenkolonne vor einem Überfall der Schwarzen gesichert.

Es dauerte nicht lange, als wir jenseits des Flusses in der Richtung, nach der wir unsere Patrouille ausgesandt hatten, Schüsse hörten. Oberleutnant Ritter ließ seine Leute sofort absitzen und nach der Richtung, aus welcher die Schüsse fielen, schwärmen. Unsere Leute wurden gleichfalls zu eiligem Vormarsch angetrieben, und so langten wir nach etwa einer halben Stunde an der zirka 600 Meter entfernten Gefechtsstelle an. Zum Unglück brach hierbei die Protzendeichsel von unserem Feldgeschütz ab, so daß wir nur unsere Revolverkanone und das Maschinengewehr in Tätigkeit setzen konnten. Letzteres war auf Mauleseln verladen und trat daher, weil am schnellsten gebrauchsfertig, zuerst in Funktion. Die Hereros waren offenbar auf unseren Angriff gefaßt und müssen uns schon von der Stunde an, wo wir von Otjimbingue abrückten, durch ihre

Spione beobachtet haben. Auf der linken Seite umgaben uns steinige Berge, wild zerklüftete Felspartien zeigend, wie wir sie auf dem ganzen Wege nach Otjimbingue angetroffen hatten. Diese Seite wurde von einer glatten Anhöhe beherrscht, welche die übrigen Berge überragte und daher für die Schwarzen das beste Observatorium bot; von dort aus bekamen wir auch das Hauptfeuer. Gleich beim Beginn des Gefechts bildeten wir



9—15jährige Ovambo-Frauen

drei Züge, wovon zwei die gefährliche Anhöhe zu nehmen suchten. Da dies unser erstes Zusammentreffen mit den Hereros im offenen Felde war, galt es jetzt für uns, zum ersten Male einer größeren feindlichen Macht gegenüberzustehen. Unsere Wut gegen die Schwarzen wurde durch den Heldentod eines unserer Kameraden, des Matrosen K., der gleich bei den ersten Schüssen sterbend zusammenbrach, noch gesteigert, und als nach etwa halbstündigem Gefecht unser Führer Befehl zum Sturm auf den besetzten Berg gab, stürmten wir kampfesmutig unter

Hurrarufen die steilen, mit Buschwerk und Dorngestrüpp bewachsenen Klippen hinauf. Gegen die feindlichen Kugeln suchten wir uns nach Möglichkeit zu decken, indem wir nicht in geschlossener Linie, sondern zerstreut vorgingen, so daß uns die Felsblöcke und Büsche Schutz gewährten. Das Gewehr im Munde tragend, krochen wir vorwärts und blieben auf diese Weise für die Schwarzen ziemlich unsichtbar. Aber auch von den Hereros bekamen wir sehr wenig zu Gesicht, da dieselben sich hinter den Klippen gut verschanzt hatten. Wir waren schließlich durch das anstrengende Klettern völlig außer Atem gekommen und der lichter werdende Busch bot für uns immer weniger Deckung, je höher wir hinankamen; die Entfernung zwischen uns und dem Feinde betrug wohl kaum noch 400 Meter. Unsere Situation konnte nicht als beneidenswert bezeichnet werden — da erschien plötzlich Hilfe in unserer Bedrängnis, sodaß sich die Lage sofort zu unseren Gunsten änderte. Das Feldgeschütz traf mit der reparierten, aus Baumstämmen provisorisch hergestellten Deichsel gerade im richtigen Moment ein, und im Verein mit unseren Revolverkanonen jagte es sogleich kräftig seine Geschosse unter die schwarze Bande, wobei sich unsere Shrapnels und Granaten besonders wirksam zeigten. Nun übernahm Kapitänleutnant Gygas die Leitung der Artillerie; die Schwarzen flohen zum Teil auf die angrenzenden Berge und versuchten von dort aus unserer Artillerie in den Rücken zu fallen. Wir befanden uns somit in einem richtigen Kreuzfeuer, dennoch wurde der zähe Widerstand des Feindes bald durch unser Maschinengewehrfeuer gebrochen; aus seinen schützenden Verschanzungen herausgetrieben, flüchtete er mit wilder Eile in der Richtung nach den Komasbergen zu. Leider war es uns während des ganzen Gefechtes nicht gelungen, das nach vielen Hunderten zählende Vieh den Hereros abzunehmen; denn sie waren so schlau gewesen, das Vieh gleich im Anfang des Gefechtes unter Aufsicht einiger Leute den entfernten Bergen zutreiben zu lassen, wohin wir ihnen zu Fuß nicht folgen konnten, und unsere kleine Schar Berittener war zu schwach, um die Verfolgung energisch aufzunehmen.

Von unserer Seite fiel in diesem Gefecht 1 Mann (Matrose K.), während 1 Bootsmannsmaat und 1 Mann vom Eisenbahnregiment verwundet wurden. Die feindlichen Verluste vermochten wir nicht genau festzustellen, da die Hereros ihre Toten und Verwundeten mit sich fortschleppten, nur 4 gefallene Schwarze fanden wir in ihren kunstgerecht angelegten Schanzgräben, ebenso eine Menge Gewehre und Munition, die sie bei der eiligen Flucht zurücklassen mußten. Zum Beweise dafür, wie sicher sich die Schwarzen hier gefühlt hatten, diente der Umstand, daß sie schon einige ihrer Pontoks (Hütten) aufgebaut hatten; demnach mußten sie geglaubt haben, sich länger in den Bergen aufhalten und von da aus ihre Raubzüge in die nahen Ortschaften und Farmen unternehmen zu können, was wir auch daraus schließen konnten, daß sie bereits einige Ochsenwagen fertig stehen hatten, um auf diesen die Habe der geplünderten Ansiedler nach ihren Wohnorten wegzuführen. Die Felsengruppen waren von ihnen so geschickt verbarrikadiert worden, besonders durch aufeinandergelegte Felsblöcke, daß das Ganze wie eine regelrechte Festung aussah. Ihre Schützen lagen zwischen den Felsblöcken und wir brauchten uns also gar nicht darüber zu wundern, daß wir im Anfang Feuer bekamen, ohne einen Schwarzen zu sehen. Ohne unser Geschütz hätten wir es wohl schwerlich fertiggebracht, sie aus ihrer festen Position zu verjagen. Es war bedauerlich, daß nicht mehr Pferde zur Verfügung standen; wären wir Mariner damals schon besser im Reiten geübt gewesen, so hätten wir die Verfolgung der Schwarzen aufnehmen können.

Seit 24 Stunden ohne Wasser, tat uns ein tüchtiger Trunk aus der dortigen Quelle, zu dem wir mitgebrachtes Hartbrot und Schiffszwieback verzehrten, sehr gut. Nachdem wir unseren Toten begraben und die Verwundeten verbunden hatten, wurde sogleich gelagert und abgekocht. Das Gefecht hatte 7½ Stunden gedauert bei großer Hitze und schweren Anstrengungen; wir waren davon sehr erschöpft und hatten Ruhe nötig. Der Feind zählte nach unserer Schätzung etwa 200 Gewehre; unsere Offiziere planten, ihn ruhig ziehen zu lassen,

um über unsere Missionsstation Groß-Barmen in kurzer Zeit Okahandja zu erreichen, da wir nicht annehmen konnten, daß Kapitän Zacharias nach der erlittenen Schlappe nochmals angreifen oder plündern werde. Vorerst schien ihm die Lust zum Kampfe vergangen zu sein und ein längeres Verweilen an diesem Orte wäre daher für uns zwecklos gewesen. Nach etwa dreistündiger Ruhe, während welcher Zeit unsere ausgeschickten Patrouillen die Umgebung abgesucht hatten, wurde gegen ½6 Uhr abends, als es ein wenig kühler geworden war, der Weitermarsch angetreten. Bis 8 Uhr legten wir nur noch zirka 6 Kilometer zurück, da wir äußerst schwieriges Terrain passieren mußten. Der Weg führte fortwährend über steile Felsenklippen und wir konnten mit unserem Schwerverwundeten vom Eisenbahnregiment nur langsam vorwärtskommen. Der Mann, dem die Kinnlade zerschossen worden war, litt furchtbar; da fachärztliche Hilfe fehlte, mußte er mit einem primitiven Notverbande vorlieb nehmen, bis wir ihn nach einem qualvollen Transport im Ochsenwagen später in Okahandja dem Arzte übergaben.

Unter freiem Himmel schlugen wir dann bei anbrechender Nacht unser Lager auf, wo wir bis zum 17. Februar morgens 5 Uhr rasteten. Vor dem Aufbruch kochten wir uns aus dem, in Fässern auf den Wagen mitgeführten Wasservorräten, die zwar stark muffig schmeckten und durch die Hitze bereits halb verdorben waren, den Morgenkaffee, dessen Rest wir in unsere Feldflaschen füllten, um unsere lechzenden Zungen unterwegs damit zu benetzen. Nach etwa dreistündigem Marsche kamen wir an eine zwischen Felsen liegende Wasserpfütze, „Oruru-Abank" genannt, ein Sammelbecken für das Regenwasser, das von den Bergen herabfloß und dort zusammenlief. Da die Regenzeit vorüber war, hatte dieses Becken nur noch sehr wenig von dem seit Wochen der Sonne ausgesetzten trüben Wasser, das faulig roch; aber nach den Anstrengungen des Marsches tranken wir es mit Behagen. Kein Baum oder Busch stand in diesem ausgedehnten Felsengelände, der uns hätte Schatten gewähren können, und unsere Kolonne litt sehr unter der sengen-

den Hitze. Solche große, öde Länderstrecken finden sich in jener Gegend häufig; man sieht meilenweit nichts anderes wie Himmel und graue Steine. Das in der Pfütze vorgefundene Wasser reichte nicht ganz für unsere Menschen und Tiere; gierig leckten wir deshalb die letzten Tropfen aus dem Felsenbecken heraus, auf dessen Grund dann faulende Gebeinreste zum Vorschein kamen — und solches Wasser mußten wir oft trinken, um uns vor dem Verdursten zu retten. Manchmal dachten wir dabei an die Heimat und unsere dortigen Kameraden, die es in bezug auf Speise und Trank so gut haben und doch noch oft unzufrieden über Essen und Trinken schimpfen! Gern hätten wir in der Not des brennenden Durstes all das bare Geld, das wir besaßen, für einen Schluck klaren Brunnenwassers gegeben — aber es war auch für Geld in diesen Einöden nichts zu haben. Die ganze Gegend bildete ein großes Leichenfeld, es wimmelte von menschlichen und tierischen Gebeinen, deren einstige Besitzer hier elend umkamen. Mancher Weiße mag sich schon in diesen fürchterlichen Bergen verirrt haben und so spurlos verschwunden sein. Das Los solcher Unglücklichen ist, wenn sie verschmachtend zusammenbrechen, entweder von den zahlreichen hungrigen Schakalen oder von den in der Luft zu Hunderten umherschwärmenden Aasgeiern verzehrt zu werden. Die Nachtruhe in dem schaurig einsamen Steppengelände wird öfters durch das unheimliche Geschrei der Schakalrudel und das gräßliche Gebrüll der Hyänen, dieser Totengräber der Steppe, unterbrochen, die dort immer neue Opfer suchen und finden. Sie fallen massenhaft über einen erschöpften Menschen- oder Tierkörper her, dessen abgenagte Knochen dann vom Winde in alle Himmelsrichtungen zerstreut werden, und kein Angehöriger erfährt jemals, wo dieser oder jener elend zugrunde gegangen ist. — Mancher von uns dachte über das Schicksal solcher Umgekommenen nach, denn es konnte auch ihm jeden Tag beschieden sein und keiner wußte, wann er selbst den hungrigen Schakalen zur Beute fallen würde. Denselben gefahrvollen Eindruck von der Gegend hatten unsere Führer und sie drängten daher zum eiligen Weitermarsche.

Es mußte also selbst bei der größten Sonnenglut des Mittags weitergerückt werden, um die nächste Wasserstelle sobald als möglich zu erreichen. Endlich kam einiges Buschwerk aus der Ferne in Sicht, was uns wieder etwas Aufmunterung brachte; wir sehnten uns nach Ruhe im Schatten dieser Bäume, die allen, auch den armen erschöpften Pferden und Ochsen, so notwendig war. Nach langer Zeit fanden wir hier einmal wundervollen Baumbestand und demnach mußte Wasser in der Nähe sein, welche Vermutung sich denn auch zu unserer großen Freude bestätigen sollte. Wir entdeckten einen prächtigen, vollkommen unbeschädigten Brunnen, in den wir am liebsten hineingesprungen wären, um uns ordentlich satt zu trinken. Gutes Wasser fand sich hier in sehr großer Menge vor, wir konnten uns somit gründlich stärken und erholen. Daß der Brunnen von den Hereros nicht beschädigt worden war, mußte uns wundern; jedenfalls konnte man es nur auf die wasserlose Gegend zurückführen, denn sie hätten sich ihre Wasserstelle nicht zerstören dürfen, ohne selbst in die Gefahr des Verdurstens zu kommen. Sie hatten auch wohl vorher darauf gerechnet, daß sie die Weißen aus dem Lande verjagen würden und ihnen dann all das von weißer Hand angelegte Eigentum in die Hände fiele.

In kurzer Zeit schlief alles vor Ermattung ein; wir konnten jetzt gehörig ausruhen, um dann mit frischem Mut und neuen Kräften unserem Ziele zuzustreben. Ungestört lagen wir hier bis zum andern Tage (18. Februar) nachmittags; unsere Führer hatten wohl eingesehen, daß uns diese Ruhe notwendig war, da wir in dem total entkräfteten Zustande nichts gegen die Schwarzen hätten ausrichten können.

Nachmittags gegen 3 Uhr brachen wir auf, und der Weg, den wir jetzt passierten, zeigte sich noch schlechter als bisher; immer durch Berge und Täler, oft im tiefen Sande, sodaß die Räder unserer Proviantwagen und Geschütze bis über die Achsen darin versanken, rückten wir in den ausgetrockneten Flußbetten („Rivieren") weiter. Der schöne Baumbestand, in dessen Schatten wir gelagert hatten, entschwand unseren



Halbverhungerte Überläufer von den Hereros

Blicken immer mehr. Nach etwa fünfstündigem Marsche erreichten wir ein neues, größeres Flußbett, „Snyrivier" genannt; der Karte gemäß hatten wir jetzt einen Marsch von etwa 15 Kilometern zurückgelegt. Da wir im Grunde des Flußbettes Wasser vermuteten, gruben wir mit einigen Schaufeln den Grundsand auf, wobei wir schließlich auch Wasser antrafen, das allerdings eine lehmige Farbe hatte und sehr unappetitlich roch. Diese Brühe wurde mit etwas Kaffee vermischt abgekocht, um ihr Aussehen und Beigeschmack des Kaffees zu geben. Die Nacht verlief ruhig, so daß wir uns ausruhen konnten; nach unserer Berechnung waren wir nicht mehr weit von der Missionsstation „Klein-Barmen" entfernt, die wir gegen 8 Uhr morgens denn auch glücklich erreichten.

Hier fanden wir alles zerstört, die Farmen geplündert und beraubt; in einer Farm lag der Ansiedler, ein Deutscher namens Lange, totgeschlagen und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Die Ansiedelung war geradeso gründlich demoliert, wie die vorn beschriebene in Otjimbingue; offenbar hatten die Schwarzen die Farm anzünden wollen, denn es waren Holzhaufen aufgestapelt, die aber nur zum Teile ausbrannten, sodaß das Wohngebäude von den Flammen verschont blieb. Es sah alles wie ein großer Trümmerhaufen aus, Geflügel und Haustiere lagen totgeschlagen umher. Nur der Brunnen, den sie überall unbeschädigt ließen, befand sich auch hier in voller Ordnung. An den Spuren im Sande sahen wir, daß vor kurzer Zeit noch Schwarze hier gewesen waren; die Spuren machten einen ganz frischen Eindruck und so mußten wir auf unserer Hut sein, um uns vor einem möglichen Überfall zu schützen.

Zuerst füllten wir unsere Wasserflaschen und Fässer an der Quelle, damit wir uns für den immer noch weiten Marsch nach Okahandja stärken konnten. Unsere Reiterei wurde vorausgeschickt in der Richtung nach Okahandja zu, da es vorher abgemacht worden war, daß uns von dort aus eine Patrouille entgegenkommen sollte, um uns, falls wir in Not wären, zu unterstützen. Bevor wir von Klein-Barmen abrückten, durchsuchten wir die in der Nähe gelegene Hererowerft, wobei wir

in den verlassenen Pontoks nichts wie Ungeziefer und Unrat vorfanden. In diesen Hütten wimmelt es, sobald dieselben einige Tage von Menschen verlassen sind, von Giftschlangen, besonders einer der gefährlichsten und giftigsten, der sogenannten „Springotter", die eine Länge von einem halben Meter hat und deren Biß sofort tödlich wirkt. Diese Otter wird von den Schwarzen, obschon sie sehr gefürchtet ist, viel gefangen, getrocknet und zwischen zwei Steinen zu Pulver zerrieben; das Pulver bildet ein „Hausmittel" der Hereros gegen andere Giftschlangenbisse und dient somit als homöopathische Arznei oder „Gegengift". Wir steckten die sämtlichen Pontoks in Brand, um so das ganze Ungeziefer gründlich zu vertilgen. Dann brachen wir auf und unsere Kolonne zog, etwas von dem erquickenden Quellwasser aufgefrischt, nun weiter nach Groß-Barmen zu. Einige Kilometer vor der Ortschaft mußten wir wieder das große Swakoptal passieren; plötzlich fielen von beiden Seiten aus den mit dichtem Gebüsch bewachsenen Höhenzügen Schüsse, die aber alsbald wieder verstummten, ohne daß wir von den Schwarzen etwas zu sehen bekamen. Da wir große Eile hatten, kehrten wir uns weiter nicht daran, denn es war für uns nichts Neues, wenn Schüsse fielen und einige Hereros sich in der Nähe aufhielten. Trotzdem blieben wir auf unserer Hut und es mußte sogleich ein Halbzug von unserer Kolonne den Schluß des Wagenzuges bilden, damit wir uns vor einem Angriff auf unsere Proviant- und Munitionswagen geschützt fühlten, weil es nicht ausgeschlossen schien, daß auch eine größere Anzahl Schwarzer in der Nähe sein konnte; die übrigen Mannschaften marschierten zu beiden Seiten der Wagen. Unser Führer Kapitänleutnant Gygas suchte mit seinem Fernglas alle die zerklüfteten Felsen und Klippen ab, ohne von den Hereros etwas zu entdecken. Die beängstigende Ruhe, die jetzt herrschte, wurde immer drückender, da uns zu beiden Seiten hohe Felszüge begleiteten, während unser Weg durch das enge Swakoprivier ging. Das endlose, undurchsichtige Dornengebüsch verließ uns nicht und wir mußten darauf gefaßt sein, daß hinter jedem Busche der Tod auf uns lauere. Konnten wir

doch nicht ahnen, wie viele Hereros in diesen düsteren Felsen versteckt lagen. Endlich kamen einige kleinere Bergkuppen in Sicht, welche wir mit dem Glase observierten; jedoch war keine Spur eines Feindes zu sehen. Zum Passieren dieser verdächtig erscheinenden Kuppen hatten wir uns dicht zusammengezogen, um besser geschützt zu sein und nötigenfalls geschlossen gegen den Feind vorgehen zu können, da wir bestimmt vermuteten, daß sich die Hereros in diesen unwegsamen Bergen gesammelt haben würden, was sich nur zu rasch bestätigen sollte.

Kaum hatten wir den Fuß der Berge erreicht, als wir von einem mörderischen Gewehrfeuer und Kugelregen überschüttet wurden. Sofort erging das Kommando: „Schwärmen!" was unerläßlich war, wenn wir nicht wie eine Viehherde zusammengeschossen werden wollten. Unsere brave Artillerie, welche wie jedesmal hier wieder sofort zur Stelle war und ohne Zeitverlust abprotzen konnte, erwiderte mit einem heftigen Granatfeuer auf die von den Schwarzen besetzten Höhen aus etwa 5—600 Meter Entfernung; auch wir „machten kein Federlesen", sondern gingen ohne Besinnen „drauf", wie das bei der Marine üblich ist. Unter großen Anstrengungen und Schwierigkeiten gelang es uns, die Anhöhen zu erstürmen und den Feind von einem Berge in den anderen zu treiben. Vor dem Gefechte hatten wir sämtliche Wagen zu einer Wagenburg zusammengefahren mit Ausnahme unserer Sanitätskarre, die etwas zurückgeblieben war, da die Hälfte ihres Ochsengespanns erschossen in ihrem Blute lag und einige von uns auch noch die Arbeit des feigen, eingeborenen Treiberpersonals verrichten mußten, weil diese Memmen bei den ersten Schüssen schon ins Gebüsch verschwunden waren. Sie ließen die ihnen anvertrauten Ochsenwagen im Stiche, warfen buchstäblich „die Flinte ins Korn" und konnten sich nicht schnell genug in dem dichten Dorngebüsch verkriechen. Einer von den „Flüchtlingen" erhielt beim Ausreißen einen Schuß in den Unterschenkel, worauf er ein so mörderisches Geheul anstimmte, daß es uns trotz des Ernstes der Situation Anlaß zu großem Gelächter gab. So konnte der Sanitätswagen nicht schnell genug herangebracht werden und wäre beinahe

dem Feinde in die Hände gefallen. Mit größter Mühe gelang es unserem Oberleutnant Schwengberg von der berittenen Kolonne, den Wagen in eine günstige Position zu bringen, nachdem unser schweres Geschütz die Schwarzen zurückgetrieben hatte; dennoch schienen sie es auf die Munitionskarre abgesehen zu haben, obgleich sie nicht wußten, daß dieselbe Munition enthielt, wenn sie nicht vielleicht zufällig sahen, wie wir von dem Karren einige Geschoßkasten für unsere Revolverkanone und das Maschinengewehr entnahmen. Die Revolverkanone mußte eiligst herbeigeschafft werden, um noch mit in den Kampf einzugreifen; nach einem heftigen Schnellfeuer flohen die Schwarzen und gegen Mittag hatten wir die Höhe im Sturm genommen, die vom Gegner schon vorher geräumt worden war. In wilder Flucht verschwanden die Schwarzen in den nahen Höhenzügen, wohin wir ihnen wegen des unebenen, wasserlosen Terrains bei der Gluthitze der tropischen Mittagssonne nicht zu folgen vermochten. Während des ganzen Gefechts wurde von uns nur 1 Mann, der Reiter Müller, tödlich getroffen und 7 Mann schwer, 1 leicht verwundet. Die Schwarzen nahmen ihre Toten und Verwundeten größtenteils mit sich, nur die letzten 9 Gefallenen ließen sie bei ihrer eiligen Flucht liegen, um beim Wegbringen der Leichen nicht noch mehr Krieger einzubüßen. Nach unserer Schätzung hatten wir es mit einem Gegner in Stärke von etwa 2—300 Gewehren zu tun. Beim Schlusse des Gefechtes fehlte uns plötzlich unsere Reiterei; wir nahmen an, daß sie den Feind weiter in die Berge hinein verfolgt habe, und zogen, als zum Sammeln geblasen war, nach der in der Nähe gelegenen Ansiedlung Groß-Barmen weiter, wo wir unsere Reiterei erwarten wollten.

Es sollte uns, vorheriger Vereinbarung gemäß, von Okahandja aus (wie schon bemerkt) eine berittene Abteilung entgegen gesandt werden, die auch pünktlich in Groß-Barmen anlangte; als sie unsere Schüsse hörte, wollte sie uns zu Hilfe kommen, wurde aber von uns für den Feind gehalten und von unserem Feuer heftig angegriffen, so daß sie sich hinter die Berge zurückziehen mußte, damit sie nicht Gefahr lief,

von unseren Geschützen getroffen zu werden. So blieb dieser Hilfsabteilung nichts übrig, als den Schluß des Gefechts untätig abzuwarten; wie wir dann von ihr erfuhren, hätte sie schon einen Tag früher zu unserer Kolonne stoßen können, wurde aber bei jedem Vorrücken von dem Engpaß aus, wo das Gefecht stattfand, mit heftigem Gewehrfeuer angegriffen und mußte sich zurückziehen, da sie — nur 20 Mann stark — wenig gegen einen mindestens zehnmal so starken Feind ausrichten konnte. Die beabsichtigte Entsendung von Meldereitern unterließ man, um die Leute nicht unnötig der Todesgefahr auszusetzen.

Am 19. Februar um 3 Uhr nachmittags traf diese Patrouille aus Okahandja in Groß-Barmen ein, mit „Hurra" von uns empfangen. Sie überbrachte Kapitänleutnant Gygas einen Befehl des damaligen Gouverneurs Oberst Leutwein, unser Führer solle sobald wie möglich in Okahandja eintreffen, woselbst er seinen Bericht über den Verlauf der Gefechte entgegennehmen wolle. Kapitänleutnant Gygas brach denn auch sofort auf; die Führung unserer Kolonne wurde dem Oberleutnant d. R. Kuhn, der uns von Karibib aus begleitete, übergeben. Wir rückten nach 24stündiger Ruhe am nächsten Tage weiter auf Okahandja zu. Am 20. Februar, also in 9 Tagen, hatten wir die ganze Strecke von 176 Kilometern zurückgelegt und langten in Okahandja an; nur 2 volle Ruhetage entfielen auf diese Marschleistung. Es war für uns eine große Aufgabe gewesen, die außerordentliche Anstrengungen erforderte, da wir das Terrain nicht kannten und bei einer Hitze von 60 Grad Celsius unter gräßlichen Durst- und Hungerqualen marschierten. Trotzdem befanden wir uns in bester Stimmung, denn wir freuten uns, den Schwarzen einmal einen gehörigen Denkzettel gegeben zu haben. Das waren die ersten Gefechte, die wir „Mariner" im deutschen Schutzgebiete mit dem Eisenbahnregiment zusammen lieferten. Leider mußten wir uns in Okahandja vom Eisenbahnregiment trennen, mit dem wir gute Kameradschaft geschlossen hatten, da dies nach der Hauptwerkstätte Karibib beordert wurde, um von nun an die Bahnver-

bindung Swakopmund-Windhuk freizuhalten, die gleich am Anfang des Aufstandes zerstörten Lokomotiven sowie das sonstige Bahnmaterial zu reparieren und alles wieder betriebsfähig zu machen. Das Habicht-Landungskorps teilte man der Kompagnie Schering zu, mit der zusammen wir am 24. Februar nach Okamitta, das etwa 8 Kilometer von Okahandja liegt, abrückten, da — wie verlautete — die Schwarzen sich in der dortigen Hererowerft gesammelt hätten. Wir marschierten die ganze Nacht hindurch, fanden aber die betreffenden Pontoks von ihnen verlassen. Nachdem wir die Hütten eingeäschert hatten, kehrten wir nach Okahandja zurück, ohne irgendwo Feinde anzutreffen.

Inzwischen empfingen wir von unserem Kommandeur, Korvettenkapitän Gudewill, den Befehl, daß wir uns nach Swakopmund begeben und dort mit den für uns an Bord kommandierten Mannschaften, welche mit dem Marine-Expeditionskorps aus Deutschland kamen, ausgetauscht werden sollten, um unser Kanonenboot „Habicht“ wieder zu besetzen. Unsere ursprüngliche Aufgabe, den Hereroaufstand möglichst zu unterdrücken und die Bahnverbindung bis zum Eintreffen des von Deutschland aus mobil gemachten Marine-Expeditionskorps aufrecht zu erhalten, war zur vollsten Zufriedenheit unserer Führer und der Ansiedler erfüllt worden, wenn wir auch die schwersten Strapazen bei der völligen Ungewißheit aller Landesverhältnisse, wie sie damals herrschte, zu ertragen hatten, weil keinerlei Verkehrsverbindungen bestanden und keine Ortschaft von der anderen etwas wußte.

IV. Neue Kämpfe um Otjimbingue

Verteilung der Marinemannschaften. — Das Landungskorps hat seine Aufgabe erfüllt. — Nach Otjimbingue kommandiert. — Auf der Viehweide. — Reitausbildung. — Gefangene Spione. — Flucht eines Kettengefangenen. — Improvisierte Kanonen. — Stacheldraht. — Überrumpelung einer Hereroгesellschaft durch eine Nachtpatrouille. — Wichtige Nachrichten. — Verstärkungsarbeiten an den Befestigungen. — Verschollene Postboten. — Abtrennung der Eingeborenen-Soldaten. — Spionierende Hereros werden gefangen. — Gefährliche „Arbeiter". — Proviantergänzung durch Frischfleisch. — Hereros in der Nähe. — Der Angriff wird abgeschlagen. — Das Los unserer Depeschenträger. — Von Feinden umgeben.

Nur einigen von uns war es beschieden, in dem Namaqua- und Damara-Lande länger zu verweilen, denn es harrten unser anderwärts noch große Aufgaben. Diejenigen, die da blieben, waren teils einer anderen Truppe oder Kolonne zugeteilt, wo sie nicht zu entbehren waren, teils befanden sie sich auf größeren Etappen, von wo sie wegen der weiten Entfernungen nicht zurückgeholt werden konnten. Als unsere Kameraden an Bord gingen, verblieben von uns bei der Abteilung Glasenapp noch 1 Offizier, 1 Arzt und 14 Mann, auf der Etappe Windhuk 2 Mann, in Okahandja 1 Mann und in Karibib 2 Mann (einer davon war ich). Außerdem lag im Lazarett zu Karibib unser Leutnant z. S. Eckolt, der zu Anfang unseres Marsches vom Pferde gestürzt war und sich den Unterschenkel gebrochen hatte. Die an Land kommandierten Mannschaften gehörten jetzt nicht mehr zum Habichts-Landungskorps, sondern gingen zum Marine-Expeditionskorps über. Da wir von Deutschland aus so wenig Leute zur Verstärkung erhielten, mußte die Habichts-Mannschaft nochmals zum Landdienste herangezogen werden, um die Bahnstationen bis Okahandja zu verstärken; leicht hätte sonst eine Verzögerung in der Proviantzufuhr eintreten können, denn es mußten jeden Tag 2 bis 3 mit Munition und

Proviant vollgepackte Eisenbahnzüge in das Innere gehen, damit kein Mangel an Lebensmitteln entstand. Ins Feld kamen diese Mannschaften nicht mehr. Am 2. Mai wurde der größere Teil der Habicht-Besatzung an Bord zurückbeordert und ging sogleich in See. Das Habicht-Landungskorps war anfänglich an Land gegangen, um wenn möglich den Aufstand allein zu unterdrücken; als sich aber zeigte, daß der Aufstand



Besatzung der Station Waldau, unter Feldwebel Skobel

immer weiter um sich griff, weil die wenigen Mannschaften nicht genügten, gegen den überlegenen Feind etwas Ernstes auszurichten, sollte das Korps dann die Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften und Stationen herstellen, sowie dieselben von den Schwarzen säubern helfen. Diese Aufgabe hatte das Landungskorps jetzt gleichfalls gelöst, und seine Tätigkeit konnte daher als beendet angesehen werden.

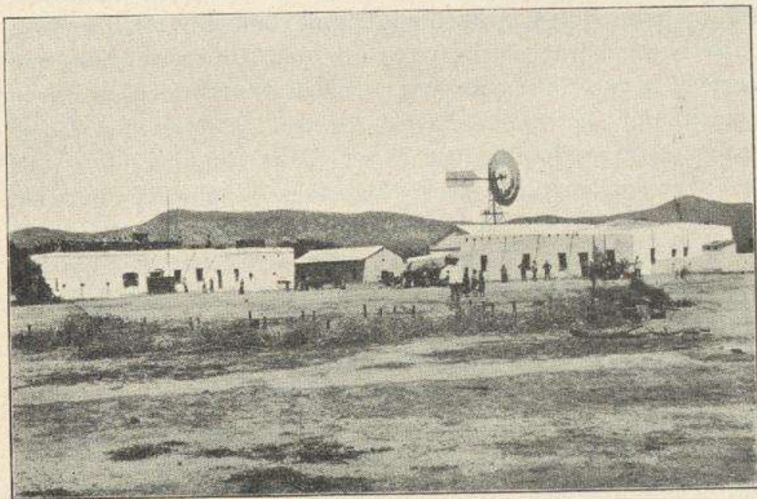
* * *

Zu jener Zeit wurde ich nebst einigen Kameraden der Ortschaft Otjimbingue zur Verstärkung von deren Besatzung zugeteilt, mit welcher zusammen wir den Ort gegen feindliche Überfälle schützen sollten. Es war nicht anzunehmen, daß wir in den ersten Tagen von den Schwarzen hier etwas zu befürchten hatten, da sie die Gefechte am Liewenberge und bei Groß-Barmen, die beide nahe bei Otjimbingue stattfanden, sicher nicht so schnell vergaßen. Dennoch mußten wir vorsichtig sein und uns der Annäherung des Feindes gewärtig halten. Wir besaßen einige Hundert Stück Groß- und Kleinvieh, das wir täglich unter Aufsicht einiger unerschrockener Männer ins Freie trieben, denn das Grasfutter in der nächsten Umgebung ging bereits zur Neige. Jeden Tag wurde eine, aus mehreren Leuten bestehende Viehpatrouille abgeteilt, die das Vieh 1—2 Stunden von der Ortschaft weiden ließ. Dabei leisteten die uns beigegebenen und von Beginn des Aufstandes an treugebliebenen Klippkaffern, Hottentotten, Bastards und besonders die zahlreichen Buren, welche zum Teil früher selbst Ansiedlungen besessen hatten, sehr gute Dienste. Wir fanden hier auch Gelegenheit, uns im Reiten tüchtig auszubilden, und so konnten wir paar Matrosen in kürzester Zeit, obwohl wir bei diesem ungewohnten Sport oftmals blaue Flecken davontrugen, mit den Pferden besser, als mancher deutsche Kavallerist, in der Wildnis herumjagen. Das Scherzwort: „Reitende Gebirgsmarine“ traf damals auf unsere Mannschaften vollständig zu. Eine berittene Patrouille wurde in die umliegenden Berge gesandt, um etwa umherlungernde einzelne Spione abzufangen; das gelang dieser Patrouille in mehreren Fällen; die gefangenen Schwarzen legten wir in schwere Ketten und hielten sie unter sicherer Bewachung, zogen sie aber zu allen Arbeiten heran. Einige der Gefangenen beteuerten, keine Ahnung von einem Hereroaufstande zu haben und nichts Feindseliges gegen uns im Sinne zu führen, was natürlich alles Lüge war, um sich vor Strafe zu schützen. Andere solche Ankömmlinge behaupteten, von ihren Stammesgenossen ausgestoßen oder verjagt worden zu sein, was uns mit Recht gleichfalls unglaubhaft

erschien, denn eines Morgens nach einer tiefdunklen Nacht fehlte ein an Händen und Füßen gefesselt gewesener Gefangener — ein ganz geriebener Bursche — der, wie seine Fußspuren verrieten, in der Richtung entflohen war, wo wir die Schwarzen vermuteten. Seine Handschellen und Fußfesseln lagen am Boden, und obgleich einige zehn Gefangene neben ihm gelegen hatten, stellten sich alle, als ob sie nichts von der Flucht ihres schwarzen Bruders wüßten. Weder die Androhung von Prügeln, noch der Todesstrafe brachte die Starrköpfe zum Sprechen — sie blieben verstockt und verweigerten jede Antwort. Auf diesen Vorfall hin wurden natürlich sämtliche Posten verschärft, da der entflohene Gefangene die geringe Stärke der nur aus 14 Mann bestehenden Besatzung kannte und sicher verraten würde, sodaß man uns leicht überwältigen konnte. Um uns von außen den Anschein zu geben, als ob wir schwere Geschütze im Gebäude hätten, schlugen wir Löcher in die Außenmauern und steckten alte Ofenrohre durch dieselben, die von weitem wie Geschützrohre aussahen, um die Schwarzen dadurch in respektvoller Entfernung zu halten. Dann wurde auf der Frontseite des Gebäudes etwa $^1/_2$ Meter hoch Stacheldraht gezogen, der dazu dienen sollte, die Feinde im Falle eines Ansturmes bei Nacht zum Stürzen zu bringen. Während der Nacht ließen wir öfters große Feuerwerksraketen ab, die wir in der nahebei befindlichen zerstörten Festung vergraben vorgefunden hatten, wodurch wir gleichzeitig die Schwarzen abschreckten und in der Nähe streifende deutsche Patrouillen auf uns aufmerksam machten. Auch stellten wir nachts nach allen Richtungen verstärkte Posten aus, und nicht selten mußten unsere wenigen Leute mitten in der Nacht auf Patrouille ziehen, denn im Dunkeln konnten wir, vom Feinde ungesehen, durch Schnellfeuer schon viel gegen ihn ausrichten.

Eines Nachts um 2 Uhr meldete einer unserer Vorposten in den naheliegenden Bergen einen Feuerschein; sofort brach unser Kommandant mit 3 Mann auf, und zwar machten wir uns zu Fuß auf den Weg, um die Schwarzen möglichst zu überrumpeln. Etwa eine Wegstunde hatten wir so zurückgelegt,

meist gedeckt von dichtem Dorngebüsch und tiefer Dunkelheit, sodaß uns die Schwarzen nicht bemerken konnten. Geschickt benutzten wir ein in der Nähe gelegenes trockenes Flußbett, um immer in Abständen von 5 zu 5 Meter nebeneinander die Bergkuppe zu umzingeln. In dem Lagerfeuerscheine der Hereros bemerkten wir deutlich die Gestalten derselben, wie sie bei ihren Fleischtöpfen saßen und sich ganz sicher fühlten, dabei



Vorn Stacheldraht-Hindernisse Windmotor mit Wasserpumpe

Die Farm Hälbig vor Otjimbingue im Belagerungszustand, im Hintergrunde die Komasberge

(Die Gebäude waren unterirdisch verbunden)

ein gebratenes, von unserer Herde gestohlenes Kalb sorglos verzehrend. Männer und Weiber rauchten gemütlich ihre unentbehrliche Tabakspfeife und ließen einige Male eine Flasche — wohl mit gestohlenem Schnaps gefüllt — rundgehen, nicht ahnend, daß wir ihnen dicht auf den Fersen waren. Wir kletterten nun, die Gewehre mit dem Munde haltend, von beiden Seiten des Berges die steilen Felswände empor und als wir bis auf etwa 50 Meter Entfernung herangekommen waren, eröffneten wir vier Mann ein heftiges Schnellfeuer auf die

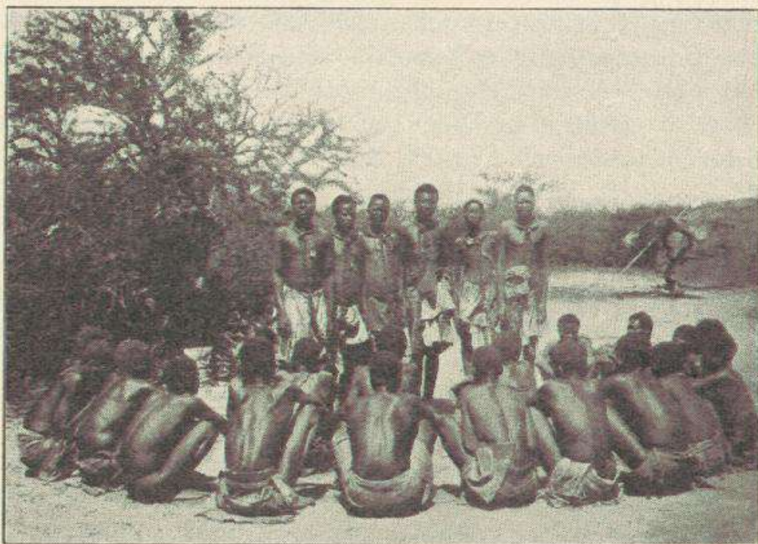
tödlich erschrockenen Feinde, worauf sie in der Eile sogar ihre Fleischtöpfe vergaßen und in wilder Flucht die felsigen Abhänge hinab verschwanden. Es fielen uns aber zwei von ihnen lebend in die Hände, die vor Schreck auf der Stelle sitzen geblieben waren und nun um Gnade flehten. Sie wurden als Gefangene mitgeführt und einem strengen Verhör unterzogen, wodurch wir erfuhren, daß sich die ganze Hauptmacht der Hereros in der Nähe sammelte und etwa 2—3000 Mann stark Otjimbingue stürmen wollte. Sofort sandten wir eine aus 3 Mann bestehende Reiterpatrouille nach Karibib ab, um von dort Hilfe zu erbitten, da wir wenigen Leute einem größeren Angriff nicht hätten widerstehen können. Nach einigen Tagen trafen denn auch schon 14 Mann Verstärkung bei uns ein; das war für uns eine große Erleichterung und Beruhigung, denn jeder weitere Deutsche mit einem Gewehr konnte immer einige Schwarze mehr aufs Korn nehmen. Ungeduldig harrten wir nun der kommenden Dinge; wir waren in zwei Gebäude verteilt, die wir durch einen tiefen Kanal verbanden, der oben mit Brettern bedeckt und mit Sand beworfen wurde, so daß er einen richtigen unterirdischen Gang bildete, durch den eine Besatzungsabteilung im Notfalle der anderen zu Hilfe kommen konnte. Wassermangel war nicht zu befürchten, da wir mitten auf dem Hofe einen Windmotor hatten, der die Wasserpumpe in Tätigkeit setzte und uns so immer mit frischem Trinkwasser versorgte. Oben auf dem Motor war Tag und Nacht ein Posten als Wache aufgestellt, der die ganze Umgegend mit dem Fernglase absuchte und beim Herannahen des Feindes die Besatzung sofort alarmierte. Die Eingänge der Farm hatten wir mit selbstgeformten Lehmsteinen, die wir vorher 1—2 Tage in der Sonne trockneten, vermauert und nur einige Löcher als Schießscharten offen gelassen. Dasselbe Mauerwerk errichteten wir oben auf den ebenen Dächern der Farm, um eventuell die Angriffe des Feindes auch vom Dache aus energisch abwehren zu können. Diese ungeübten Arbeiten waren für uns bei der großen Hitze eine bedeutende Anstrengung, aber da es galt das Eigentum der Farmer und unser Leben zu schützen, dachten

wir an keine Müdigkeit. Aller paar Tage schickten wir einen von unseren treugebliebenen Schwarzen als Postboten nach der Bahnstation Karibib; leider sind aber nur wenige von ihnen durchgekommen, die meisten fielen in die Hände der Feinde und mußten unter schweren Martern dafür, daß sie uns treue Dienste leisteten, ihr Leben verlieren. Die Briefschaften gingen dabei verloren und so ist es kein Wunder, daß manchmal Monate verstrichen, ohne daß wir von der Heimat Nachricht erhielten oder dahin Nachricht senden konnten, denn wir waren zeitweilig gänzlich von der Außenwelt abgeschlossen.

Obgleich wir in der Nähe nur wenige Schwarze zu Gesicht bekamen, trafen wir doch die Vorsichtsmaßregel, überall verstärkte Doppelposten auszustellen. Dazu wurden die treugebliebenen Eingeborenen mit verwendet, doch durfte man ihnen nicht allzu sehr trauen, denn sie warteten eben nur ab, wer der Stärkste von uns sein würde; gewannen wir, dann blieben sie bei uns, während sie im umgekehrten Falle sich nicht lange besonnen hätten, uns aus dem Hinterhalte zu überfallen und zu massakrieren. In weiser Erwägung dieses Umstandes beschloß unser Kommandant Oberleutnant d. R. von Frankenberg, unsere eingeborenen Schwarzen in einem kleinen Gebäude vor unserer Befestigung einzuquartieren, woselbst sie abwechselnd dieselben Postendienste wie wir taten; nur hatten wir noch die besondere Pflicht, diese Burschen immer im Auge zu behalten.

Von Zeit zu Zeit machten wir Patrouillen in die Umgegend, wobei wir dann und wann einen einzelnen Herero antrafen, den wir dann, falls er sich ergab, zum gerichtlichen Verhör mit hereinbrachten; versuchte er allerdings zu fliehen, so wurde er niedergeschossen. Eines Tages kamen bis an die Festung heran zwei Schwarze, welche zum Schein ein recht treuherziges Gesicht machten und erklärten, sie wüßten gar nicht, daß die Hereros „Orlog“ (Krieg) machten. Sie gaben sich als Klippkaffern aus, deren Stamm damals einige Tausend Mann stark war, die — wie vorn schon erwähnt — dem Aufstande nicht beitraten. Sämtliche Hereros haben nun aber als Kennzeichen

ihres Stammes vorn die beiden Mittelzähne keilförmig ausgefeilt, woran wir sie sogleich als Hereros erkannten; überdies sprachen sie die Klippkaffernsprache sehr schlecht, so daß sie als der Spionage überführt galten, also in Ketten gelegt und den übrigen Gefangenen eingereiht wurden. Hauptsächlich benutzten wir die Gefangenen zum Holzzerkleinern, da dort das



Zum Tode verurteilte Spione und Mörder werden ihren Stammesbrüdern als warnendes Beispiel vorgeführt

Holz das einzige Brennmaterial bildet; wir schickten die gefesselten Schwarzen unter Aufsicht einiger Kaffern ins Gebüsch und bemerkten dabei oft gerade noch rechtzeitig, daß die Hereros, die mit Beilen oder Spaten versehen waren, sich heimtückischer Weise den Aufsehern näherten, offenbar um sie hinterrücks niederzuschlagen, was infolge unserer Wachsamkeit freilich keinem gelang. Jeder, der Miene machte, einen von uns anzugreifen, oder der sich ohne Befehl zu weit entfernte, wurde nach dortigem Kriegsrecht erschossen. Wir waren froh, wenn wir einen Schwarzen weniger zu verpflegen hatten, denn unser

Proviant schrumpfte sehr zusammen; besaßen wir doch nur noch wenige Säcke Mehl und Reis, die unsere als „Köche" fungierenden Leute zu allen möglichen unnennbaren Speisen verarbeiteten. Es blieb nichts anderes übrig, als die Gegend nach Wild abzustreifen, welches dort reichlich vorhanden ist; so gab es ganze Herden von Antilopen, Kuhtus, Spring- und Klippböcken, die sich in den Felsen und Klippen aufhalten und von denen wir manches Stück schossen. Das Beste an den Tieren, die Keulen, schnitten wir heraus, legten sie in glühende Asche und schmorten sie so auf Hottentottenart, weshalb diese Braten als „Hottentottenboeuf" bezeichnet wurden. In den benachbarten Farmen, welche geplündert waren, hatten wir noch einige lebende Hühner bemerkt; nach weiterem Suchen fanden wir auch die von ihnen gelegten Eier, was für uns eine Seltenheit und große Delikatesse war. Die einzige Erfrischung, die wir immer hatten, bestand in der Milch, welche wir eimerweise vom dortigen Missionar, der seinen gesamten Viehbestand unberaubt besaß, erhielten. Uns gehörten ebenfalls noch einige Stück Vieh, Kühe und Ziegen, die uns im Notfalle Frischfleisch liefern konnten. Die treugebliebenen Schwarzen gingen meist außerhalb in die Gebüsche suchen, wo sie ihre gewohnten schmackhaften Pflanzenwurzeln fanden, welche bei den Feldkaffern die Hauptnahrung bilden; ein Becher Reis dazu genügt ihnen vollständig.

Eines Nachmittags gegen 3 Uhr kamen einige Kaffernweiber in die Feste gestürzt und meldeten, sie hätten auf der Suche nach Feldfrüchten eine Bande Hereros gesehen, die sie zuerst verfolgten. Im Nu verbreitete sich der Ruf: „Hereros in der Nähe!" in der ganzen kleinen Festung und es wurden Maßregeln getroffen, um einen etwaigen Angriff abzuschlagen. 2 Mann bestiegen sofort den Windmotor, von dessen Höhe sie mit dem Fernglase ständig Ausguck hielten. Wir selbst stellten uns vor unseren Schießscharten auf, verbarrikadierten Türen und Fenster und erwarteten mit Spannung das Herannahen des Feindes.

Schon fielen von weitem einige Schüsse, von denen wir annahmen, daß sie wohl unvorsichtigerweise losgegangen seien,

denn die Schwarzen kamen ohne Geräusch näher, um uns möglichst plötzlich zu überrumpeln. Das ist ihnen jedoch nicht gelungen, denn wir waren besser auf dem Posten, als sie ahnten, und so lagen gleich die ersten, die in Schußweite gelangten, von mehreren Kugeln getroffen am Boden. Die anderen stutzten darüber nur einen Augenblick, gingen aber dann sogleich zu einem gemeinsamen Angriff vor, um das von uns verteidigte Gebäude im Sturm zu nehmen. Die Zahl der Gegner betrug nach unserer Schätzung etwa 250—300 Gewehre. Wir schossen nun einige große Raketen durch unsere Ofenrohre, welche das Aussehen eines durch die Mauer gesteckten Geschützes hatten, und als diese Raketen in die Feinde hineinprasselten, wurden sie ganz verwirrt, denn sie hatten noch von dem Gefecht am Liewenberge her, wo sie die furchtbare Wirkung der deutschen Geschütze kennen lernten, vor Kanonen eine gewaltige Scheu. Als sie sahen, daß sie von der einen Seite nichts ausrichten konnten, zog sich ein Teil zurück, um uns von einer anderen Seite anzugreifen. Sie schlichen sich längs des Swakopriviers an den Abhang heran in der guten Absicht, uns das dort im Viehkraal (Umzäunung für die Herden) untergebrachte Vieh zu stehlen. Aber auch das gelang ihnen nicht, die Vordersten mußten den Versuch mit dem Tode büßen. Da die Schwarzen im allgemeinen feige sind, und diese wohl auch sahen, daß sie die stark verbarrikadierte Feste nicht nehmen konnten, zogen sie unter wilden Flüchen und Drohungen gegen die „Dütchmen" in eiliger Flucht ab, von unseren nachgesandten Kugeln getrieben. Auf unserer Seite war alles wohl, während es auf Seite der Hereros ungefähr 25 Tote und einige Verwundete gab; die letzteren wollten sich in einen versteckten Winkel schleppen, wurden aber von uns bemerkt und halfen so die Schar unserer Gefangenen vermehren. Nach kurzer Zeit kehrten die Schwarzen zurück und griffen uns von neuem an; 2 Ochsenwagen hatten sie mitgebracht, sicher um die Beute darin wegzubringen. Sie wurden jedoch von uns ebenso abgefertigt wie das erstemal, sodaß ihnen die Lust zum Wiederkommen gründlich verging.

Ein sogleich nach Karibib abgesandter Bote, der unsere Bedrängnis dort melden und Hilfe erbitten sollte, kam nicht an und wir erwarteten die Verstärkung vergeblich, denn der arme Bursche hat Karibib nie gesehen. Diese Boten, meistens vom Stamme der Klippkaffern, verrichteten solche Dienste sehr gern und treu, weil sie dafür gut bezahlt wurden; einen Teil der Bezahlung erhielten sie beim Weggehen und die Restsumme bei der Ankunft an dem Orte, wohin sie die Nachricht bringen sollten. Da sie gänzlich unbekleidet waren, wurde ihnen entweder die zu überbringende Depesche in einen Kartoffelsack, den sie umhingen, eingenäht oder als winziges Papierröllchen in einen hohlen Zahn gesteckt; so blieben sie, wenn sie vom Feinde aufgegriffen wurden, oft geschont, weil man nichts bei ihnen fand. Dennoch hat mancher von diesen Boten sein Leben lassen müssen, denn die Hereros hatten schon im allgemeinen einen sehr großen Haß auf die Klippkaffern, von denen sie wußten, daß sie in deutschen Diensten standen. Unsere Patrouille fand eines Tages unweit von Otjimbingue einen Kaffernknaben, der bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen war, aber trotzdem noch auf allen Vieren sich weiterschleppte, um nach der Ortschaft zu gelangen. Diesen armen, etwa 12—14 Jahre alten Jungen hatte eine Bande Hereros überfallen; er sagte später aus, er sei von Karibib geschickt worden mit einem Briefe und noch zwei anderen von seinen Leuten. Unterwegs, in einem „Otjimbinguer Pforte“ genannten Engpaß, fiel eine Hererobande über ihn her, während seine Kameraden, die zu fliehen versuchten, erschossen wurden. Er selbst sollte Auskunft geben, woher er komme und wohin er wolle; da er das nicht tat, wurde er zu Boden geschlagen und so lange mit Knüppeln und Keulen bearbeitet, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Darauf schleppten sie ihn zwischen die Felsen, wo sie ihn in der Meinung, er wäre tot, besinnungslos liegen ließen. Einige Tage später fiel dort ein starker Regen; durch die feuchte Kühlung erwachte er und erholte sich soweit, daß er bis in die Nähe der Ansiedlung kriechen konnte. Hätten die Schwarzen nicht ein so außerordentlich zähes Leben, dann würde er un-

bedingt den schweren Verletzungen erlegen sein; er hatte faustgroße Löcher im Kopfe, das Nasenbein war ihm zersplittert, die Zähne sämtlich eingeschlagen und der ganze Körper durch die furchtbaren Schläge so zerfetzt, daß er einem rohen Fleischklumpen glich. Der bedauernswerte Bursche wurde von einem Sanitätsunteroffizier sogleich notdürftig verbunden und gekühlt, wir flößten ihm dann fortgesetzt Milch ein, da er der fehlenden Zähne wegen nichts zu essen imstande war, und nach einigen Wochen hatte er sich endlich soweit erholt, daß er uns seine Leidensgeschichte zu erzählen vermochte. Die Leichen seiner beiden Begleiter fanden wir nicht mehr, wahrscheinlich hatten sie Schakale oder Aasgeier längst verspeist. — Daß wir stets von Feinden umgeben waren und immer auf Überfälle gefaßt sein mußten, wußten wir jetzt genau.

V. Zurück nach Karibib

Großer Gefangenentransport nach Karibib. — Rückkehr nach Otjimbingue. — Schwere Gefechte bei Owikokorero und Okaharui. — Abzug nach Omaruru. — Die Farm Etiro. — In Omaruru zum ersten Male gewaschen. — Das Schlachtfeld vom 4. Februar. — Entsatz Omarurus durch Hauptmann Franke. — Osterfeier auf dem Marsche. — Zug durch die Steppe. — Rast; Fluchtversuch eines Gefangenen. — Nachtmarsch bei Mondschein. — Gefährliche Schlangen. — Auf Posten in der Wüste. — Regentage; am Bergstrom. — Die Kolonne überschreitet den angeschwollenen Fluß. — Ankunft in Karibib.

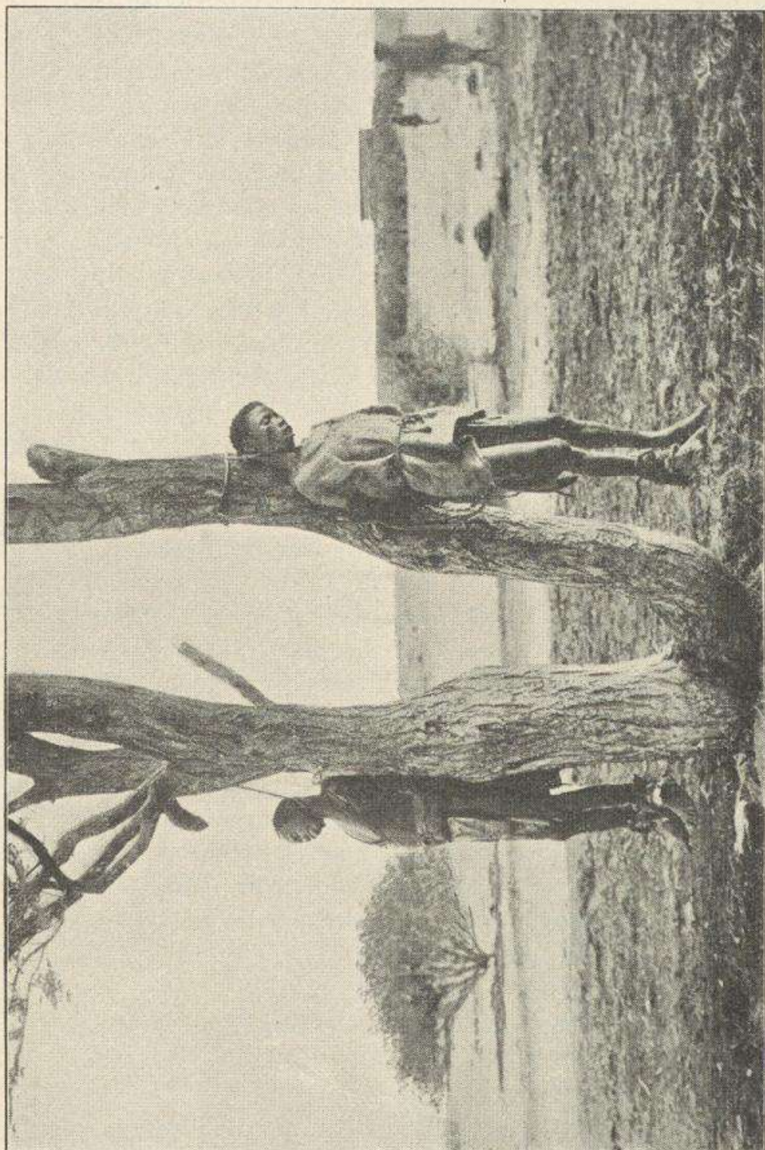
An einem der nächsten Tage erhielten wir mittels eines glücklich durchgekommenen Boten die Nachricht aus Karibib, wir sollten die gefangenen Hereros wenn möglich nach dieser Militärstation befördern; eine reitende Patrouille würde uns dazu entgegengesandt werden. Infolgedessen machten wir uns dorthin auf, um gleichzeitig wieder frischen Vorrat an Proviant zu holen. Die Zahl der Gefangenen war mit Weibern und Kindern inzwischen auf etwa 200 angewachsen. In der letzten Zeit hatten wir den Schwarzen bekannt gegeben, daß ihnen nichts geschähe, wenn sie sich freiwillig stellten, falls sie nicht eines Verbrechens schuldig seien. Besonders die Bastards kehrten dann großenteils nach Otjimbingue zurück; sie stellten sich natürlich alle ganz unschuldig, obgleich einige schwere Verbrecher darunter waren, die wir als solche kannten. Wir gestatteten ihnen, sich frei zu bewegen und sicherten ihnen volle Freiheit zu, wenn sie mit nach Karibib zögen. Einige von ihnen boten sich uns als Ochsenleiter und Wagenführer an, die anderen wanderten mit Sack und Pack zu Fuß; kleinere Kinder wurden auf einen Ochsenwagen geladen, und so ging unsere Karawane mit 7 Berittenen in der Richtung nach Karibib ab. Es war das ein sehr gewagtes Unternehmen, da uns die in der Überzahl befindlichen Schwarzen jederzeit überfallen konnten, und



man sich auf die Bastards nicht verlassen durfte; aber wir er-

reichten glücklich die erste Wasserstelle. Die gefangenen Hereros blieben gefesselt, denn sie waren selbstredend die gefährlichsten. An Ruhe dachte auf der ganzen Strecke niemand von uns; mußten wir doch immer gewärtig sein, von den Gefangenen unserer Waffen beraubt und ermordet zu werden. Unter den in Ketten gelegten Hereros befanden sich einige sehr berüchtigte Verbrecher, die Mord und Todschlag auf dem Gewissen hatten. Sie ahnten nicht, welch schwere Strafen ihnen bevorstanden, sonst wären sie gewiß nicht so gutwillig auf ihre „letzte Reise" gegangen. Unterwegs trafen wir auf die 15 Mann starke Reiterpatrouille, die uns von Karibib aus entgegengesandt worden war, nebst einem Proviantwagen. Von diesen Reitern erhielten wir die Nachricht, daß die Hauptmacht der Schwarzen sich in die Nähe von Otjimbingue gezogen habe und somit die uns lieb gewordene Ortschaft, an die wir manche freudige und ernste Erinnerung hatten, neuerdings bedroht wurde. Wir übernahmen den vollen Proviantwagen und lieferten die Schwarzen alle an die Patrouille von Karibib ab; nachdem wir noch einige Flaschen von unserem neuen Vorrat an Bier, Rum usw. geleert hatten, verabschiedeten wir uns von der Patrouille und kehrten unverzüglich nach Otjimbingue zurück. Später erfuhren wir, daß ein Teil der Mordbuben, die wir bei uns gehabt hatten, in Karibib zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Trotz ihres Leugnens konnte man sie überführen, daß sie mit an der Ermordung der deutschen Farmer beteiligt waren, und so wurden sie denn verdientermaßen gehängt, was für einen Herero die entehrendste Strafe ist.

In Otjimbingue wieder angekommen, warteten wir täglich auf den nächsten Angriff, der aber ausblieb, da die Schwarzen sich zerstreut hatten. Beim Abzuge der Hereros war das Seebataillon sowie ein Teil des neuen Marine-Expeditionskorps bei Groß-Barmen in ein Gefecht mit ihnen verwickelt worden, das dem Feinde eine ordentliche Schlappe beibrachte. Zugleich erfuhren wir aber auch leider durch einen Boten, daß Major von Glasenapp, der von Groß-Windhuk nach dem Osten abmarschierte, ein verlustreiches Patrouillengefecht am



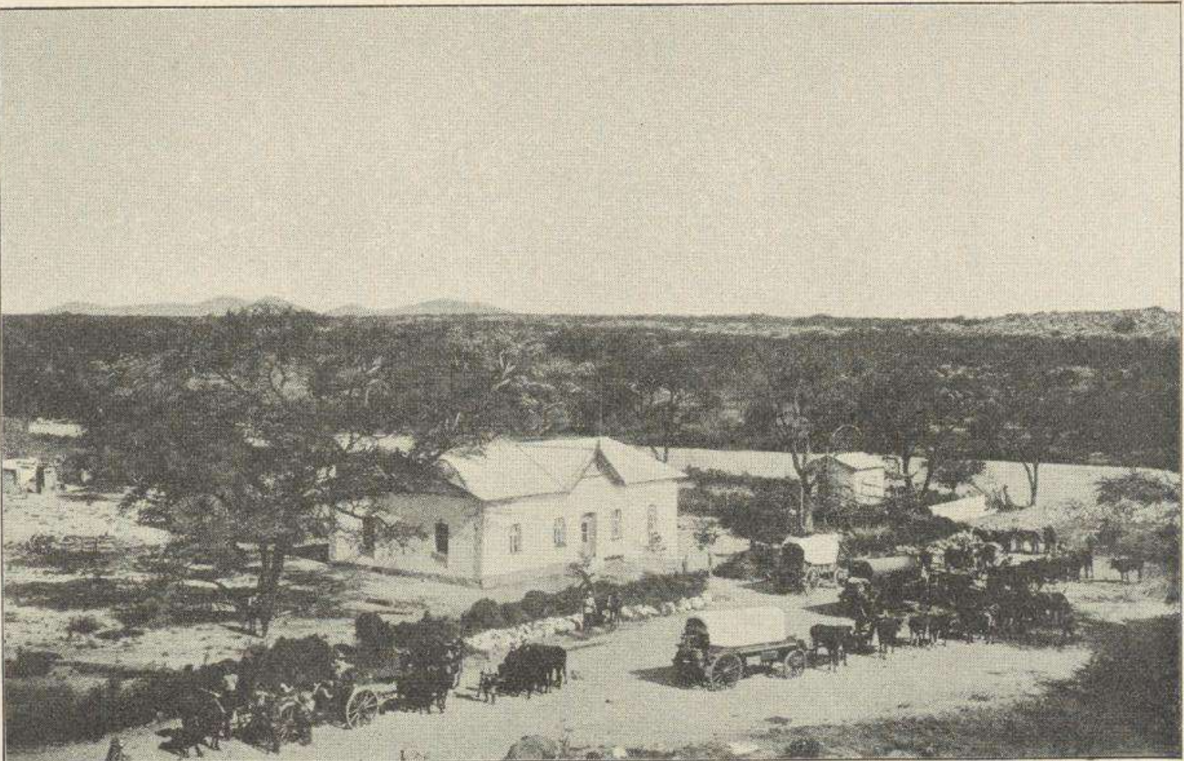
Durch den Strang hingerichtete, überführte schwarze Mörder

13. März bei Ovikokorero gehabt habe, bei welchem 10 Offiziere und 21 Mann gefallen waren. Unter den Gefallenen befand sich unser beliebter Ober-Assistenzarzt Dr. Velten von S. M. Kanonenboot „Habicht", schwer verwundet wurden u. a. Oberleutnant z. S. Hermann gleichfalls vom „Habicht" durch drei gefährliche Schüsse; Major von Glasenapp selbst erhielt eine leichte Verwundung durch einen Streifschuß am Kopfe. Diese Nachricht wirkte auf uns sehr niederdrückend; war es doch eine der schwersten Niederlagen, die wir in dem ganzen Hererofeldzuge erlitten. Am Schlusse des Buches kommen wir noch näher auf das verhängnisvolle Gefecht und die Ursachen zurück.

Kaum hatten wir uns von dem Schrecken erholt, als wir schon nach einigen Tagen die Trauerbotschaft erhielten, daß am 3. April in der Nähe von Okaharui das Marine-Expeditionskorps ein weiteres schweres Gefecht bestehen mußte, welches demselben 3 Offiziere und 46 Mann kostete; 17 Mann wurden überdies vermißt. Durch diese für sie erfolgreichen Kämpfe, in denen sie uns große Verluste beibrachten, bekamen die Hereros wieder frischen Mut, und die ungesäumte Entsendung einer größeren Truppenmacht von Deutschland aus wäre deshalb höchst notwendig gewesen. Nach wie vor schickte man aber immer nur kleine Truppentransporte nach Südwestafrika, der Nachschub traf sozusagen „teelöffelweise" ein, und das kleine Häuflein Soldaten war gegen die große Macht der Aufständischen in dem weiten Terrain viel zu wenig, um energisch vorgehen und einen entscheidenden Schlag tun zu können. So fielen die schwachen Abteilungen, wie sie hingesandt wurden, den feindlichen Kugeln immer wieder zum Opfer. —

Noch einige Tage verweilten wir abwartend in Otjimbingue für den Fall, daß sich vielleicht irgendein kleiner Haufen, von den letzten Gefechten versprengt, in die Nähe wagen und einen Überfall versuchen sollte; es erfolgte jedoch kein solcher Angriff. Eines Nachmittags erschien von Karibib aus eine Verstärkung von 20 Mann mit einem Feldwebel, meistens aus Kriegsfreiwilligen bestehend; als diese Kolonne sah, daß keine

Hilfe nötig war, beorderte man uns aktive Truppen nach Karibib zurück, von wo aus wir an unsere Truppenteile weitergegeben werden sollten. Beim Eintreffen in Karibib wurde ich einer Abteilung Marine zugewiesen und mußte mit dieser nach kaum sechsstündiger Ruhe wieder nach Omaruru aufbrechen. Abends bei Anbruch der Dunkelheit rückten wir zu 14 Mann mit 10 Ochsenwagen voll Proviant und Munition ab. Es war gewiß sehr gewagt, solch einen großen Transport mit so schwacher Bedeckung eine weite Strecke mitten durch das von Feinden wimmelnde Gebirgsgelände zu senden, doch wir kamen nach einem mehrtägigen Marsche bei furchtbarer Hitze glücklich an einer größeren Wasserstelle an, wo wir unsere Wasservorräte ergänzten und rasteten, da wir der Ruhe dringend bedurften. In der Nähe dieser Wasserstelle befand sich die schöne Farm Etiro, die von außen einen sehr friedlichen Eindruck machte; sie lag ganz entzückend zwischen Klippen und Felsen in einem tiefen, fruchtbaren Tale. Als wir jedoch das Innere betraten, sahen wir zu unserer schmerzlichen Enttäuschung, daß es hier nichts weniger wie friedlich hergegangen war. Zerbrochene Möbelstücke bedeckten den Boden, keinen Schrank, keine Schublade hatten die schwarzen Räuber ungeöffnet gelassen; das frühere Vorhandensein eines Klaviers konnten wir nur vermuten, da wir die Tasten an der Erde verstreut umherliegen sahen. Die Hereros mußten hier furchtbar gehaust haben — den Farmer nebst Frau und Kindern fanden wir ermordet und gräßlich verstümmelt in einer Ecke, und ringsum bot alles ein Bild der schrecklichsten Verwüstung. Nachdem wir die Toten beerdigt hatten, zogen wir von dieser Trümmerstätte einstigen Glückes und Wohlstandes ab, weiter unserem nächsten Ziele Omaruru entgegen, daß wir nach etwa 6 Tagen ohne Zwischenfall glücklich erreichten. Die gefährlichste Strecke war jetzt zwar zurückgelegt; aber wir sollten anderen Tags gleich wieder aufbrechen, um noch einen größeren Marsch weiter nach Norden zu unternehmen und der Ortschaft Okowatschuwi Proviant zu überbringen. Von da mußten wir auf dem Rückmarsch einige Verwundete mitnehmen, die Haupt-

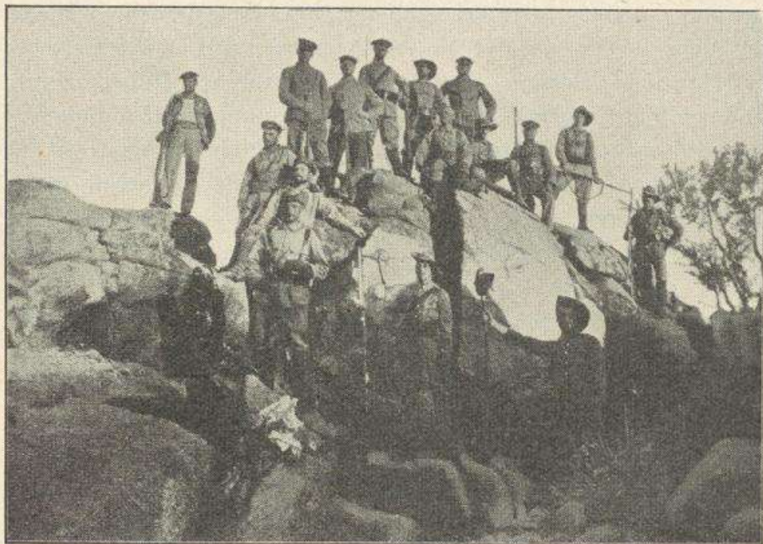


Marinemannschaften mit Feldgeschütz, lagernd vor der Farm Etiro

mann Franke auf seinem Durchmarsche dort hatte liegen lassen müssen. Nach Omaruru zurückgekehrt, rasteten wir hier zwei Tage, damit wir uns von den anstrengenden Märschen einigermaßen erholten. Die Gegend bei Omaruru ist ihres Wasserreichtums wegen eine wahre Oase. Ein kleiner, klarer Bach fließt durch die Ortschaft, und wir fanden hier Gelegenheit, uns nach langer Zeit zum ersten Male wieder ordentlich zu waschen; bisher war das Waschen des fortgesetzten Wassermangels wegen, welcher damals herrschte, eine große Seltenheit für uns gewesen. Hatten wir doch auf den Märschen oft nicht einmal Trinkwasser gehabt, sodaß es uns an Waschwasser natürlich gänzlich fehlte. Welche Wohltat diese gründliche Reinigung für einen an Sauberkeit gewöhnten Menschen war, läßt sich denken.

Alsdann besahen wir uns die Umgebung von Omaruru etwas näher und kamen dabei auch an die Gefechtsstelle, wo am 4. Februar Hauptmann Franke unter schweren Verlusten Omaruru von den Schwarzen säuberte. Es lagen noch viele Tote in den Klippen, die einen entsetzlichen Geruch verbreiteten. Omaruru hat sozusagen zwei Festungen; das alte Fort war bei Ausbruch des Aufstandes von den Schwarzen besetzt, wurde aber damals nach ernstem Kampfe durch Hauptmann Franke zurückerobert. In der Ortschaft befanden sich mehrere „Stores" (mit Schankwirtschaft verbundene Kaufläden), welche wir häufig besuchten, um uns hier durch kräftige Getränke für neue Taten zu stärken. Einige hundert Meter hinter Omaruru ragt der hohe Omaruru-Berg empor, auf welchem schon in Friedenszeiten eine Heliographenstation errichtet wurde, die stets eine Sicherheitswache von zirka 20 Mann hatte. Das treue Zusammenhalten der Weißen schützte Omaruru vor Zerstörung; auch versuchten die Schwarzen vergeblich, es durch Aushungern zur Übergabe zu zwingen, obgleich eine Zeitlang die Lage sehr kritisch war. Da erschien abermals im richtigen Augenblicke der „Held von Südwestafrika", unser vergötterter Hauptmann Franke, schlug die Hereros in die Flucht und zog siegreich in Omaruru ein. Es wurde gerade höchste

Zeit, denn der Mangel an Proviant machte sich schon unangenehmbar bemerkbar; da das Vieh nicht mehr außerhalb der eingeschlossenen Ortschaft geweidet werden konnte, begann es auch an Futter zu fehlen. Man hat dort nicht wie in Deutschland getrocknete Wintervorräte von Viehfutter, sondern die Tiere sind zu allen Jahreszeiten auf der Weide. — Hauptmann Franke



Gefechtsstelle in den Klippen bei Omaruru, aus denen Hauptmann Franke die Hereros vertrieb

zog schon einige Tage nach seinem Siege wieder weiter, um sich mit den anderen im Felde stehenden Abteilungen zu vereinigen.

Die zwei Tage, die wir in Omaruru lagen, waren Gründonnerstag und Charfreitag; gern hätten wir die Osterfeiertage in einer zivilisierten Ortschaft verbracht, denn wir wußten die ganze Zeit hindurch, wo wir in der Wildnis umherzogen, nichts von Sonn- oder Feiertagen, weil wir eben ein richtiges Zigeunerleben führten. Am Samstag vor Ostern mußten wir jedoch mit 9 Ochsenwagen von Omaruru aufbrechen, um wieder

zurück nach Karibib zu ziehen. Sämtliche Wagen waren mit Verwundeten und Kranken vollgepackt; gleichzeitig transportierten wir 10 gefangene Hereros, die während des Gefechtes bei Omaruru lebend gefaßt worden waren und derer nun schwere Strafen harrten, da sie erwiesenermaßen verschiedene Morde an Deutschen auf dem Gewissen hatten. Die gesamte Begleitmannschaft bestand aus nur 12 Mann, meistens von der Marine, und wir mußten doppelt vorsichtig sein, damit uns die Feinde nicht überfielen; denn es galt nicht nur unser Leben zu schützen, sondern auch das der Verwundeten und Kranken, die wehrlos und stöhnend auf Gras gepackt in den Ochsenwagen lagen. Eine Menge Großvieh, Ochsen und Rinder, führten wir mit uns, zum Teil als Transporttiere, andernteils als Schlachtvieh für Karibib bestimmt. Um das Vieh in Ordnung zu halten, waren 4 Mann von uns beritten, welche die Spitze des Zuges bildeten und gleichzeitig so die Kolonne vor feindlichen Überfällen bewahrten; das sich etwa in den Busch verlaufende Vieh wurde von den Reitern wieder zusammengetrieben. In dieser Wildnis ist es sehr schwierig, einen größeren Viehtransport eine Strecke weit zu treiben; die Ochsen müssen oft mit Gewalt wieder aus dem Busche herausgeschlagen werden, damit der Zug in Reih und Glied bleibt. Richtige Straßen wie in Deutschland gibt es nirgends, das Vorwärtskommen auf den holperigen, sandigen „Wegen", die diesen Namen gar nicht verdienen, ist mit dem schweren Lastfuhrwerk außerordentlich schwierig, und nur die geschickten, landeskundigen Kaffernführer verstehen die Wagen glücklich über alle Hindernisse hinwegzubringen.

Am ersten Osterfeiertage erreichten wir morgens gegen 9 Uhr eine Wasserstelle; hier dachten wir mit Sehnsucht daran, wie sie jetzt in der fernen Heimat das schöne Osterfest feierten und das Osterlamm gesellig verspeisten. Wir schlachteten uns als Ersatz dafür ein junges Kalb, welches just an diesem Tage ein Bein gebrochen hatte; zwar konnten wir es nicht so kunstgerecht zubereiten, wie das zu Hause „bei Muttern" geschieht, doch verstanden es unsere als Köche fungierenden Kameraden, einen schmackhaften Osterbraten herzurichten. Den Festwein

bildete dazu das Wasser aus dem nahen Brunnen, in dem allerdings bedauerlicherweise wohl schon seit Wochen ein toter Ochse lag, weshalb wir es erst zu unserem einzigen Erfrischungsgetränk, dem deutschen Kaffee „umkochen" mußten. An Kaffeebohnen hatten wir keinen Mangel, sehr oft aber besaßen wir Bohnen — und das nötige Kaffeewasser fehlte. Lange durften wir uns an der Wasserstelle nicht aufhalten, sondern mußten Sorge tragen, daß wir unsere verwundeten Kameraden so schnell wie möglich nach Karibib ins Lazarett brachten, denn sie waren ärztlicher Hilfe dringend bedürftig. Mittags 12 Uhr traten wir den Weitermarsch an. Es herrschte eine gräßliche Hitze, sodaß es die größten Anstrengungen kostete, mit den durstigen, ermatteten Tieren durch die öde, baumlose, nur mit Gestrüpp bewachsene Sandsteppe zu ziehen. Hätte ein Beobachter diesen Transport von weitem gesehen, dann würde er ihn sicher für eine Totenkarawane oder einen Trauerzug gehalten haben; so langsam schleppten wir uns zwischen Dornbüschen und Bergen hin. Einer unserer Kameraden wurde vom Hitzschlage getroffen — der erste, dem gewiß bald noch andere folgen mußten. Wir ließen jedoch den Mut nicht sinken, denn als Feldsoldat ist man gewöhnt, alle Strapazen freudig und ohne Murren zu ertragen.

Da unser Transportführer sah, daß das Marschieren auf die Dauer eine Überanstrengung war und weitere Hitzschläge befürchtet werden mußten, ließ er Halt machen, und wir warteten unter einem kleinen Busche, den wir zum Schutze gegen die glühenden Sonnenstrahlen mit Decken behingen, den Abend ab, der etwas Abkühlung brachte. Die nötigen Posten wurden ausgestellt, um eine Überrumpelung durch den Feind oder ein Entweichen von Gefangenen zu verhindern. Trotzdem wäre es beinahe einem der Schwarzen gelungen, zu entkommen, wenn ihn nicht eine deutsche Kugel im letzten Moment erreicht und seine schwarze Seele ins Jenseits geschickt hätte. Das war ein warnendes Beispiel für die übrigen gefangenen Hereros, denen wir erklärten, daß jeder, der Miene mache, zu entfliehen, das gleiche Schicksal haben werde. Sie versprachen sehr klein-

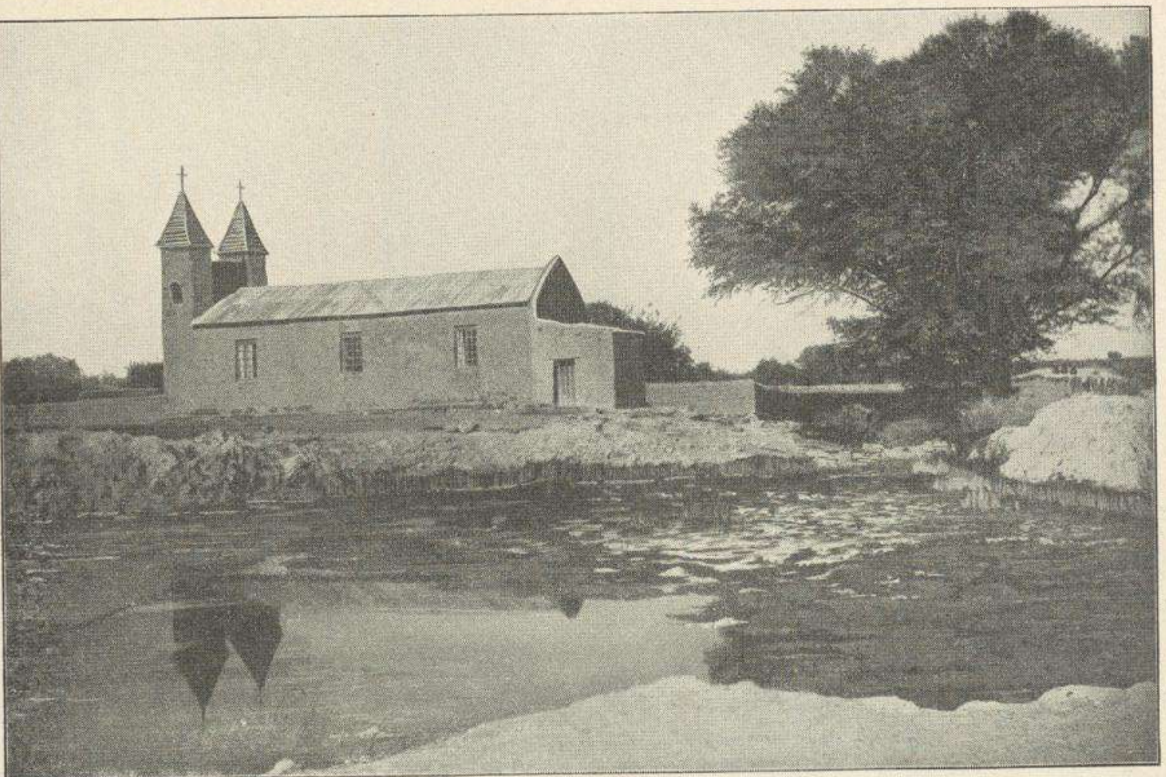
laut mit hundert Beteuerungen, nicht flüchten zu wollen, was auch ganz zwecklos gewesen wäre.

Als die Sonne sich etwas geneigt hatte, und selbst die Tiere der Wildnis sich in ihre Höhlen zurückzogen, mußten wir aufbrechen, um die Kühle der Nacht zum Marschieren auszunützen. Zum Glück leuchtete uns der helle Mond dazu, und dies gab für einen sinnigen Beobachter ein sehr interessantes Nachtbild. Da das ganze Südwestafrika gebirgig ist, versetzt einen Deutschen dort jeder Sonnenauf- und Untergang in die heimatlichen Alpen. Die Nachtlandschaft wirkt bei Mondschein geradezu zauberhaft; wenn der klare Mond hinter den Bergen hervorkommt, so sieht es aus, als wären auf den Höhen Lagerfeuer angezündet, wodurch sich mancher Neuling, der die schöne Naturerscheinung noch nicht kennt, täuschen läßt. Wer in einer solchen Nacht dort auf Posten gestanden hat, der weiß, welchen gewaltigen Eindruck die Stille der Wildnis dann auf den Menschen macht. Ganz verlassen kommt man sich vor, und das Gefühl, dem Tode fortwährend ins Auge zu schauen, wird man nicht los. Nicht nur von feindlichen Menschen ist man bedroht, sondern auch von den vielen Bestien der Steppe, Hyänen, Leoparden und den unheimlichsten von allen, den Schlangen. Die giftigsten und gefährlichsten von ihnen sind die fast unsichtbare gelbe Sandviper, sowie die Spring- und Klapperschlange. Keiner, der dort Posten steht, denkt daran, einen Moment die Augen zu schließen, wie es übermüdeten Wachen wohl in Deutschland dann und wann passiert; hier besteht die Gefahr nicht darin, von einem revidierenden Vorgesetzten überrascht und bestraft zu werden. Jedoch muß man jeden Augenblick gewärtig sein, daß man von einem hinterlistigen schwarzen Feinde mit dem Kirri rücklings niedergeschlagen wird; man ist dann unrettbar verloren, denn ein Schlag auf den Kopf mit dieser furchtbaren Waffe genügt, um den stärksten Menschen zu töten. So wurde in Südwest mancher nicht genügend achtsame Posten nachts erschlagen und am Morgen bei der Ablösung leblos, der Kleider und Waffen beraubt, gefunden — nur der stille Mond hat diese Greueltaten gesehen.

Steht man in solchen Nächten dort auf Wache, dann läßt man die Heimat mit den Lieben zu Haus im Geiste an sich vorüberziehen; wenn sie wüßten, wie man in der einsamen Steppe gefährdet ist, würden sie sich gewiß schwere Sorgen machen. Es heißt auch hier für den Soldaten treu ausharren, bis er in das Vaterland zurückberufen wird.

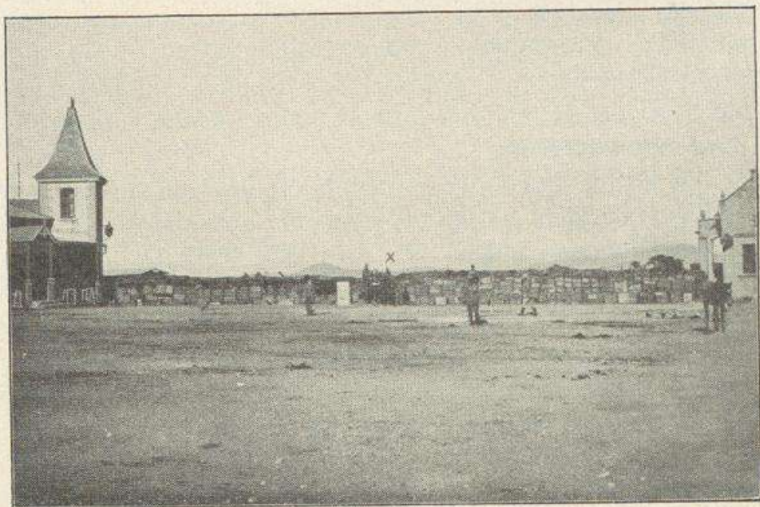
Unser ganzer Nachtmarsch verlief zum Glück ohne jede Störung seitens der Schwarzen; hier und da scheuchten wir einen Schakal oder einen verirrten Klippbock auf, der in scheuer Angst mit wilden Sätzen floh und im Gebüsch der Berge verschwand. Am andern Tage machten wir um 6 Uhr morgens in der verwüsteten Farm Etiro Halt; wir durchstöberten sie bis in den letzten Winkel, um vielleicht einen Schwarzen versteckt oder schlafend zu finden und ihm mit dem Gewehrkolben „Guten Morgen" zu wünschen, was uns leider nicht gelang. Dagegen fanden wir in der Farm Spuren, daß in den letzten 8 Tagen seit unserem ersten Dortsein wieder Hereros darin gehaust hatten. Sie mußten in der Wohnung ein gemütliches Mahl verzehrt haben, was man noch an der erloschenen Feuerstelle auf dem Fußboden erkennen konnte. Dabei waren verschiedene Gerätschaften, die sie nicht genügend demoliert glaubten, von ihnen vollends zertrümmert und zum Teil verbrannt worden. Reste von Fleisch und Knochen lagen umher — ein Zeichen, daß sie in Saus und Braus gelebt hatten. Es wäre für uns eine große Freude gewesen, eine solche Gesellschaft bei ihrem Mahle zu überraschen und sie unseren Gefangenen anzureihen.

Wir stellten die Posten aus, und dann wurde unser gewöhnliches Frühstück, der „ewige Reis" gekocht, wozu wir eine Tasse starken Kaffee tranken. Ohne längeren Aufenthalt zogen wir nun sogleich wieder weiter, um womöglich in 2 Tagen unser Ziel zu erreichen. Diese Tage sollten für uns aber schwieriger sein als alle anderen, denn es fing des Morgens, kurz nachdem wir aufgebrochen waren, an, in Strömen zu regnen, was uns deshalb überraschte, weil wir in letzter Zeit immer trockenes, heißes Wetter gehabt hatten. Wir mußten in unseren dünnen Kaki-



Missionskirche in Keetmanshop im Süden des Schutzgebietes

anzügen ohne Regenmantel durch das nasse Gras marschieren und waren gegen Mittag schon bis auf die Haut durchnäßt. Zum Unglück konnten wir mittags auch kein Feuer anzünden, weil alles Brennmaterial zu naß war und der Regen jeden Versuch vereitelte. Wir kauten also zu einem Trunk kalten Wassers den trockenen Reis; das einzige, was uns tröstete, war unser Plattentabak und unsere Pfeife, die wir stets als Ersatz



Wirtschaft Rösemann × Revolverkanone Bahnhof

Verbarrikadierung von Karibib mit Proviantkisten

für die mangelnde Nahrung zur Hand hatten. Nach einer Stunde Rast zogen wir ab und kamen abends gegen 8 Uhr an ein Rivier (Flußbett), das jetzt infolge des strömenden Regens einen hochangeschwollenen, reißenden Bergstrom bildete. Es war für uns unmöglich, den Fluß bei der starken Strömung zu passieren, und wir mußten deshalb die ganze Nacht in der Nähe des Ufers zubringen, auf das Nachlassen des Regens und das Abfließen des Wassers wartend. Wasser hatten wir jetzt genug, aber nun fehlte es wieder an Brennmaterialien, und da wir den ganzen Tag in den völlig durchweichten Uniformen

marschiert waren, stellten sich Erkältungen ein, die uns sehr angriffen. Wer nicht auf Posten stand, kroch unter einen Ochsenwagen und wickelte sich fest in seine einzige wollene Decke; der Boden war jedoch so feucht, daß die Nässe bald durchzog, und binnen einer Stunde lagen wir buchstäblich im Wasser. Den einzigen Schutz von oben bot der als Dach dienende Ochsenwagen; ein Glück, daß wir jeder eine Flasche Rum bei uns führten und daß noch verschiedene Flaschen davon auf den Proviantwagen verstaut waren, denn der wärmte ein wenig die kalten, nassen Glieder. Dieser Marsch zeigt, wie es in solchen Gebieten immer an etwas mangelt: einmal an Wasser und hier am Feuer; wo wir beides hatten, fehlten oft wieder Proviant und Fleisch.

An Schlaf war in der ersten Nacht nicht zu denken; wir mußten schließlich, ob wir wollten oder nicht, über den Fluß hinwegzukommen suchen. Es hatte den Anschein, als ob es noch 14 Tage dauern könnte, ehe der Regen aufhörte, und so lange durften wir dort natürlich nicht liegen bleiben. In aller Frühe rüsteten wir uns zum Aufbruch und fanden endlich auch glücklich eine breite, seichte Stelle des Flusses, wo uns der Durchmarsch gelang. Zuerst trieben wir das Vieh durch die Furt, das mit Leichtigkeit hinüberkam; schwieriger gestaltete sich der Transport der Ochsenwagen, die bis über die Achsen in den Fluß gerieten und, da das Wasser den Sand unter den Rädern fortspülte, immer tiefer einsanken. Daß wir Gott dankten, als mit dem ganzen, großen Transporte der Strom glücklich passiert war, bedarf wohl keiner Bekräftigung. An demselben Tage erreichten wir abends noch Karibib; dort wurden eiligst die nassen Kleider gegen trockene eingetauscht, und wir konnten uns dann in den Wirtschaften des Ortes sogleich an einigen Gläsern heißen Grogs erquicken, die uns wieder etwas aufmunterten.

VI. Die Besetzung der gefährdeten Bahnstationen. — Im Lazarett zu Okahandja

Nachfeier des Osterfestes. — Die deutsche Köchin in Südwestafrika. — Wieder auf die „Pad“. — An der Bahnstrecke entlang nach Okahandja. — Passieren der verstärkten Bahnstationen. — Die „letzte Ehre“ für tote Kameraden. — Lazarettbaracken in Karibib. — Drohende Überfälle der Züge. — Von Station zu Station. — In Okahandja. — Neue Uniformen. — Auf Waldau stationiert. — Vorbereitungen zur Verteidigung. — Verproviantierung der Feldtruppen. — Plünderungen von Proviantkolonnen. — Lebensmittelstapelung in Swakopmund. — Neue Spuren des Feindes; versuchter Überfall. — Ein Viehtransport. — Bahnpatrouillen. — Leben in Waldau. — Nachtpostendienst. — Schakale. — An Malaria erkrankt; das Lazarett zu Okahandja. — Glücklich genesen. — Wie es in Okahandja aussah. — Gefährliche Patrouillen. — Der Kaiser-Wilhelm-Berg.

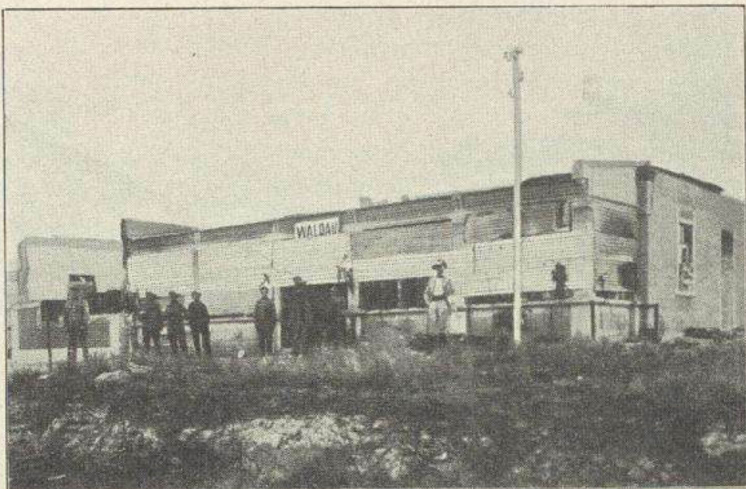
Von den Ostertagen hatten wir zwar wenig gehabt, aber die Nachfeier war jetzt desto besser. Wir erhielten hier zu unserer Freude auch die rückständige Löhnung für die letzten Monate, die uns sehr zustatten kam. Zum ersten Male, seit wir im Innern Afrikas waren, wurde uns hier etwas „Genießbares“ serviert, was wir natürlich den dortigen Verhältnissen entsprechend teuer bezahlen mußten. Ein einfaches „Diner“ kostete 3—4 Mark, und mancher von uns hätte mit Leichtigkeit zwei bis drei solcher Diners verzehren können; einige Flaschen Bier à 3 Mark und zum Dessert eine deutsche Fünfpfennigzigarre, die wir mit einer Mark bezahlten, vervollständigten das lukullische Mahl. Dabei hatten wir allerdings das besondere, seltene Vergnügen, ein hübsches deutsches Mädchen, das als Köchin tätig war, hier anzutreffen, welches natürlich von uns allen sehr aufmerksam behandelt wurde. Ist es doch für jeden deutschen Soldaten, der länger in der Wildnis gelebt hat, ein Ereignis, wenn er endlich wieder hinten im afrikanischen Westen ein weißes weibliches Wesen, eine Landsmännin findet,

mit der er sich einmal über die Heimat aussprechen kann. Leider wurden wir am andern Tage schon auf Posten kommandiert, und zwei Tage nach der Ankunft gingen wir bereits wieder auf die „Pad" (den Marsch) nach Okahandja zu. Es war vorgesehen, daß wir in Okahandja bleiben und uns dem dortigen Marine-Expeditionskorps anschließen sollten.

Der Weg, den wir jetzt vor uns hatten, ist nicht so einsam wie die anderen, da er meist parallel der Bahnstrecke Swakopmund-Windhuk führte, so daß wir auf den sämtlichen Stationen Verstärkungsmannschaften antrafen, die zur Sicherung und Aufrechterhaltung des Bahnverkehrs dorthin beordert waren. Des Morgens erfolgte der Abmarsch, wir hatten uns aber kaum einige hundert Meter von Karibib entfernt, als einige Salven Schüsse in der nächsten Nähe fielen, die wir zuerst für feindliches Feuer hielten; es wurden jedoch drei unserer Kameraden, welche der heimtückischen Malaria erlagen, mit militärischen Ehrenerweisungen zur letzten Ruhe bestattet. Karibib diente damals als Hauptsammelpunkt für Kranke; zur Aufnahme derselben errichtete man dort zwei große hölzerne Lazarettbaracken, welche zu dieser Zeit von armen, hinsiechenden Kameraden angefüllt waren. Die unglücklichen Typhus- und Malariakranken fanden hier unter den Händen deutscher Samariter und Samariterinnen die aufopferndste Pflege.

Bald liefen Meldungen bei uns ein, daß die Bahnstrecke täglich von Feinden bedroht werde; wir mußten also bei unserem Vormarsche die größte Vorsicht gebrauchen. Die erste Station, die wir erreichten, hieß Johann Albrechts-Höhe, in der Hererosprache „Otjimukoka" genannt. Der Platz war mir nicht unbekannt, da wir früher ja die Strecke schon per Eisenbahn befahren hatten, wobei wir damals die sämtlichen kleineren Stationen demoliert vorfanden. Jetzt machte „Johann Albrechts-Höhe" einen besseren Eindruck, denn in der früher so öden, verlassenen Holzbude herrschte reges Leben; es lagen zurzeit 6 Mann Besatzung darin, welche die Bahnwache bildeten. Zu meinem größten, freudigen Erstaunen traf ich unter ihnen einige Kameraden, mit denen ich früher an Bord des Kanonen-

bootes „Habicht“ gewesen war, und zur Feier dieses unverhofften Wiedersehens brachen wir mehreren Flaschen unseres besseren „Feuerwassers“, auch „Spiritusrum“ getauft, den Hals. Ein schmackhaftes Mahl, das sie uns aus Reis und gekochtem Fleisch bereiteten, ließen wir uns gemeinsam bestens munden, und dann wurde unser Marsch fortgesetzt. Auch wir hätten freilich lieber auf solch einer Station gelegen, den Feind dort erwartend



Wellblech-Verbarrikadierung

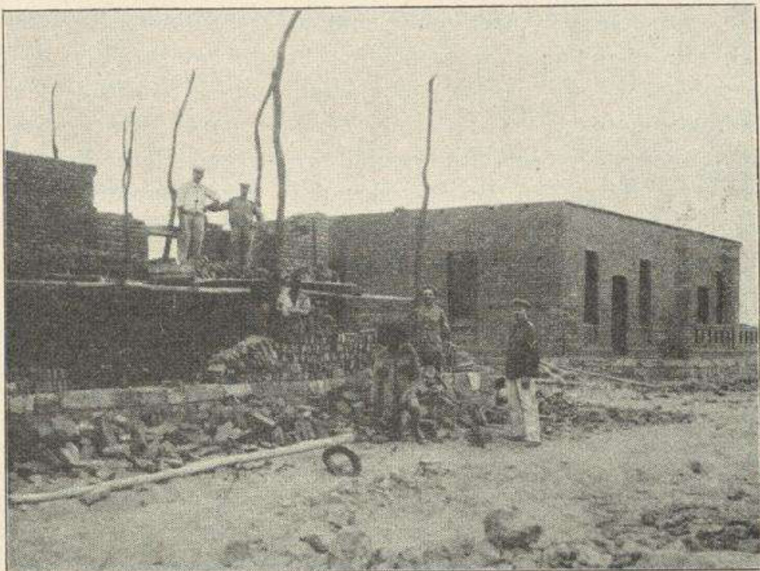
Zerstörte Eisenbahnstation Waldau, mit Marinemannschaften besetzt

und dabei Zeit findend, gleichzeitig dem afrikanischen Hauptvergnügen, der Jagd, nachzugehen, das sich mit den Patrouillenritten sehr gut verbinden ließ, als den Hereros ins Ungewisse entgegenzugehen und sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen.

Einen Tag später trafen wir auf der zweiten Station „Kamunbonde“, zu deutsch „Wilhelmstal“ ein. Dort sah ich frisch und munter meinen guten Freund B., den ich schon tot glaubte, da er viele Wochen am Typhus im Lazarett schwer darniedergelegen hatte. Die Freude des Wiedersehens war eine unbeschreibliche; leider sollte es uns nicht vergönnt sein,

längere Zeit zusammen zu verweilen und uns gegenseitig Kriegsabenteuer zu erzählen; denn wir machten auf der Station nur kurze Rast, und es traf sich meistens so, daß wir bei Nacht draußen in der Wildnis biwakieren mußten, bei Tag aber wieder eine Station antrafen. Bis Okahandja hatten wir noch zwei Stationen vor uns; die eine war Otjosondjou oder Okasise, das von den Schwarzen bös mitgenommen worden war; es sah daher arg verwüstet aus. Am schlimmsten erging es jedoch der Station Kapenousе oder „Waldau", welche Station die Hereros total zerstörten. Das schöne Stationsgebäude wurde von ihnen bis auf die Grundmauern niedergebrannt; den etwa 100 Meter davon am Geleise liegenden Maschinenschuppen, der in Friedenszeiten zugleich als Werkstätte diente, in der viele Arbeiter beschäftigt waren, sprengten die Hereros mit dem dort lagernden Dynamit, das zu Sprengarbeiten an der Bahn dienen sollte, in die Luft, und all dies bot natürlich ein Bild schrecklicher Verwüstung. Waldau ist ein sehr wasserreicher Ort, der deshalb auch zum Speisen der Lokomotiven diente, da die übrigen Stationen so wasserarm sind, daß ihnen das Wasser per Eisenbahn mittels Tender von Waldau aus zugeführt werden mußte. Die Umgebung Waldaus ist teils mit dichtem Gebüsch bewachsen, teils weist sie große Weidestrecken auf. In der Nähe der Station befindet sich eine große Klippe, genannt „Waldau-Klippe", welche zu Anfang des Aufstandes von den Schwarzen besetzt war und von wo aus sie ihre todbringenden Geschosse auf die Angestellten der Bahn herabsandten. Wir blieben die ganze Nacht in Waldau liegen, und da wir verschiedene hier stationierte Bekannte antrafen, konnten wir unsere Erlebnisse austauschen. Die Besatzung hatte die Station so gut wie möglich wieder als Wohnort eingerichtet; vor die Fenster war doppeltes, innen mit Sand ausgefülltes Wellblech genagelt worden, größere Wellblechplatten dienten als Dach. Waldau glich einer gut verbarrikadierten Festung; denn die doppelt und dreifach aufeinandergelegten Wellbleche hielten jede feindliche Kugel ab. Die Tür wurde durch große, mit Sand gefüllte Zementtonnen derartig

geschützt, daß man nur von der Seite her ins Innere des Hauses gelangen konnte. Wir verbrachten die Hälfte der kühlen Nacht bei einigen starken Grogs, welche dort das hauptsächlichste Erquickungsgetränk bildeten, in lebhafter, interessanter Unterhaltung. Mit Sonnenaufgang zogen wir weiter und trafen dann gegen Mittag in Okahandja ein.



Schutztruppe beim Kasernenbau

Dort angekommen, war es das Erste, daß wir unsere abgetragenen, zerschlissenen Uniformen, die sogenannten „Kakianzüge", mit neuen vertauschten, denn nach monatelangem Umherstreifen in der Wildnis hingen manchem von uns die Kleider in Fetzen vom Leibe, was beim Ziehen durch das mit Dorngebüschen bedeckte Gelände unvermeidlich ist. Wir Mariner sahen in der neuen Uniform der soeben in Südwestafrika eingetroffenen Schutztruppe sehr ähnlich und wurden daher von dieser vielfach auch als „Neulinge" angesprochen; denn man konnte natürlich nicht ahnen, daß wir schon so schwere Zeiten

hinter uns hatten. Da wir ziemlich abgespannt waren, erfolgte unsere Zuteilung zu den Schutzbesatzungen der verschiedenen Bahnstationen als Verstärkung; denn die Hereros überfielen in letzter Zeit häufig diese Stationen und die an der Bahn liegenden Farmen, wo sie mordeten und plünderten. Um diese Greueltaten zu verhindern, verteilte man sämtliche verwendbaren Mannschaften an die Stationen, welche am häufigsten bedroht waren. So ward endlich auch unser sehnlichster Wunsch, den wir schon lange gehegt hatten, erfüllt; ich kam auf die Station Waldau, wo ein Signalmaat, d. h. Unteroffizier von der Signalabteilung der Marine, das Kommando führte. Zugleich waren hier noch ein Zivilist, der mehrere Jahre bereits im Schutzgebiete als Streckenwärter an der Bahn arbeitete, und 4 Mann von der Marine stationiert; im ganzen 7 Mann stark, hauste unsere kleine Besatzung einsam und von der Außenwelt abgeschlossen auf der Station, aus der wir uns ein gemütliches Heim gemacht hatten. Abwechselnd standen wir Tag und Nacht Posten; jeder Mann mußte 2 Stunden um Waldau herum patrouillieren, damit der sich etwa nahende Feind rechtzeitig gemeldet und die Station bis aufs äußerste verteidigt werden konnte; denn an ein Entkommen der Besatzung wäre bei einem Angriff nicht zu denken gewesen. Wir hätten unser Leben nur retten können, wenn wir Waldau hielten; jeder Versuch, zu entweichen, mußte zum sicheren Tode führen.

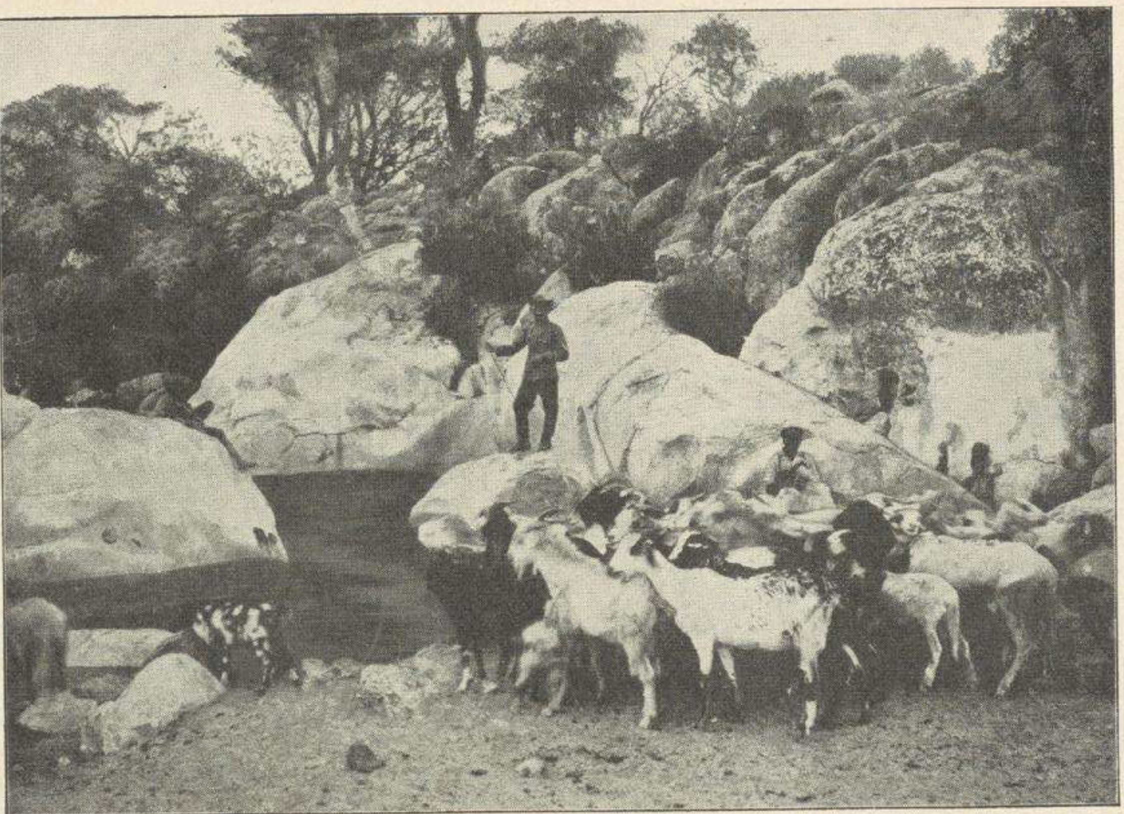
Es bestanden auch von unserer Station aus telephonische Verbindungen mit den Stationen Okasise und Okahandja; falls wir Hilfe brauchten, wäre sie am schnellsten von Okahandja erlangt worden, das uns — weil an der Bahn liegend — in 1½—2 Stunden Verstärkungen per Eisenbahn senden konnte. Von Karibib hätten erst in 6—8 Stunden Hilfstruppen eintreffen können, und so lange vermochten wir einer starken Übermacht des Feindes nicht standzuhalten.

Mehrere Tage waren in Ruhe auf der Station vergangen, an denen wir nichts vom Feinde sahen. Da traf eines Tages gegen Abend von Okahandja telephonisch die Nachricht ein, daß Major von Estorff dort ein sehr schweres Gefecht mit den

Hereros gehabt hatte, und diese sich der Eisenbahn immer mehr näherten; es solle jede Station auf der Hut sein und ein Herannahen des Feindes sofort signalisieren. Auf unserer Station wurden ungesäumt die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen; jeder von uns hatte im Falle eines Angriffes seinen Platz, den er verteidigen mußte, angewiesen erhalten. 2 Mann von uns befestigten die Vorderfront nach der Bahnseite hin, 2 Mann besetzten die Hinterfront, je 1 Mann die Seitenfronten und auf dem Dache wurde der siebente postiert. An Munition fehlte es uns nicht, wir besaßen eine große Kiste mit einigen Tausend scharfen Patronen; auch waren wir ausreichend mit Proviant versehen: Zucker, Reis, Kaffee, präservierte Kartoffeln, die, in Blechbüchsen eingelötet, getrockneten Äpfelscheiben ähnlich sahen und beim Kochen wie diese aufgingen. Sie schmeckten zwar nicht wie frische Kartoffeln, aber nach so langem Entbehren der gewohnten „Erdäpfel" betrachteten wir sie doch als Delikatesse. Dazu genossen wir unser Cornedbeef (amerikanisches Büchsenfleisch), das so zähe wie Leder schmeckte und gekochten Stiefelsohlen nicht unähnlich war. Frischfleisch brachte uns jeden Morgen der Eisenbahnzug, der einmal täglich von Okahandja kam, in genügender Menge mit, wir waren also für alle Fälle gut versorgt. Der Verkehr auf der Bahnstrecke wurde so geregelt, daß der Zug morgens gegen 9 Uhr in Waldau eintraf, dann nach Okasise und Karibib fuhr und von dort abends gegen 6 Uhr vollbeladen zurückkehrte, so daß er zwischen 7 und 8 Uhr wieder in Okahandja ankam. Von Swakopmund aus war die Verproviantierung der Truppen im Innern so geordnet worden, daß jeden Tag 2—3 mit Nahrungsmitteln bepackte Züge für die Truppen nach Karibib abgingen. Ein Teil davon wurde mittels Ochsenwagen in die entlegensten Ortschaften nach Norden und Süden weiterbefördert, was manchmal Wochen erforderte, ehe der Proviant die Abteilungen im Felde erreichte. Häufig stellte sich noch Mangel an Wagen und Zugochsen ein, um die etwa 15 000 Mann starken Truppen, welche in diesem großen Lande zerstreut waren, zu versorgen. Von einem Ochsenwagen, der mit

15—20 Paar Ochsen bespannt von Karibib abfuhr, kamen oft nur 8—10 Paar an ihrem Bestimmungsorte an; die anderen blieben unterwegs liegen, wo sie dann am Wege elend verdursteten. Mancher Ochsenwagen mußte zurückgelassen werden, weil er aus Mangel an Zugtieren nicht mehr weiterfahren konnte und wurde eine willkommene Beute für die plündernden Schwarzen. Es kam auch sehr häufig vor, daß die Hereros solche Proviantkolonnen überfielen und niedermetzelten. Das schwarze Personal, welches als Ochsentreiber diente, verkroch sich beim Herankommen des Feindes schleunigst in's Gebüsch, die Flinten weit von sich werfend und nur auf eiligste Flucht bedacht. Gerieten sie in die Hände der Schwarzen, so teilten sie das Los der deutschen Soldaten: man marterte sie ebenso elend wie diese zu Tode. Wenn die Proviantkolonnen, was öfter der Fall war, die aus Deutschland angekommene Post für die im Felde liegenden Abteilungen mit sich führten, wurde dieselbe von den Hereros geplündert und vernichtet. Mancher deutsche Kämpfer in Afrika hat monatelang auf ein Lebenszeichen aus der Heimat vergebens gewartet und konnte sich gar nicht erklären, wie es möglich war, daß ihn seine Lieben solange ohne Nachricht ließen. Aus demselben Grunde kamen Pakete mitunter erst nach 7—8 Monaten bei dem Adressaten an, Weihnachtssendungen trafen zu Pfingsten ein, und alles, was sich an Eßwaren darin befand, mußte als ungenießbar weggeworfen werden. Solche Sendungen lagen meist zuerst schon monatelang im Hafen von Swakopmund in den Proviantschuppen; die Zahl dort aufgestapelter Pakete betrug zeitweilig über 1000. Man konnte diese Sendungen nicht eher weiterschicken, weil die Eisenbahnverwaltung mit der einzigen Schmalspurbahn den Verkehr nicht zu bewältigen vermochte. Die erste Aufgabe der Verwaltung blieb selbstverständlich die Beförderung der Lebensmittel, die den im Felde stehenden Truppen pünktlich zugeführt werden mußten.

In Swakopmund waren tausende von Säcken mit Hafer und ebensoviele Ballen Heu für die im Innern gebrauchten Pferde angekommen, die in kürzester Zeit an die kämpfenden



Schutztruppe als Viehwächter

Reiter weiterbefördert werden sollten. Dazu kam der Übelstand, daß das Landen in Swakopmund nur sehr langsam vor sich ging, weil dort immer eine äußerst starke Brandung herrscht. Oft lagen 6—10 große Seedampfer schwer beladen auf der Reede vor Anker; manche von ihnen mußten sogar umkehren, da es monatelang dauerte, bis diese Dampfer alle gelöscht werden konnten. Überall fehlte es an Material und Arbeitern. Beim Viehlanden in Swakopmund war man gezwungen, das Vieh schwimmend an den Strand zu bringen und viele Tiere fanden dabei ihren Tod in den schäumenden Wellen der Brandungswirbel. Uns Marinemannschaften wollte man schon damals nach Swakopmund schicken, wo wir beim Landen mit tätig sein sollten, weil wir auf der See besser zu arbeiten verstanden als das Landmilitär; aber man durfte die Stationen nicht von jeder Besatzung entblößt lassen, und so wurde diese Absicht bis auf weiteres vertagt. Wir verblieben auf unseren Stationen, weitere Befehle dort erwartend.

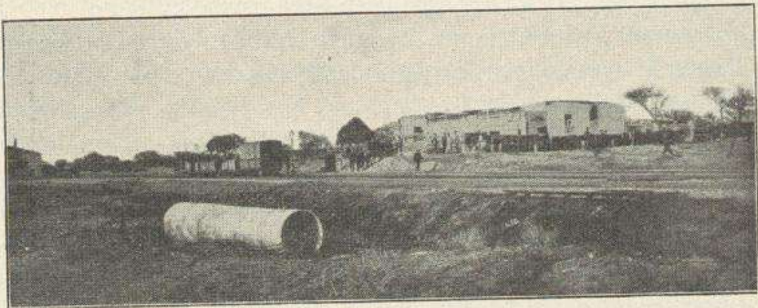
Eines Tages bemerkte ein Mann von uns, der sich etwas weit von Waldau entfernte, in einem Flußrivier eine Anzahl frischer Fußspuren, welche von Schwarzen herrührten; man konnte deutlich erkennen, daß Barfußgänger sie zurückgelassen hatten. Wir wußten nun, die Schwarzen befanden sich in der Nähe der Station auf dem Kriegspfade und wir mußten jede Stunde eines Angriffs gewärtig sein. Am nächsten Morgen gegen 4 Uhr — es herrschte noch völlige Dunkelheit — wurden wir durch Schüsse alarmiert. Da wir stets in voller Kriegsausrüstung angekleidet auf unseren Decken lagen, bedurfte es nur weniger Sekunden, um die Gewehre zu ergreifen und uns an die bestimmten Verteidigungsstellungen zu begeben; trotzdem ging es noch nicht schnell genug, als daß wir den auf flinken Pferden eiligst davonjagenden Schwarzen mit unseren Kugeln hätten folgen können. Die Hereros waren, nachdem sie ihre Pferde einige Hundert Meter entfernt im Gebüsch versteckt hatten, bis auf etwa 20 Meter an die Stationsgebäude herangeschlichen und beabsichtigten offenbar, den Posten zu überrumpeln, was aber durch dessen Wachsamkeit glücklich vereitelt wurde. Die

Zahl der Fliehenden schätzten wir, soweit wir sie erkennen konnten, auf 12—15 Mann; den Vorfall meldeten wir telephonisch sofort nach Okahandja, und damit war die Sache für uns erledigt. Jetzt herrschte kein Zweifel mehr darüber, daß wir von schwarzen Spionen umschwärmt wurden, und wir durften deshalb in unserer Vorsicht nicht ermüden.

Es vergingen mehrere Tage ganz ruhig, bis eines Nachts — es mochte nach 12 Uhr sein — der Posten weckte und meldete, man höre in der Nähe das Gebrüll von Tieren; dazwischen könne man einige Menschenstimmen in der Kaffernsprache unterscheiden, von denen das Vieh unter großem Geschrei und vielem Schimpfen vorwärts getrieben werde. In wenigen Augenblicken standen wir an unseren Plätzen, während der Stationsälteste Okahandja telephonisch anrief, um die entsprechende Meldung dahin zu machen. Mehrere Minuten verstrichen, ohne daß auf den Anruf eine Antwort erfolgte, was uns zu der Annahme zwang, die Schwarzen hätten uns die Telephonverbindung nach dort abgeschnitten. Wir nahmen daher unsere Zuflucht zu der Verbindung mit Karibib, meldeten den Vorgang und erbaten für alle Fälle Hilfe. Die Strecke von Karibib bis Waldau war aber so weit, daß erst nach mehreren Stunden ein Zug von dort eintreffen konnte; man telegraphierte daher von Karibib nach Okahandja, was uns direkt nicht möglich war, weil wir von der Station aus keine Telegraphenverbindung hatten. Der Telegraph funktionierte, die Telephonleitung dagegen war, wie sich später herausstellte, unterwegs von den Feinden tatsächlich zerstört worden, und wir hätten lange am Telephon auf Antwort warten können.

Unterdessen kamen die Viehtreiber immer näher, so daß die Stimmen schon ganz deutlich hörbar wurden; jeden Augenblick glaubten wir sie aus dem Gebüsch heraustreten zu sehen und setzten uns in Bereitschaft, um sie mit einer ordentlichen Salve zu empfangen. Unsere schwarzen Arbeiter, die in der Nähe der Station ihre Pontoks hatten, begaben sich mit ihrem ganzen Hab und Gut schnellstens in das fest verbarrikadierte große Stationsgebäude. Unter uns herrschte eine etwas gedrückte

Stimmung; konnten wir doch nicht wissen, wie groß die Anzahl der Schwarzen war, und Hilfe hatten wir sobald nicht zu erwarten. Plötzlich sprengten aus dem dichten Gebüsch drei Reiter, deren vorderster einen Schimmel ritt, hervor und auf unsere Station los; sofort riefen 2—3 Mann den Anreitenden ein lautes: „Halt! Wer da?" entgegen, was zu unserem größten Erstaunen mit: „Deutsche Patrouille!" beantwortet wurde. Gar nicht viel hätte gefehlt, so wären die 3 Mann durch unsere Schüsse von den Pferden heruntergeholt gewesen; es wurde die höchste Zeit, daß die Reiter sich zu erkennen gaben. Nun sahen wir, daß es eine von Okahandja abgesandte



Zerstörte Bahnstation Waldau, mit Sandtonnen verbarrikadiert

Patrouille war, welche einen Viehtransport nach Karibib führen sollte, den ein halbes Dutzend schwarzer Treiber begleitete; ein Feldwebel K .... kommandierte die Kolonne. Von Okahandja aus hatte man es übersehen, die Stationen, an denen die „Pad" vorbeiführte, von dem Viehtransport in Kenntnis zu setzen, was für die Mannschaften leicht hätte verhängnisvoll werden können. Beide Teile waren froh, daß die Sache so glücklich ablief.

Die Station Waldau verfügte über einen Esel, der zum Ziehen einer kleinen Lowry benutzt wurde. Der dortige Streckenwärter mußte jeden Morgen einen Teil der Bahnstrecke bis zur nächsten Station revidieren und dann gleichzeitig etwaige Reparaturen an der Eisenbahn vornehmen sowie die Telephon-

und Telegraphenleitungen täglich untersuchen, welche die Hereros überall zerstörten. Häufig rissen sie auch die Schienen auseinander, um die Züge dadurch zum Entgleisen zu bringen. Dank der großen Vorsicht der Stationsbesatzung und des Zugpersonals wurden solche Unfälle verhindert. Allenthalben zerschnitten die Feinde Telegraphen- und Telephondrähte in der Absicht, die Verbindung zwischen den Stationen zu unterbrechen, um sie dann mit besserem Erfolge überfallen zu können. Als Bedeckung der „Revisions-Lowry", auf welcher der Streckenwärter mit 2—4 schwarzen Arbeitern die Strecke abfuhr, mußten stets 2 Mann von uns mitfahren. Oft waren die Bedeckungsmannschaften den Anfällen der zerstörungswütigen, wilden Schwarzen ausgesetzt; bei den ersten Schüssen flohen diese aber jedesmal in die nahen Berge und Klippen, von wo aus sie dann in 20—30 Meter Entfernung auf uns schossen. Gewöhnlich ließen sie ihre Gegner bis in die nächste Nähe herankommen und wußten sich so gut zu verstecken, daß das schärfste Auge sie nicht entdeckte. Eine Verfolgung durch 2—3 Mann wäre ebenso waghalsig wie aussichtslos gewesen; zudem hätte man die waffenlosen schwarzen Arbeiter den Angriffen von in der Nähe spionierendem Gesindel ausgesetzt, wir durften also die Burschen schon deshalb nicht verfolgen.

Aus diesen Gründen wurde von uns bei allen diesen Bahnpatrouillen nur die nächste Umgebung der Arbeitsstelle abgesucht, was für uns immer ein großes, wenn auch gefährliches Vergnügen war. Nicht selten scheuchten wir dabei einen Flug Perlhühner auf, die dort in Scharen von Hunderten anzutreffen sind, oder einen fetten Klippbock, den wir dann aufs Korn nahmen; am Abend kehrten wir, mit unserer Jagdbeute schwer beladen, nach unserer Station zurück. Ein solcher Tag war für uns stets ein Festtag, wenn wir statt des „ewigen Reises" oder der nicht minder beliebten Makkaroninudeln mit dem unvermeidlichen, lederartigen Cornedbeef ein saftiges Stück Wild an unserem Feuer braten konnten, das an Wohlgeschmack unserem deutschen Rehbraten gleichkam. Zu einem derartigen Braten verwendeten wir alle Kunstmittel, die wir ausfindig

gemacht hatten; obgleich wir keine „gelernten“ Köche oder Küchenfeen waren, wurde er so schön zubereitet, daß ihn manche deutsche Köchin nicht besser gemacht hätte. Um der Sache noch eine besondere Weihe zu geben, entkorkten wir dazu eine Flasche Rum, den wir als „Liebesgabe“ reichlich aus der Heimat erhielten und brauten uns davon einen steifen Grog, der überall, besonders aber im Felde, unser Lieblingsgetränk bildete, wo er namentlich den in den kalten Nächten auf Posten stehenden Wachmannschaften die besten Dienste tat. Die Abende verbrachten wir auf dieser weltentlegenen Station ganz gemütlich; entweder spielten wir unseren edlen deutschen Skat oder wir sangen gemeinsam Heimatslieder, zu deren Begleitung wir sämtliche Metallgegenstände, die einen Ton gaben, benutzten. Ein anderes Mal tauschten wir unsere Erlebnisse aus, und so verging uns die Zeit im Fluge; fühlten wir uns doch so sicher, als wenn wir gar nicht im Kriegszustande gewesen wären, da wir uns felsenfest auf unsere Posten verließen. Die geladenen Gewehre hatten wir allerdings wie stets auch hier schußfertig neben uns stehen, um sie jeden Augenblick gebrauchen zu können. Bis tief in die Nacht hinein saßen wir bei den Karten; sobald einer der Posten abgelöst wurde, übernahm er das Spiel seines Nachfolgers, und wir spielten unentwegt weiter. Für denjenigen von uns, welcher in der ersten Hälfte der Nacht die Sicherung der Station besorgte, fiel die Wache nicht so schwer; hatte er doch immer Leben um sich, und die Zeit verfloß ihm bis zur Ablösung sehr schnell; aber wie einsam und verlassen fühlte sich der Posten, der die zweite Nachthälfte auf Wache stand. Oft habe ich es selbst empfunden, wie trostlos es einem da zumute ist; ganz isoliert steht man bald hier, bald dort, tiefe Stille herrscht ringsumher und schwarze Finsternis. Nichts stört die unheimliche Ruhe, so daß man das Ticken der Taschenuhr deutlich hört. Das Ohr ist äußerst geschärft für das leiseste Geräusch; muß man doch jede Minute erwarten, daß sich ein Herero leise heranschleicht, um den Posten von hinten niederzuschlagen und so seiner Bande den Überfall der Stationsbesatzung im Schlafe zu ermöglichen. In solchen Stunden ziehen

dem Posten tausend Gedanken durchs Hirn, und wie eine schöne „Fata morgana“ erscheint ihm die Heimat vor dem fieberhaft aufgeregten Geiste. Da durchdringt plötzlich ein fürchterliches Geheul die Stille der Tropennacht, als wäre die ganze Hölle losgelassen, sodaß man zusammenschrickt und das Gewehr schußbereit macht. Bald erkennt man die Ursache des Spektakels: Es sind 15—20 hungrige Schakale, die ihr schauerliches Geschrei in allen Tonarten anstimmen zum Zeichen, daß sie wieder ein Opfer gefunden haben, über welches sie gemeinschaftlich herfallen. Die ersten Töne werden von den in der Nähe hausenden Schakalen erwidert, als wenn sie sagen wollten: „Wir kommen zum Mahle!“ Der Schakal nährt sich besonders von Aas, an dem dort namentlich während der Kriegszeit kein Mangel war, und durchzieht rudelweise das südwestafrikanische Gebirgsland; er wohnt in Höhlen, die wohl ein Dutzend Ausgänge haben und zu ihrer Sicherheit gegen die Verfolger dienen. Bei Tage bekommt man nie einen Schakal zu sehen, höchstens begegnet man einem, der sich bei seinem Nachtmahle etwas verspätet hat und nach seiner Höhle zurückschleicht, des Morgens in der Dämmerung. Sobald aber die Dunkelheit hereinbricht, kriechen sie aus ihren Höhlen hervor und fangen ihr widerliches, ohrenzerreißendes Konzert an. Der Schakal sieht unserem Fuchse an Gestalt ähnlich, die Farbe ist gelblichgrau. Auf der Station fanden wir zwischen dem alten Eisen einige Raubtierfallen, welche wir nahe bei unserer Station aufstellten, und in denen wir im Zeitraum von 3 Monaten etwa 2 Dutzend Schakale lebendig fingen, die mit ihren Pfoten in das Schlageisen eingeklemmt waren. Auch verschiedene umherirrende Kaffernhunde hatten sich durch die Köder anlocken lassen und gerieten so nachts in die Falle; da diese Tiere sehr bissig sind, mußten sie erst erschossen werden, ehe man sich an die Fallen heranwagen durfte. Letztere befestigten wir mit Ketten an einen kräftigen Busch oder Baum; in einer Falle, die wir so aufstellten, daß sie von beiden Seiten mit einem langen Draht festgemacht werden konnte, fanden wir eines Morgens wieder einen lebenden Schakal. Wir gingen zu zwei

Mann an die Falle hin, lösten von beiden Seiten den Draht gleichzeitig und führten damit das Tier nach der Station, wo wir mit großem Halloh empfangen wurden. Dort in einer leeren Kiste untergebracht, brach der Schakal aus, ward jedoch von uns bemerkt und auf der Flucht durch einen unserer Leute zur Strecke gebracht.

Diese Steppenfüchse waren die Ursache des nächtlichen Höllenlärms, der die Posten oftmals aus ihren Heimatsträumereien aufschreckte; nach einer halben Stunde verstummte das Geheul, und tiefes Stillschweigen herrschte wieder in der ganzen Natur. Man steckte sich in den kalten Nächten meistens eine Pfeife auf Posten an und ging rauchend in der Runde umher, die steifen Glieder dadurch etwas erwärmend. An die Finsternis einmal gewöhnt, sieht man nach kurzer Zeit jede Bewegung im Busch; aus der Ferne dringt dann und wann ein Pfiff herüber, der sich anhört, als wenn Menschen sich gegenseitig Signale geben, doch ist es nur das Pfeifen eines Nachtvogels. So steht man, immer lauschend, und — hundertmal nach der Uhr schauend — wünscht man sehnlichst den Morgen heran. Endlich durchbricht am Horizonte ein lichter Streifen das nächtliche Wolkendunkel — der Mond geht auf, und man kann jetzt die Gegenstände der Umgebung wenigstens besser unterscheiden. Die Stunden schleichen dahin, man zählt die hellsten Sterne, die nach und nach aus den Wolken hervortauchen und so vergeht schließlich die Wache: Gott sei Dank, die Zeit ist da, wo man die Ablösung wecken kann. Eine Minute später steht die nächste „Nummer" schon auf Posten; schliefen wir doch immer in voller Kriegsbereitschaft, keiner brauchte also erst lange Toilette zu machen, sondern konnte beim Erwachen sofort seinen Platz einnehmen. Unsere Lagerstätten bestanden aus einigen ausgebrannten und verbogenen eisernen Bettgestellen, von der Zerstörung der Station herrührend, die wir uns notdürftig zusammenflickten und reparierten, worauf wir sie mit getrocknetem Gras auspolsterten; die „Betten" bildeten zwei Wolldecken, in die wir uns nachts fest einwickelten.

Mehrere Wochen verbrachte ich vergnügt auf dieser, mir zur zweiten Heimat gewordenen Station, bis ich leider infolge

einer plötzlichen Erkrankung das liebgewonnene Waldau verlassen mußte. Die Krankheit brach bei mir ohne jedes Anzeichen aus; ich fühlte mich sehr matt, fieberte leicht und mußte mich niederlegen, war aber schon nach wenigen Stunden so elend, daß ich mich nicht mehr erheben konnte. Sofort wurde der nächsten, größeren Station Okahandja telephoniert, da dieser Ort eine Krankensammelstelle hatte, daß ein Mann unserer



Marine-Feldlazarett (Typhus- und Malariakranke) in Okahandja, Vorderansicht

Stationsbesatzung erkrankt und nach Ansicht des Streckenwärters, der schon längere Jahre in Afrika tätig war, von Malaria befallen sei. Aus Okahandja traf darauf umgehend Order ein, ich solle sogleich nach dort befördert werden, denn mit Malaria ist nicht zu spaßen, weil sich diese böse Fieberkrankheit sehr schnell verschlimmert. Zuerst wollte man von dort aus einen Eisenbahnzug ablassen, um mich zu holen; das Terrain ist jedoch sehr bergig und die Züge mußten ganz langsam fahren, weshalb uns ein schnellerer Transport auf unserer Lowry möglich schien. Man packte mich also, in wollene Decken eingehüllt, auf diese;

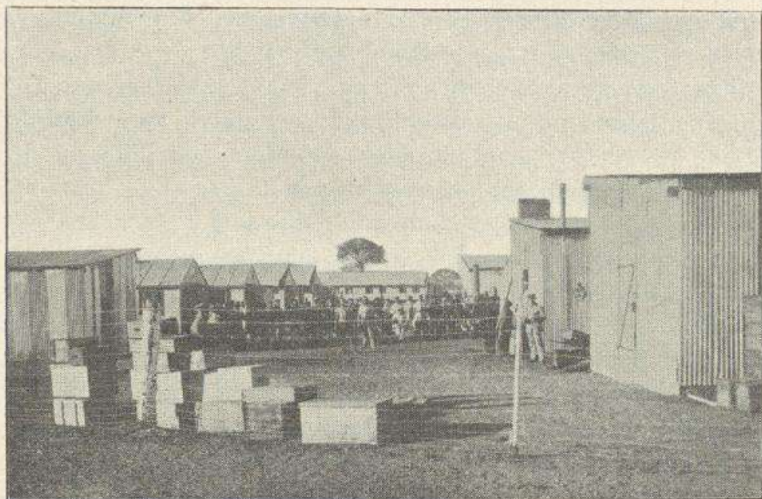
3 Mann von der geringen Besatzung fuhren als Begleitmannschaft mit und brachten mich nach Okahandja. Außerdem waren dem Transporte 2 Schwarze beigegeben, welche die Lowry bergauf zu schieben hatten. Das gewagte Unternehmen ist ohne Zwischenfall glücklich gelungen. In Okahandja wurde ich bei der Ankunft sofort in das Lazarett übergeführt, wo man mich in der Malariabaracke unterbrachte; hier schwebte ich mehrere Wochen zwischen Leben und Tod. Die Malaria ist eine der heimtückischsten Krankheiten, welche in unseren afrikanischen Kolonien wüten; sie entsteht durch den Stich der zu den Mückenarten gehörenden Moskitos, schwere Fiebererscheinungen treten ein und ermatten den Körper bis zur völligen Kraftlosigkeit, während furchtbare Delirien den Geist zerrütten. Die Behandlung erfolgt mit Chinin, das vielfach in großen Dosen gegeben werden muß und dann oft gefährliche Nachwirkungen zeitigt, welche sich zu chronischen Nervenleiden ausbilden können. Es ist für den Kranken entsetzlich, in diesen Wellblechbaracken wochenlang zwischen Typhus-, Ruhr- und Malariapatienten, Schwerverwundeten und Sterbenden zu liegen. Fast kein Tag verging, wo nicht 2—3 Kameraden Abschied von der Welt nahmen, und wir mit ansehen mußten, wie sie hinausgetragen, in eine schwarze Kiste gepackt und zum nahen Friedhof gebracht wurden. Diese schrecklichen Krankheiten räumten unter den Truppen schlimmer auf, als die Gefechte; mancher, der mit großen Hoffnungen hinauszog, wurde ein Opfer des Fiebers oder des fürchterlich grassierenden Typhus, ohne einen Feind gesehen zu haben, und die Lazarette konnten zeitweilig die Kranken kaum fassen. Bei Ankunft des Marine-Expeditionskorps standen in Okahandja fünf solcher Wellblechbaracken; für Ärzte und Sanitätspersonal war reichlich gesorgt, dennoch hatten sie alle Hände voll zu tun, und manch ein helfender Arzt oder Krankenpfleger erlag infolge Ansteckung einer dieser gefährlichen Krankheiten. Mit traurigem, ernsten Gesicht sah man sie am Tage mehrere Male durch die Baracken gehen, wo ihnen bleiche, abgemagerte, dem sicheren Tode verfallene Gestalten aus den Betten hilfeflehend entgegenschauten,

um ein Wort des Trostes oder der leisen Hoffnung von den pflichttreuen Ärzten zu vernehmen. Das Gefühl, wenn man seinen Nachbar sterben sah und selbst an sein letztes Stündlein denken mußte, läßt sich nicht beschreiben; konnte doch kein Kranker wissen, ob er lebend die Baracke verlassen würde. So verstrichen lange Wochen, und wir erfuhren sehr selten etwas von den Ereignissen draußen auf dem Schlachtfelde. U. a. hatten sich auch verschiedene deutsche Offizierstöchter für Südwestafrika als Krankenpflegerinnen verpflichtet und wirkten dort still wie rettende Engel; eine zarte Mädchenhand weiß die Leidenden immer besser zu behandeln, als rauhe männliche Wärter. Ihre Aufgabe war eine sehr schwere, sie mußten Tag und Nacht auf dem Posten sein. Es befanden sich Kranke unter uns, die oft die ganze Nacht hindurch schrien und tobten, so daß wir, wenn wir nicht im tiefen Fieberschlafe lagen, manche Nachtstunde schlaflos verbrachten. Diesen unglücklichen Kameraden konnten wir deshalb nicht grollen, sie litten ja schrecklich unter den wilden Fieberphantasien. So befand sich zwischen uns ein schwerkranker Chargierter, welcher in seinen Delirien mit lauter Stimme Kommandoworte rief oder Soldatenlieder anstimmte; dann sah er sich wieder im Kampf von Schwarzen umringt, schrie, er wolle sich nicht ergeben und redete und sang stundenlang wirr durcheinander. Kaum war einige Minuten Stille eingetreten, wenn ihn das wachhabende Sanitätspersonal beruhigt zu haben glaubte und meinte, er sei eingeschlafen, als er sich, seine Betten unterm Arme, wie eine Katze durchs Fenster in die kalte Nachtluft hinausschlich, dort — nur mit dem Krankenkittel bekleidet — von neuem tobte und dann mit Gewalt wieder in sein Bett zurückgebracht werden mußte, wobei er — wild um sich schlagend — die Pfleger noch verletzte. Dort fluchte und schrie er weiter, zerriß die Bettstücke und sang dazwischen laut seine Lieder. Das ging viele Stunden so fort, und der Morgen graute bereits, als er mit dem letzten ergreifenden Liede: „Nach der Heimat möcht' ich wieder!" — das er nicht mehr ganz vollenden konnte — endlich nach furchtbaren Qualen in die himmlische Heimat einging. — Solche Fälle

waren nicht vereinzelt, sondern es kam sehr häufig vor, daß ein Unglücklicher die Nachtruhe der ganzen Baracke störte. Die ersten Tage meiner Krankheit kann ich nicht beschreiben, da ich immer in sehr hohem Fieber (40—42°) lag; ich vermag mich auch nicht zu entsinnen, daß ich — wie man mir später erzählte — in der kalten Badewanne, in die man mich steckte, um Hilfe gerufen habe, als ob ich ertränkt werden solle. Wir besaßen keine geeigneten Badeeinrichtungen, und an Eis fehlte es völlig, um die Fieberkranken dort so behandeln zu können, wie es hier geschieht. In der höchsten Not bei über 40° steigender Fiebertemperatur blieb nichts übrig, als uns auf Leben und Tod in eine Wanne mit kaltem Wasser zu legen und so die gefährliche Höhe des Fiebers herabzudrücken. Mehrere Tage blieb ich besinnungslos; nachdem ich wieder zu mir gekommen war, bemerkte ich, daß fremde Nachbarn rechts und links neben mir lagen und erfuhr auf meine Fragen, daß alle anderen Kollegen in der Baracke außer mir inzwischen das Zeitliche gesegnet hatten. Die größte Gefahr ging für mich glücklich vorüber, aber ich fühlte mich nun so schwach, daß ich an Aufstehen gar nicht denken durfte, denn beim ersten Versuche knickte ich sofort zusammen. Bis zum Skelett abgemagert, mußte ich jetzt viel Chinin schlucken, das als bestes Gegengift gegen Malaria gilt. Man verabreicht es aber nur bei niedrigem Fieber, da Chinin bei hoher Blutwärme leicht Vergiftungserscheinungen herbeiführt. Nach dem Einnehmen dieses ekelhaft bitter schmeckenden Medikaments stellten sich Ohrensausen, Kopfweh, Flimmern vor den Augen ein, zugleich schwächt es außerordentlich den Körper und hinterläßt bei vielen noch auf Jahre hinaus üble Nachwirkungen, die sich besonders in nervösen Zuständen, Melancholie usw. äußern.

In dem Lazarett zu Okahandja hatten wir eine sehr gute Verpflegung, an Proviant und Liebesgaben, die täglich in großen Mengen mit der Eisenbahn ankamen, fehlte es nicht; Okahandja war Stapelplatz für alle solchen Sendungen wie auch für Munition. Die armen Typhuskranken durften von den schönen Eßwaren nur wenig genießen, denn ihre Behandlung

bestand hauptsächlich in einer gründlichen Hungerkur, die alle derartigen Kranken durchmachen müssen, um vollständig hergestellt zu werden. Jedem Lazarettgehilfen und allen Patienten wurde streng verboten, den Typhuskranken außer ihrem vorgeschriebenen Essen etwas anderes zu verabreichen, weil dadurch der sofortige Tod herbeigeführt werden konnte. Dagegen darf der Malariakranke alles essen und trinken, was ihm schmeckt.



Rückansicht der Lazarettbaracken in Okahandja mit Feldküche und Proviantschuppen

Viele Kisten mit Champagner, Wein, Schokolade und allen möglichen Delikatessen trafen fortwährend vom Liebesgabenkomitee aus Deutschland ein, die zur Stärkung und Erholung der Genesenden nicht wenig beitrugen, und manches Dankgebet für die freundlichen Spender ist dort zum Himmel emporgestiegen. So war für die in Okahandja liegenden Kranken mit kräftigenden Lebensmitteln bestens gesorgt, was auf verschiedenen anderen Stationen wegen Mangel an Transportgelegenheiten nicht so reichlich geschehen konnte.

Hinter den Krankenbaracken befand sich eine große Küchen-

anlage, gleichfalls aus Wellblechgebäuden bestehend, wo die sämtlichen Krankenspeisen bereitet wurden. Das Lazarett stand unter der Leitung eines höheren Sanitätsoffiziers, und die Gesamtverpflegung verriet eine ausgezeichnete Schulung des Personals. Nach vier Wochen schwerer Krankheit entließ man mich als gesund; meinen Eltern hatte ich bei der Einlieferung sofort Bescheid zugehen lassen, da ich nicht glaubte, daß ich lebend wieder aus dem Lazarett entlassen würde. Als man mich aufnahm, zapfte man mir behufs Untersuchung ein wenig Blut ab, und dabei hörte ich die leise gemachte Bemerkung des untersuchenden Sanitätsoffiziers: „Er wird wohl schwerlich durchkommen!“ Was ich empfand, wie mir so das Todesurteil gesprochen wurde, kann ich nicht sagen. Meine Angehörigen waren über den Brief nicht wenig erschrocken; jede Zeitung hatten sie durchstudiert, um zu sehen, ob mein Name auf den Todenlisten stehe. Meine Genesung und Entlassung aus dem Lazarett teilte ich ihnen natürlich sofort mit. Da ich mich noch sehr schwach fühlte, wurde ich vorläufig der Etappe Okahandja zugeteilt und blieb in den ersten Tagen vom Dienste vollständig befreit. Diese Zeit benutzte ich zum Studium des Terrains, und vor allem sah ich mir die Ortschaft selbst genauer an. Namentlich interessierten mich hier die zahlreich vorhandenen Stores (Läden mit Gastwirtschaft), wo man gute Getränke erhielt, die aber naturgemäß teuer waren. Eine Flasche deutsches Bier kostete 2,50 Mark, was als billig galt, da Okahandja nahe an der Bahn liegt; weiter im Innern zahlten wir für dieselbe Flasche 3 Mark. In Anbetracht dessen, daß wir eine erhöhte Kriegslöhnung bezogen — 82 Mark monatlich — konnten wir uns schon öfter einmal ein Fläschchen Bier leisten. Ich traf beim Umherwandern viele Bekannte aus D., einer davon, der Farmer S...., besaß eine große Ansiedelung mit Store, wo wir abends gern zusammenkamen. Dort fühlten wir uns sehr wohl und heimisch, es wurde bis in die Nacht hinein gekneipt, erzählt und gesungen. Die neuen Ankömmlinge verkehrten viel bei S., wir erfuhren also hier auch allerlei Neuigkeiten aus der Heimat, was immer eine große Freude für die fidele Gesellschaft war.

Die Ortschaft Okahandja ist eine von den größten und mit den meisten Ansiedlern besetzte. Während der Belagerung im Anfange des Aufstandes hatten sich die Farmer und Ansiedler, geradeso wie in Karibib, aus der Umgegend in der Festung Okahandja zusammengezogen, da sie einzeln zu schwach waren, um sich in ihren Anwesen zu verteidigen. Schweren Herzens mußten sie ihr Heim den wilden Horden preisgeben, die es dann ausplünderten und zerstörten. In der Festung lagen die Kolonisten fest eingeschlossen; sie konnten von dort aus nur diejenigen Schwarzen mit dem Gewehr erreichen, die ganz nahe herankamen. Diese armen Belagerten hatten einen sehr schweren Stand; oft stürmten die Hereros in Scharen von mehreren Hunderten auf die Festung los, um sie zu nehmen, jedesmal wurden sie aber mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Ein Glück für die Station war es, daß damals Oberleutnant Zülow von Swakopmund aus mit seinen vereinigten Kriegsfreiwilligen Okahandja rechtzeitig — wenn auch unter Verlusten — erreichte, denn auf längere Zeit hätte die kleine Besatzung dem Andrängen der Schwarzen nicht widerstehen können. Man konnte jedoch nach Zülows Ankunft der Übermacht noch immer nicht mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten, sondern dessen Mannschaften wurden mit der übrigen Besatzung in der Festung eingeschlossen gehalten. Die Schwarzen, welche schließlich einen Hauptangriff gegen die Station planten, sammelten sich immer mehr um Okahandja, und nur dem prompten Eintreffen des Hauptmanns Franke im kritischen Augenblick verdankte die Festung ihren Entsatz; er schlug die Hereros in die Flucht. Bei der Ankunft Frankes waren aber die umliegenden Häuser und Farmen der Deutschen schon zerstört, und es ließ sich dort nichts mehr retten. Jetzt wurden die meisten Häuser von den deutschen Ansiedlern, die sie so gut wie möglich in Ordnung gebracht hatten, schon wieder bewohnt. Nur einige lagen noch wüst und verlassen da, weil die Besitzer entweder vom schwarzen Raubgesindel ermordet worden waren oder bis zur Niederwerfung des Aufstandes in Deutschland — wohin sich seinerzeit manche flüchteten — verweilten.

In solche Ruinen quartierte man die dort liegenden militärischen Mannschaften, hauptsächlich Mariner, ein, welche sie nach Möglichkeit bewohnbar machten.

Zu jener Zeit herrschte reges Leben in Okahandja; aus Deutschland kamen fortgesetzt frische Truppentransporte an, die bald dieser, bald jener Abteilung im Felde zugeteilt wurden. Mit diesen Transporten traf auch der neue Oberbefehlshaber Generalleutnant von Trotha, der an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurückgekehrten Obersten Dürr das Gesamtkommando der Schutztruppe übernahm, in Okahandja ein. Jeden Tag gingen von dem Orte berittene Patrouillen nach allen Richtungen ab, und ein Teil der Besatzung war weiter draußen vor Okahandja als Viehwache stationiert, um das Vieh von sämtlichen Farmern, die ihre Tiere noch gerettet hatten, vor feindlichen Überfällen oder Diebstählen zu schützen. Man unternahm oft tagelange Patrouillenritte nach entfernten Wasserstellen, die man vom Feinde besetzt vermutete; da es aber vielfach an Mannschaften mangelte und kleine Patrouillen gegen stärkere feindliche Abteilungen zu schwach waren, kehrten sie nicht selten unverrichteter Sache zurück oder wurden von den schwarzen Gegnern niedergemacht. Mir selbst wäre es später gelegentlich einer solchen Patrouille beinahe ans Leben gegangen. Unter Führung eines Feldwebels der Schutztruppe auf einem längeren Patrouillenritte nach Oviumbo begriffen, um die dortigen Wasserstellen abzusuchen, wurden wir in dem buschigen Gelände, als wir eben auf eine Wasserstelle zuritten, plötzlich von Hereros überfallen, und bei den ersten Schüssen brach mein Pferd zu Tode getroffen zusammen, seinen Reiter unter sich begrabend. Zwei weitere Pferde unserer Patrouille teilten dieses Schicksal, so daß wir auf einem weiten Wege von etwa 4 Tagen unter schweren Strapazen zu Fuß nach Okahandja zurückzukehren gezwungen waren. Das Scharmützel verlief für uns leider ohne Erfolg; ehe wir einen Schwarzen zu Gesicht bekamen, waren sie in dem dichten Gebüsch, aus dem sie uns ihre Geschosse gesandt hatten, spurlos verschwunden.

Mit meiner Gesundheit besserte es sich jetzt, und so meldete ich mich im Lazarett, um völlig dienstbrauchbar geschrieben zu werden. Man überwies mich der dortigen Kompagnie, und ich mußte in der ersten Zeit mit auf Vorposten um Okahandja stehen. Nachts stellte man bei dem Orte Extraposten aus, erstens zur Sicherung der Station im allgemeinen, dann innere Posten zur Sicherung des Lazaretts und des Viehkraals, da die Tiere bei Eintritt der Dunkelheit von den Weideplätzen nach Okahandja zurückgetrieben und dort in einen großen Kraal eingepfercht wurden. Ein größeres Postenkommando stationierte man auf dem in der Nähe gelegenen Kaiser Wilhelm-Berg zur Bewachung der dort errichteten Heliographenstation; diese diente zur Herstellung heliographischer Signalverbindungen nach verschiedenen Richtungen, z. B. nach Omaruru, nach dem Süden und den verschiedenen Abteilungen im Felde. Der Posten hier oben (1515 Meter über dem Meere) führte ein ganz einsames und dürftiges Leben; da es auf der Höhe gänzlich an Wasser fehlte, mußten die Trinkwasservorräte von den Mannschaften mit Fässern den steilen Berg, der voller Schluchten und Abhänge war, hinaufbefördert werden. Die nach oben Kommandierten nahmen für mehrere Tage Proviant mit sich, denn sie waren auf der Signalstation weltabgeschlossen wie Einsiedler. Der Heliographendienst war so eingerichtet, daß, falls ein Telegramm von Deutschland kam, dasselbe auf telegraphischem Wege bis Okahandja und von dem Stationsgebäude aus mittels Scheinwerfer- (Morse-) Apparat auf den Berg befördert wurde, von wo aus man es heliographisch weitergab. So konnte das Hauptkommando immer mit der Bahn in Verbindung bleiben und die neuesten Ereignisse auf dem schnellsten Wege über Okahandja oder Omaruru, die beide eigene heliographische Verständigung mit Karibib hatten, nach der Heimat befördern. Da ich selbst einmal das Vergnügen genoß, 8 Tage lang zur Wache auf der Heliographenstation zu gehören, so war mir ein großartiger Rundblick über die weitere Umgebung von Okahandja vergönnt. Oben verbrachten wir die Zeit, wo wir nicht Posten standen, mit Kartenspielen, eine

andere Beschäftigung gab es für uns nicht. Mehrere Kilometer reichte das Gesichtsfeld von der Höhe aus; der Posten war angewiesen, jeden Annäherungsversuch des Feindes auf Okahandja zu sofort durch Signale mitzuteilen. Trotz der Langeweile, die wir öfter verspürten, ging die Woche, die wir hier oben verbringen mußten, schnell vorüber; ein anderes Wachkommando löste uns dann ab, und wir wurden zu unserer Etappe zurückbeordert.

VII. Patrouillenritte

Die Ausrüstung der Patrouillenreiter. — Schußwaffen der Schwarzen. — Ungenügende Truppennachschübe. — Stärke des Feindes. — Angekaufte Pferde für unsere Truppen. — Nächtlicher Angriff durch Hererobanden. — Einschleichen von Spionen in das Lager. — Aufgerissene Schienen. — Hereros überschreiten mit großem Viehtransport die Bahn. — Erbeutete Ochsen. — Verspätete Hilfe. — Der Rest der von Glasenapp schen Kolonne. — Wieder in Waldau. — Schweres Patrouillengefecht. — Die Pferde gestohlen. — Eine Farmruine. — Durch dichtes Dorngebüsch. — Aasgeier. — Sonderbare Delikatessen. — In der verödeten Farm. — Ein Soldatendiner. — Ritt zur Utz-Farm. — Durch Perlhühner entdeckte Farmerleichen. — Die verlassene Werft. — Erfolgreiche Nachtpatrouille zur Petersfarm. — Hunger bei den Hereros.

Inzwischen hatte ich mich soweit gekräftigt, daß ich weitere Patrouillen zu Pferde mit unternehmen durfte. Für uns Mariner war es stets eine besondere Freude, wenn wir Gelegenheit fanden, zu reiten. Unter Führung eines Oberleutnants, Leutnants oder Feldwebels ritten wir solche Patrouillen in einer Stärke von 10—15 Mann nach den weiter entfernt gelegenen Wasserstellen und den demolierten Farmen. Unsere Ausrüstung bestand aus gefülltem Patronengurt mit 150 scharfen Patronen und unserem neuesten Militärgewehr Modell 98, welches an der rechten Seite in einem ledernen Gewehrschuh (Flintenfutteral), der am Sattel befestigt war, mitgeführt wurde. An dem Patronengurt hatten wir eine Wasserflasche, die in dieser tropischen, wasserarmen Gegend nie fehlen durfte. Ferner waren wir mit einem kleinen Sack, welcher Futtervorrat für unsere Tiere enthielt, versehen, denn man wußte nie, wie weit man auf einer solchen Patrouille verschlagen wurde, weil man sich leicht verirren konnte. Die Gegend um Okahandja ist sehr wildreich, „Fleischnot“ kannten wir daher nicht. Wenn wir einen Bock oder ein sonstiges Wild zur Strecke brachten, wurde dasselbe schnell zerlegt und über

einem offenen Feuer geschmort, was nur wenige Minuten Zeit erforderte. Kam eine Farm oder Wasserstelle in Sicht, so gingen wir „zerstreut“ vor, d. h. wir umzingelten den Platz, um dann von allen Seiten zugleich im Galopp auf denselben anzustürmen. In anderen Fällen schickten wir einige Leute voraus, welche den Ort zu rekognoszieren hatten, sodaß bei Gefahr die übrigen Mannschaften schnell mit eingreifen konnten. Diese Kundschafterritte in dem gestrüppigen und gebirgigen Gelände sind für manchen deutschen Soldaten verhängnisvoll geworden, und nur wenige von den ausgesandten Reiterpatrouillen kehrten unversehrt zurück. Die Hereros waren in den Bergen und Büschen ihrer Heimat, wo sie jede Deckung kannten, so gut versteckt, daß anrückende Berittene nichts von ihnen sahen. Starke Patrouillen, denen gegenüber sich die Schwarzen zu schwach fühlten, ließen sie, ohne einen Schuß abzugeben, vorüberreiten; wehe aber denjenigen, die nur aus einigen Leuten bestanden und ahnungslos durch die Schluchten oder Büsche der Steppe ritten: sie wurden, ohne selbst zum Schuß zu kommen, aus dem Hinterhalte unbarmherzig niedergeknallt. Zustatten kam den Eingeborenen, daß sie ein sehr gutes, auf das Terrain geübtes Auge und daher große Treffsicherheit besaßen. Im Anfange des Aufstandes waren ihnen viele Gewehre neuesten Modells in die Hände gefallen; von den ermordeten Farmern erbeuteten sie meistens gute Jagdgewehre, bei der Erstürmung der Militärstationen neueste Armeegewehre Modell 88. Außerdem hatten sie schon vor dem Aufstande von englischen und portugiesischen Händlern eine Unmenge bester, moderner Schußwaffen, z. B. Henry-Martini- und Mausergewehre allerneuester Konstruktion, erworben, die sie vorzüglich zu gebrauchen wußten. Ein Schwarzer gab in früherer Zeit für ein Gewehr mit Munition gern 1—2 Ochsen und bezahlte es damit doppelt so teuer, wie dessen wirklicher Wert war. Die Hereros führten auch viele deutsche 71er Gewehre, welche dort vorwiegend als Jagdwaffe gebraucht wurden. Ihre Munition wußten die Schwarzen sehr gut zu verwenden; sie schossen selbst Kugeln kleinsten Kalibers

durch ihre großen Jagdbüchsen, indem sie die Geschosse mit Lappen umwickelten. Bei unseren Militärwaffen, die sie erbeuteten, war der einzige Nachteil für die Hereros, daß sie das Einstellen des Visiers nicht verstanden und deshalb auf weite Entfernungen (über 200 Meter) damit schlecht trafen; aber da sie unsere Mannschaften immer nahe genug an sich herankommen ließen, war es nicht zu verwundern, daß die meisten von uns im Kampfe tödlich durch Kopf- oder Brustschüsse getroffen wurden. In letzter Zeit erlitten wir, weil gegen die Übermacht des Feindes zu schwach, bedeutende Verluste, und bei einigen Gefechten fielen diesem noch dazu größere Mengen unserer modernen Waffen in die Hände, sodaß die Zahl der deutschen Militärgewehre, die sich im Besitze der schwarzen Krieger befanden, sicher mehrere Hundert betrug. Jedenfalls waren die Hereros ausgezeichnet bewaffnet; ein Glück für uns, daß sie keine Geschütze besaßen, denn wenn sie diese gehabt hätten, würden unsere Truppen bei weitem nicht ausgereicht haben, und es wäre dann vielleicht zu einem furchtbaren Blutvergießen gekommen, da die Schwarzen uns einen überaus heftigen Widerstand entgegensetzten. Das bestätigten immer von neuem die täglich in Okahandja einlaufenden Meldungen, welche jedesmal eine größere Verlustliste brachten.

Es vergingen manchmal Wochen, ohne daß unsere Truppen gegen die Hereros vorgehen konnten, weil wir immer erst neue Kräfte aus Deutschland erwarten mußten. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß, wenn bei Ausbruch des Aufstandes gleich größere Truppenaufgebote nach Südwestafrika gesandt worden wären, der Aufstand nicht einen so großen Umfang angenommen haben würde. Später mußten die Truppen ja doch hinausgeschickt werden und zwar in einer größeren Anzahl, als es anfänglich nötig gewesen wäre. Jedoch ist das langsame Fortschreiten unserer Aktionen wohl zum Teil mit auf die schwierigen Verkehrsverhältnisse zurückzuführen; das Vordringen wurde uns infolge des Mangels an ausreichendem Transportmaterial und einer genügenden Menge Reittiere sehr erschwert. So rückten diese kleinen Abteilungen der Unsrigen gegen den anfangs viel

zu niedrig geschätzten Feind, der — wie sich schließlich herausstellte — aus 40—50 000 waffenfähigen Männern bestand, wovon etwa 15—20 000 mit allen möglichen Schußwaffen und Donnerbüchsen gut versehen waren. Durch die ersten Schlappen, die wir erlitten hatten, bekamen die Hereros immer mehr Mut, und ihre Absicht, die Deutschen in der Kolonie völlig zu vernichten, wäre auch sicher gelungen, wenn man nicht größere Transporte aus Deutschland nachgesandt hätte, die wir jedesmal schon sehnsüchtig erwarteten. Diese Ergänzungstruppen wurden in verschiedene Kompagnien eingeteilt, und jede derselben bildete wieder mehrere größere Abteilungen. Alle Truppennachschübe, welche aus der Heimat kamen, überwies man sofort bei der Ankunft den im Felde liegenden Mannschaften, um die Lücken der Gefallenen auszufüllen.

In Ostpreußen und Argentinien waren Tausende von Pferden angekauft worden, die man auf dem schnellsten Wege gleich nach den Kolonien beförderte, wo sie auch sofort Verwendung im Felde fanden; man machte die neu ankommenden Truppen unverzüglich beritten. Die deutschen Pferde haben sich sehr schlecht bewährt, da sie das dortige Klima und das steinige Terrain nicht vertragen konnten. Es wurde ein großer Teil schon bald huflahm; die Tiere waren dann auf Wochen hinaus unbrauchbar und mußten gegen neue argentinische oder afrikanische Pferde ausgewechselt werden. Die deutschen Pferde hielten zudem den Wassermangel nicht aus und kamen in Menge vor Durst um; dagegen vermochten die Argentiner und Afrikaner tagelang große Strecken ohne Wasser zurückzulegen. Mit den eingeborenen Reittieren ging es geradeso, wie mit den schwarzen treugebliebenen Soldaten, die meist eine zähe Ausdauer an den Tag legten.

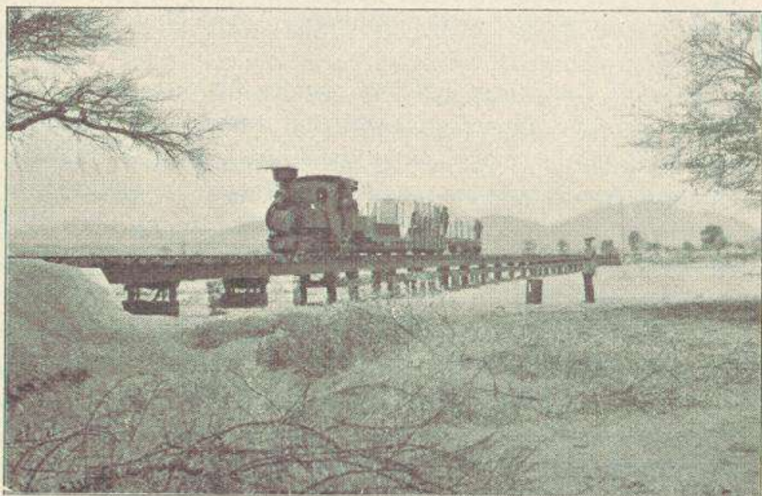
Ich gehörte noch immer zur Etappe Okahandja, und es kam häufig vor, daß in der Nähe des Ortes größere Herero-banden sichtbar wurden, welche auf deutsche Patrouillen oder Viehwagen schossen und sich nachts bis ganz nahe an die Festung wagten. Sie schlichen in dem Swakoprivier, das zwischen Okahandja und dem Kaiser Wilhelm-Berg sich dahinschlängelt,

auf allen vieren heran, und es kam in mancher Nacht zu einer heftigen Schießerei, durch welche man die gesamte Station alarmierte. Unsere Mannschaften schwärmten dann nach allen Richtungen hin aus, um die Gegend abzusuchen. Leider konnten dabei nur selten einige von diesen Burschen niedergeschossen oder gefangen genommen werden, denn sie verschwanden ebenso schnell und geräuschlos wie sie gekommen waren. Wie gerieben diese Menschen sind, geht daraus hervor, daß sie sich sogar am hellen Tage in unser Lager unbemerkt einzuschleichen verstanden. Einem Franzosen würde es im Kriege 1870/71 wohl nicht gelungen sein, in Uniform im deutschen Lager offen zu erscheinen und wieder zu verschwinden, ohne gefangen und erschossen zu werden. Diese Schwarzen, deren Existenz auf dem Spiele stand, wagten aber die unglaublichsten Frechheiten. Okahandja bildete einen Lager- und Sammelplatz von sämtlichen Truppen, zwischen denen auch viele schwarze Soldaten umherliefen, die als Treugebliebene in deutschen Diensten standen; keiner kümmerte sich um den anderen, und so fiel es gar nicht auf, ob es treugebliebene oder feindliche Schwarze waren, denn die Hautfarbe ist bei allen gleich. Unsere schwarzen Soldaten trugen die deutsche Schutztruppenuniform, die meist ziemlich abgetragen aussah. So konnte auch mancher Herero in der Kleidung der Schutztruppe unangefochten durch Okahandja wandeln; er spionierte ganz bequem die Stärke der Besatzung, die Zahl der Geschütze und des Viehbestandes aus und kehrte dann, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre, wieder in eiliger Flucht zu seiner Bande zurück. In den Gefechten, die anfangs wegen Mangel an Leuten öfter nachteilig für uns endeten, fielen den Hereros alle Uniformstücke und Ausrüstungsgegenstände, welche unsere gefallenen Kameraden trugen, in die Hände; jeden toten deutschen Soldaten beraubten die Marodeure völlig der Kleidung, und der Plündernde zog sie sofort an, wobei die schwarzen Räuber noch sehr stolz auf die gestohlenen Uniformen waren. Wenn nach einigen Wochen eine größere Abteilung nach der Gefechtsstelle vorrückte und die Toten begraben wollte, fand sie diese total entkleidet

und entweder von den Feinden verstümmelt oder von wildem Raubzeuge zernagt, das scharenweise die Steppe durchzog, wo es ihm nie an neuer Nahrung fehlte. Die Gefallenen nach einem Gefecht direkt zu begraben, hätte eine kleine Abteilung nicht wagen dürfen, da die Niederlage der ganzen Kolonne sicher gewesen wäre; es blieb schon eine sehr schwierige, mit höchster Lebensgefahr verbundene Aufgabe, die Verwundeten dem Gegner zu entreißen, der kein Mitleid kannte und sie — wenn sie nicht gerettet werden konnten — ohne Gnade zu Tode marterte.

In solche Uniformen gekleidet, wagten sich Hereros wiederholt ins deutsche Lager; ertappten wir einen, was allerdings selten vorkam, so wurde er natürlich kriegsrechtlich füsiliert, d. h. durch den Strang hingerichtet oder kurzer Hand erschossen. Solche Spione beteuerten dabei noch dreist ihre gänzliche Unschuld und logen das Blaue vom Himmel herunter. Es ist vorgekommen, daß deutsche Posten auf ihrer Wache niedergemacht worden sind, ohne einen Laut von sich geben zu können; der Kirri, die gewandt geführte Dornkeule der Schwarzen, bildete die gefährlichste Waffe. Eines Nachts kam ein Herero in Schutztruppenuniform stolz auf einen deutschen Posten zu, der diesem beim Anruf sogar die richtige Parole zu sagen wußte; erst als er ganz in der Nähe war, bemerkte der Posten, daß er einen Herero vor sich hatte, der ihm in dem Augenblicke aber auch schon das Messer ins Herz stieß, sodaß die unglückliche Wache lautlos zusammenbrach. Solche Vorfälle ereigneten sich in der Nacht öfter, denn von weitem konnte der Posten das Gesicht eines Schwarzen dann nicht erkennen, und wenn er nahe herankam, war es bereits zur Verteidigung zu spät. An einem Morgen fand unsere Ablösung eine mit dem Kirri getötete Wache; am starken Ende der Keule hatte der schleichende Mordbube ein großes Stemmeisen befestigt, das bis an den Schaft hinten im Kopfe des armen Opfers stak. Der Schädel wurde damit dem bedauernswerten Kameraden vollständig gespalten, Kleider und Waffen raubte ihm der feige Spion, der ihn rücklings niederschlug. Alles ließ darauf schließen, daß sich Schwarze

in der nächsten Nähe befanden; wir verstärkten deshalb sämtliche Posten und Patrouillen aufs äußerste, denn es erschien nicht unmöglich, daß die Hereros in einer Nacht alle Wachen um Okahandja herum abgeschlachtet und die nichtsahnenden Weißen der dann leicht zu überfallenden Ortschaft im Schlafe hingemordet hätten. Zu gleicher Zeit meldeten auch die Besatzungen der Eisenbahnstationen zwischen Windhuk und Oka-



Eisenbahnbrücke über das Swakoprivier bei Osanna mit Schmalspurbahnzug (von den Hereros gesprengt)

handja, sie fänden täglich frische Fußspuren von Schwarzen in der Nähe der Bahn; den Telegraphendraht hatten die Hereros an verschiedenen Stellen zerstört und die telegraphische Verbindung somit abgeschnitten. Spuren von vielen Tieren, Rindern und Pferden, bemerkte man ebenfalls, was vermuten ließ, daß die Schwarzen ihr Vieh über die Bahn trieben in der Richtung auf Groß-Barmen zu und wahrscheinlich weiter nach den Otjimbinguer Bergen, wo sie sich vielleicht zu sammeln versuchten. Um das zu verhindern, mußte diese Richtung stark besetzt werden. An der Eisenbahnbrücke bei Osanna

fand die Eisenbahnpatrouille durch die Hereros verschiedene Schrauben gelöst, offenbar in der edlen Absicht, die dort verkehrenden Züge in die Tiefe zu stürzen und so wieder frischen Proviant oder Munition zu erbeuten, denn der Mangel daran machte sich bei ihnen nach monatelangem Umherirren im Felde gewiß sehr fühlbar. An anderen Stellen hatten die Feinde das Gleis aufgerissen und die Schienen mit Ketten oder Stricken durch Ochsengespanne einige Hundert Meter weit ins Gebüsch geschleppt, von wo aus sie dann den über den Damm stürzenden Zug zu beschießen gedachten. Das Zugpersonal fuhr mit größter Vorsicht, bemerkte daher solche „Fallen" der Schwarzen rechtzeitig, so daß der Zug zum Stehen gebracht und schleunigst zurückgeführt werden konnte, verfolgt von den Schüssen der Feinde, deren Kugeln vielfach an den Eisenteilen der Maschine abprallten. Ihre Kalkulation, sich des Zuges leicht bemächtigen zu können, sobald das Führerpersonal getötet sei, war ganz richtig, sie hatten aber nicht mit der Wachsamkeit der Maschinisten gerechnet.

Unter solchen Umständen mußten die entbehrlichen Mannschaften von Okahandja nach allen Seiten hin verteilt werden; eine Abteilung ging unter Kommando eines Offiziers nach der gefährdeten Eisenbahnbrücke bei Osanna ab, um dort — gedeckt durch gute Verschanzungen — als Schutzwache zu dienen. Von einer anderen Abteilung wurden Patrouillenritte an der Bahn entlang bis Windhuk unternommen, die das Abfangen von Bahnfrevlern ermöglichen sollten. Jeder Eisenbahnzug, der nach der Küste zu fuhr, erhielt eine starke Besetzung mit Mannschaften, welche bei etwaigen Angriffen Schutz gewährten. Trotz aller Vorsicht passierte es aber, daß in der Station Teufelsbach auf der Strecke zwischen Windhuk und Okahandja am hellen Tage von den in der Nähe gelegenen Bergen aus beim Abkochen vor der Station die Kochkessel unserer Mannschaften von Schüssen durchlöchert wurden; daß die Schüsse nicht den Töpfen, sondern den Soldaten galten, stand natürlich fest. Als die Stationsbesatzung, die sich zur Verfolgung aufmachte, zurückkam, fand sie, daß ihr der Kaffee

sowohl wie die Suppe durch die Schußlöcher ausgelaufen war, was sie nicht wenig ärgerte.

Unsere Patrouillen griffen denn auch viele von dem schwarzen Gesindel auf, die bei den angestellten Verhören aussagten, die Hereros zögen sich nach den Komasbergen südlich von Okahandja, wo sie sich sammeln wollten. In einer Nacht alarmierte man die gesamte Garnison von Okahandja in der Absicht, den mit mehreren Tausenden Stück Vieh die Bahn überschreitenden Hereros den Weg abzuschneiden. Die Truppen besetzten die ganze Bahnstrecke, konnten jedoch der Feinde nicht habhaft werden, weil diese frühzeitig genug in einer anderen Richtung ausbogen. Die Schwarzen waren über unsere Truppen ebenso gut orientiert, wie wir selbst; man darf ruhig behaupten, daß auf jeder Anhöhe einige Hereros gestanden haben, die unsere Truppenbewegungen beobachteten und diese ihren Hauptabteilungen meldeten. Das konnte man auch hieraus wieder deutlich sehen, denn als unsere Mannschaften der Bahn entlang weiter vorrückten, hatten die Feinde das Geleise bereits überschritten und waren in den wasserlosen Bergen in Sicherheit, wohin wir ihnen unmöglich folgen konnten. Wir erbeuteten nur noch einige 50 Stück Vieh des Nachtrabs, welche bei den großen Durststrecken, welche sie zurücklegen mußten, nicht schnell genug mitkamen. Die armen Tiere litten sehr unter den furchtbaren Marschstrapazen bei Hunger und Durst; wenn sie nicht mehr weiter konnten, ließ man sie auf der „Pad" (Marschstrecke) einfach liegen als willkommenen Fraß für die Raubtiere der Steppe. Von einigen Überläufern erfuhren wir, daß es zirka 10—15 000 Mann mit etwa 20 000 Stück Groß- und Kleinvieh waren, also eine der stärksten Hauptmächte der Hereros; ungefähr 3 Kilometer von Teufelsbach gingen sie über die Bahn, alles Grün oder Gebüsch vor sich niederreißend und zertretend, was von der Besatzung dieser Station, welche ganze 5 Mann stark war, genau beobachtet wurde. Sie telegraphierten den Vorfall auch sofort nach Okahandja; nach Windhuk konnte man es nicht melden, da die Schwarzen den Telegraphen — die einzige Verbindung — zerstört hatten und

somit nur von Okahandja aus schnelle Hilfe erwartet werden durfte. Umgehend erfolgte die Antwort, es solle sogleich ein Zug mit Mannschaften und 2 Maschinengewehren abgehen, um den Feind zurückzutreiben; die Besatzung — 5 Mann! — möge die Hereros solange aufzuhalten suchen (!!). Es wäre natürlich gänzlich zwecklos gewesen, einer solchen ungeheuren Übermacht entgegenzutreten. Die Schwarzen hatten in ihrer



Maschinenkanonen-Abteilung vom Marine-Expeditionskorps (im Hintergrunde der Kaiser-Wilhelm-Berg)

Eile die Station wohl gar nicht beachtet oder doch nicht daran gedacht, daß sie besetzt sein könne, sonst würden sie dieselbe — eine zerfallene Bahnbude — sicher angegriffen haben. Hätte einer von der Besatzung es gewagt, einen Schuß abzugeben, so wären die 5 Mann rettungslos zusammengeschossen worden. So mußten die zwischen Leben und Tod schwebenden Mannschaften sich ruhig verhalten und untätig zusehen, wie die Schwarzen weiterzogen, bis der Hilfszug ankam, der aber leider zu spät eintraf. Inzwischen erlangten die Hereros einen so großen Vorsprung, daß eine Verfolgung ausgeschlossen war,

und die Hilfsmannschaft kehrte noch in derselben Nacht nach Okahandja zurück. Unterdessen bestanden die anderen deutschen Abteilungen im Felde schon schwere Kämpfe mit den feindlichen Hauptmächten, sodaß sie immer neuen Nachschub an Truppen erbitten mußten. Mich teilte man der Eisenbahn-Bedeckungsmannschaft auf der Strecke nach Windhuk zu; auf dem Wege erwischten wir verschiedene schwarze Spione, die wir als Gefangene mitführten, oder — falls sie Fluchtversuche machten — „über die Klinge springen" ließen.

Da traf die Meldung ein, daß die an den Waterbergen nördlich der Bahn sitzenden Hereros sich mit den südlich lagernden vereinigen wollten und erstere die Absicht hätten, zwischen Karibib und Okahandja über die Bahnstrecke zu gehen. Infolgedessen wurden die Besatzungen der sämtlichen dortigen Stationen, die nur aus wenigen Mannschaften bestanden, bedeutend verstärkt. Um diese Zeit kamen die Übriggebliebenen von der Ostabteilung unter Major von Glasenapp aus dem Felde zurück; die Abteilung war teils durch den Feind, teils durch Krankheit bis auf einen kleinen Rest aufgerieben. Diese „Trümmer" der v. Glasenappschen Kolonne blieben erst längere Zeit in Otjihaënena unter Quarantäne, weil eine schwere Typhusepidemie ausgebrochen war, die massenhaft Opfer forderte. Es erkrankten bei der Ostabteilung 140 Mann; davon starben 20%, die übrigen wurden als dienstunfähig nach Okahandja befördert, von wo aus man sie alle nach der Heimat zurücksandte. Die armen Menschen sahen furchtbar abgemagert und elend aus, und es wird sicher Jahre dauern, ehe sie wieder im Vollbesitz ihrer Gesundheit sind. Was von dieser Abteilung noch diensttauglich war, das überwies man denjenigen Stationen und Etappen, wo sie etwas Erholung fanden, weil sie nur leichten Dienst hatten. Ich gelangte gleichzeitig zur Maschinenkanonen-Abteilung; jede größere Bahnstation erhielt eine Maschinenkanone und eine Verstärkung von 10—15 Mann. So kam ich wieder auf meine alte, liebe Station Waldau, die jetzt am meisten von Schwarzen gefährdet war. Zu Patrouillenritten hatten wir einige Pferde

dort, auf denen wir jeden Tag größere Streifzüge in die Umgegend unternahmen. Zwar liefen 2—3 Mann auf einer Patrouille stets große Gefahr, aber wir vermochten doch manchmal mehr auszurichten, als eine größere Abteilung, da wir unbemerkt ganz nahe an das feindliche Lager herankommen konnten, um zu spionieren und die Stärke des Gegners auszukundschaften. Alle Erkundungen wurden sofort unseren Hauptlagern mitgeteilt, welche dann die von Feinden besetzten Wasserstellen angriffen und säuberten.



Station Waldau, durch eine Maschinenkanone verstärkt

In der Nähe von Waldau liegen vereinzelt mehrere Farmen, deren Besitzer gleich im Anfange des Aufstandes den Hereros zum Opfer gefallen waren; hier richteten sich die Schwarzen jetzt heimlich ein und führten ein sorgenfreies Leben. Unsere Besatzung auf Station Waldau zählte 15 Mann, und so konnten immer 3—4 Mann auf Patrouillen unterwegs sein, ohne daß die Station durch ihre Abwesenheit gefährdet wurde. Da es mir sehr viele Freude machte, an gefahrvollen Patrouillen-

ritten teilzunehmen, und ich ohnehin die Fütterung der Pferde zu besorgen hatte, durfte ich sämtliche Patrouillen, die oft 2—3 Tage dauerten, überallhin mitreiten. Wir nahmen nur ganz wenig Proviant und Wasservorräte mit, um leichtbeweglich zu bleiben und so ein schnelleres Vorwärtskommen zu ermöglichen. Etwa 50 Kilometer von der Bahnstation aus lag eine große Farm „Okombahe", welche einem angesehenen Farmer gehörte, der seinen Wohnsitz in Okahandja hatte. Wir sollten zur Aufklärung nach dieser Farm, die wir von Schwarzen besetzt vermuteten, reiten; leider besaßen wir momentan nur 2 brauchbare Pferde, das dritte mußte krank auf der Station zurückbleiben. Mit einem Feldwebel S . . . . ., der schon längere Jahre bei der Schutztruppe und daher sehr landeskundig war, unternahm ich diesen Ritt; frühmorgens brachen wir auf, fortwährend durch dichtes Dorngebüsch über Felsen und zwischen klippenbesäeten Schluchten dahintrabend. Jeden Busch mußten wir erst genau untersuchen, um nicht etwa von hinten überfallen zu werden. Zuerst gelangten wir an eine zirka 5 Kilometer entfernte Farm, welcher wir uns, nachdem wir überall gut Umschau gehalten hatten, vorsichtig näherten; wir durchstöberten sie gründlich, fanden aber nichts von Feinden vor. Ein sicheres Zeichen, daß sich's vor wenigen Stunden Schwarze hier wohl sein ließen, war eine inmitten der Farm noch glimmende Feuerstelle mit umherliegenden Fleischabfällen, welche die Anwesenheit von Hereros in der letzten Nacht verrieten. Das bedeutete für uns eine Mahnung zur Vorsicht; nach den Fußspuren zu urteilen, konnten es 15—20 Mann gewesen sein. Die Spuren verliefen sich ins Gebüsch in verschiedenen Richtungen; sie hatten sich also geteilt, um nach allen Seiten hin die Gegend unsicher zu machen. Wir ritten deshalb nicht mehr, wie bisher, zusammen, sondern 40—50 Meter voneinander entfernt, damit wir bei einem Überfall nicht beide zugleich fielen und wenigstens einer Gelegenheit fand, zu entkommen und der Station Meldung zu machen. Als wir durch eine tiefe Gebirgsschlucht reiten mußten und uns daher gezwungen sahen, näher aneinander zu bleiben, winkte mich mein Vor-

gesetzter, der die Führung hatte, zu sich heran und machte mich auf einen nahen Berg aufmerksam, wo ich jedoch anfangs nichts bemerkte; ich war im scharfen Spähen und Suchen nicht so bewandert, wie der alte Schutztruppler, der ziemlich alle Ecken und Winkel kannte, wo sich Schwarze versteckt halten konnten. Plötzlich entdeckte ich hinter einer Felsklippe einen schwarzen Kopf; der Herero belauerte uns, indem er das Gewehr schußbereit auf den Felsen legte, und wollte uns nur möglichst nahe herankommen lassen. Kaum erkannten wir seine freundliche Absicht, als wir auch schon mit unseren Pferden „Kehrt" machten, um dem Burschen zunächst außer Sicht zu sein. Unsere Pferde dann an einen Busch festbindend, schlichen wir uns — manchmal auf allen vieren kriechend — von zwei verschiedenen Seiten vorsichtig an die Stelle heran, wo der Schwarze kauerte; er wagte sich jetzt aus seinem Versteck heraus, wohl beabsichtigend, uns in der Richtung, in welcher er uns davonreiten sah, zu verfolgen. Sobald wir dem Feinde nahe genug kamen, um ihn deutlich zu sehen, legte ich sorgfältig zielend mein Gewehr auf denselben an und gleichzeitig mit dem meinigen krachte auch der Schuß des Feldwebels; beide Schüsse trafen gut — es war wieder einer unserer schwarzen Gegner unschädlich gemacht.

Mit einem Schlage wurde es nach unseren Schüssen auf mehreren Stellen lebendig und somit höchste Zeit, uns hinter einen schützenden Felsblock zurückzuziehen. Von da aus konnten wir am besten die Schwarzen beobachten, die wir zwar noch nicht sahen, aber deren Kugeln wir schon hinter uns in den Sand schlagen hörten; bemerkten wir einen im Gebüsch oder zwischen den Felsen, dann wurde ungesäumt auf ihn angelegt. Ob wir getroffen hatten, vermochten wir beide nicht festzustellen, denn sie verschwanden alle eilig hinter den Klippen. Wir mußten jedesmal den richtigen Moment abwarten, um einen Schwarzen zum Schuß zu bekommen; die Burschen verkrochen sich, nachdem sie geschossen hatten, sofort in ihre Verstecke, wo sie von neuem luden und dann meist an einer anderen Stelle wieder auftauchten. Es hieß also, die Augen gut offen

halten, wenn wir nicht niedergeknallt werden wollten. Daß es uns 2 Mann dabei stark warm geworden ist, kann man sich vorstellen, da uns 10—15 Mann von allen Seiten beschossen. Die Schwarzen versuchten alles, um uns in ihre Hände zu bekommen; wir bemerkten auf einmal, daß wir auch von hinten her Schüsse erhielten, waren also umgangen, und von rückwärts aus dichtem Gebüsch eröffneten die Schwarzen nun ein — zum Glück schlecht gezieltes — Feuer auf uns. Der Angriff zwang uns, Rücken gegen Rücken gelehnt zu schießen, während einige Kugeln auf wenige Zentimeter Entfernung an uns vorüber pfiffen, aber keine traf. Da wir immer sehr ruhig zielten, so hatten wir offenbar bessere „Schießresultate", als wir selbst glaubten; den Schwarzen verging denn auch bald die Lust zum Weiterkämpfen, ihr Feuer verstummte, und sie wandten sich in wilder Flucht den tieferen Bergteilen zu. Jetzt gewahrten wir aber zu unserem Schrecken, daß unsere in der Nähe angebunden gewesenen Pferde verschwunden waren, und wir mußten sie, wenn wir nicht den weiten Weg zu Fuß zurücklegen wollten, wieder in unsere Gewalt zu bekommen suchen.

Wir stiegen den nächstgelegenen hohen Berg empor, wobei wir einen Schwarzen fanden, der dort, von unseren Kugeln getroffen, tot in einer Klippe kauerte; das Gewehr lag neben ihm, er war im Begriff gewesen, zu laden, als ihn die deutsche Kugel erreichte. Seine Patronen, die er doch für uns bestimmt hatte, nahmen wir mit, ebenso seine Donnerbüchse, ein gutes Jagdgewehr, das von irgendeinem deutschen Farmer herrührte; ihn selbst ließen wir liegen. Bald gelangten wir auf die Spitze des, mit dichtem Busch und Gestrüpp bewachsenen Berges, von wo aus wir die ganze Gegend übersehen konnten; nach langem Suchen entdeckten wir in der Ferne, etwa 2—3 Kilometer von uns, ein paar Reiter, welche — froh über ihren guten Fang — ganz harmlos, als wenn sie auf ihren eigenen Pferden gesessen hätten, zwischen den Büschen dahinritten. Sofort machten wir uns zur Verfolgung in dieser Richtung auf und liefen wohl eine Stunde im Schnellschritt hinter diesen Strauchdieben her, um unsere Tiere wiederzuerlangen. Einmal

verloren wir die Räuber gänzlich außer Sicht, und ihre Spur war in dem felsigen Terrain nicht zu finden. Sehr abgemattet, da sich der Durst bei uns einstellte und wir keine Wasserflaschen bei uns führten (sie waren an den Sätteln der gestohlenen Pferde befestigt), mußten wir wieder eine Höhe erklettern, um Ausguck zu halten. Glücklicherweise ritten die Pferdediebe in der von uns eingeschlagenen Richtung weiter, und wir waren



Gefährliches Klippengelände, das den Schwarzen als Deckung diente

ziemlich nahe an sie herangekommen, da sie keine Eile zeigten, weil sie sich nicht verfolgt glaubten. Doch vergingen noch zwei Stunden, ehe wir ihnen so nahe kamen, daß sie im Bereiche unserer Kugeln ritten. Jetzt mußten wir schießen: Entweder sie sausten bei den ersten Schüssen, wenn wir nicht trafen, über alle Berge oder wir trafen und hatten unsere Pferde wieder. Bei unserer oft bewährten Treffsicherheit versuchten wir unser Heil, legten an und schossen aus etwa 4—500 Meter Entfernung auf die Feinde, wobei wir noch aufzupassen hatten, daß wir

unsere Pferde nicht verletzten, denn sonst wäre alles umsonst gewesen. Mit mehreren Salven, die wir hintereinander abgaben, holten wir die beiden Spitzbuben von den Pferden herunter und kamen so wieder glücklich in den Besitz unserer Tiere, die stehen blieben und uns beim Näherkommen mit freudigem Wiehern begrüßten, als wenn sie verstanden hätten, daß sie ihren Herren zurückgegeben waren. Die beiden Pferdediebe lagen, von unseren Kopfschüssen getroffen, tot daneben, das Schicksal aller Viehräuber teilend, die man beim Diebstahl abfaßt. Der eine trug ein gutes Gewehr Modell 71, der andere eine neue Browningpistole bei sich — beide Schußwaffen nebst Munition offensichtlich gestohlen, weshalb wir sie ihnen abnahmen und ihre Körper den streifenden Raubtieren überließen.

Nun konnten wir, nachdem wir der Bande eine gehörige Schlappe beigebracht hatten (was allerdings leicht auch umgekehrt hätte ausfallen können), flott und friedlich weiterreiten; es lag uns daran, unseren Bestimmungsort möglichst vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, und wir mußten noch eine große Anzahl Kilometer zurücklegen. Gegen Mittag trafen wir zu unserer großen Freude auf eine kleine Wasserstelle; hier stärkten wir uns und unsere müden, durstigen Tiere mit dem frischen Naß, welches dort in ziemlich großer Menge und guter Beschaffenheit vorhanden war. Unweit der Wasserstelle lag eine verfallene Farm, die bei Beginn des Aufstandes von den Hereros zerstört und durch den zu Anfang der Empörung fortwährend fallenden Regen fast völlig dem Erdboden gleichgemacht worden war. Diese Stelle wimmelte von Ungeziefer, Schlangen, großen Eidechsen und dergleichen mehr, die bei unserer Ankunft in scheuer Flucht sich zwischen die Steintrümmer verkrochen. Gerippe und Knochenreste, die von Menschen und Tieren stammten, lagen, von der heißen Tropensonne weiß gebleicht, um die Ruine herum verstreut. Nachdem wir unsere Wasserflaschen und Wassersäcke gefüllt und die Pferde reichlich getränkt hatten, bestiegen wir dieselben und ritten im gemütlichen Trabe auf einem nur noch sehr schwach erkenn-

baren, mit Gras überwucherten Pfade weiter, welcher bald durch Berge, bald im Tale entlang führte. Da dieser Weg, wie mein Vorgesetzter wußte, nach Okombahe hinleitete, verfolgten wir die Richtung des Pfades. Die Gegend, in die wir jetzt kamen, wies allmählich ein dichteres Gebüsch und Gestrüpp auf, sodaß ein Nebeneinanderreiten nicht mehr gut möglich war und wir uns oft mit Gewalt, den Hut über das Gesicht gezogen, durch das Dorngestrüpp Bahn machen mußten; die armen Pferde scheuten, von den langen, spitzen Dornen gerissen, aber die Losung hieß: „Vorwärts!" Unsere beiden Pferde waren ostpreußischer Rasse und noch ziemlich junge Tiere; ich hatte mein Pferd schon monatelang auf der Station, ritt es selbst zu und konnte mich nun gar nicht von ihm trennen. Meine Stute „Liese" machte mir das größte Vergnügen; sie blieb mir ein treuer und zuverlässiger Kamerad, der nicht nur alle Strapazen und Entbehrungen mit mir teilte, sondern mich auch — da ein gutes Pferd eine feine Witterung hat — durch sein Benehmen vor mancher Gefahr rechtzeitig warnte. Es kam oft vor, daß unsere Tiere nach einer Seite hin scheuten und mit Gewalt zum weiteren Vorwärtsgehen angetrieben werden mußten. Dann befand sich immer etwas in der Nähe, das den Pferden Grund zum Scheuen gab, wenn auch nur ein Wild, ein alsbald aufspringender Klippbock usw. Unser erster, sozusagen gewohnheitsmäßiger Griff war in allen solchen Fällen nach der Waffe; manches schöne Stück Wild hätte man gern erlegt, aber da wir es doch nicht transportieren konnten, unterblieb das nutzlose Niederschießen.

Unsere Pferde zeigten infolge der großen und beschwerlichen Reitstrecke starke Ermüdung. Aus weiter Ferne bemerkten wir zwischen einer dicht mit Klippen besetzten Schlucht mehrere größere Vögel; beim Näherkommen erkannten wir, daß es Aasgeier waren, die einen Pferdekadaver verzehrten. Als sie uns witterten, schwangen sie sich mit einigen blutigen Teilen ihres Opfers hoch in die Luft; wir fanden nur noch einige Fleischklumpen und größere Knochenteile von dem toten Tiere vor, welches wahrscheinlich dort auf dem Wege verdurstete,

ehe es die nahe Wasserstelle erreichte. Der widerliche Geruch, den diese Fleischmasse verbreitete, trieb uns schnell weiter; beim Vormarsch konnten wir die Geier beobachten, wie sie in schwindelnder Höhe die Gegend umkreisten. Kaum hatten wir uns entfernt, als sie sich — ein halbes Dutzend an der Zahl — von neuem auf die Nahrung stürzten, um den Rest zu verzehren. Später fand ich selbst Gelegenheit, ein solches Tier in der Nähe der Station Waldau bei dem Mahle eines Ases zu erlegen, wo auch etwa 6 Stück versammelt waren, und mit den fürchterlichen Hakenschnäbeln ihr Opfer zerfleischten. Ich schlich mich bis auf 50 Meter heran, immer gegen den Wind angehend, da sie eine scharfe Witterung haben und sofort in den Lüften verschwinden, wenn sie Menschen bemerken. Mit einem wohlgezielten Schusse lähmte ich dem, den ich aufs Korn nahm, beide Flügel, sodaß er sich nicht mehr in die Luft erheben konnte und durch Laufen das Weite suchen wollte. Von einer zweiten Kugel tödlich getroffen, fiel er aber bald nieder; unter krampfhaften Zuckungen schlug und biß das todwunde Tier wild um sich, was mich nötigte, ihm mit dem Kolben den „Garaus" zu machen. Ohne Hilfe konnte ich den riesigen Vogel nicht wegbringen; ich holte mir deshalb einen Reiter von der Station, stieg selbst auch aufs Pferd, und wir schleppten das große Tier zwischen uns fort, indem wir jeder an einem Flügel anfaßten. Die Pferde scheuten jedoch vor dem toten Geier, wir sahen uns daher gezwungen, abzusteigen und ihn zu Fuß mühsam weiterzuschleppen. Ein solcher Aasgeier hat gewaltige Kraft, und die Tiere sind außerordentlich gefräßig; noch im Tode trug der Erschossene große Klumpen verwesten Fleisches im krummen, festgeschlossenen Schnabel. Die Flügelspannweite schätzten wir auf 3½—4 Meter. Als wir den erlegten Geier nach der Station brachten, wollten unsere Schwarzen sofort mit Messern über ihn herfallen; ich beabsichtigte jedoch, das Tier konservieren zu lassen, die Schwarzen der Station mußten es also ausnehmen und — da es mir an sonstigen Präparaten fehlte — vorläufig mit Gras ausstopfen. Die Eingeweide wurden zu unserem größten Ekel von den

Stationskaffern mit Appetit verspeist; diese halbwilden Kerle fr—essen am liebsten das Innere der Tiere. Wenn uns ein Pferd krepierte, so brauchten wir es gar nicht beiseite zu schaffen, es war für unsere Schwarzen ein sehr willkommenes Futter. Leider konnte ich den Geier nicht aufbewahren, um ihn mit nach Deutschland zu nehmen, denn nach 8 Tagen wimmelte er von Ungeziefer, und ich mußte ihn schnell vergraben. Die Geier leisteten während des Aufstandes viel sanitäre Arbeit; sie wurden durch die Beseitigung von zahlreichem Aas sehr nützlich, weil die Leichen der gefallenen Menschen und Tiere sonst die Luft verdorben und schlimme Krankheiten hervorgerufen haben würden.

Unseren Weg fortsetzend, bekamen wir bald die Farm von Wecke und Voigt in Sicht; die Fenster standen weit offen, wir mußten deshalb vorsichtig avancieren, denn hinter jedem Fenster hätten Feinde lauern und uns schon von Weitem aufs Korn nehmen können. In der Nähe des etwas größeren Hauptgebäudes befanden sich mehrere kleine Lehmbuden, die wahrscheinlich als Arbeiterwohnungen gedient hatten. Das Terrain um die Farm war ein ziemlich freies, und wir konnten daher das Gelände mit den Augen genau absuchen, ohne das Geringste von Feinden zu entdecken. Ein unbemerktes Heranschleichen an diese Häuser erschien ausgeschlossen; so stürmten wir denn im schnellen Galopp auf das größte Gebäude los, da wir etwaigen feindlichen Kugeln auf diese Weise am wenigsten Zielfläche boten. Unsere Besorgnisse waren umsonst gewesen, die ganze Farm fanden wir öde und verlassen. Von den Hereros war sie allerdings nicht verschont worden, sie hatten alles schauderhaft verwüstet und demoliert. Sämtliche Zimmermöbel und sonstiges Inventar lagen auf dem Boden zerschlagen umher. Die Umgebung des Hauptgebäudes bildete früher eine Tabakpflanzung, die jetzt kaum mehr als solche zu erkennen war. Ein ganzer Berg von zerbrochenen Möbelstücken bedeckte die Plantage, und das Unkraut hatte alles überwuchert. Zu Beginn des Aufstandes fanden die Besitzer der Farm gerade noch Zeit, sich mit knapper Not auf den Pferden zu flüchten;

die Ansiedelung mußten sie den zerstörungswütigen Wilden preisgeben. Um diese Farm wieder vollständig in der alten Blüte herzustellen, mögen wohl lange Jahre der Arbeit nötig sein. Bei dem großen Wasserreichtum der Gegend kann dieselbe indes jedem Farmer zur dauernden Niederlassung dienen. Wir durchsuchten nun die Nebengebäude, entdeckten aber keine Spur von den Schwarzen; plötzlich fiel draußen in geringer Entfernung ein Schuß, worauf wir sofort ins Freie eilten, um den Urheber der Störung festzustellen, was uns jedoch nicht gelang. In einer der Hütten war noch eine Feuerstätte zu sehen; verschiedene Kessel und Kochgeschirre standen am Herd, ein Beweis, daß Schwarze hier erst vor kurzer Zeit ihr Mahl bereitet hatten. Der Hunger machte sich auch bei uns sehr bemerkbar — doch wo sollten wir schnell etwas hernehmen? Diese Sorge war rasch beseitigt; da es uns an Munition nicht fehlte, so wurden eben ein paar wilde Tauben, die dort massenhaft vertreten sind, von den Bäumen heruntergeschossen. Nach einigen Minuten waren die Tauben in einem Kochtopfe schon fertig zubereitet — wenn auch ohne alles Gewürz — so daß wir alsbald eine feine Taubenbouillon und das nötige Fleisch dazu genießen konnten; der knurrende Magen wurde demnach rasch befriedigt, und es schmeckte uns besser, wie in der Heimat oft die feinsten Delikatessen. Man muß sich eben in der Wildnis zu helfen wissen.

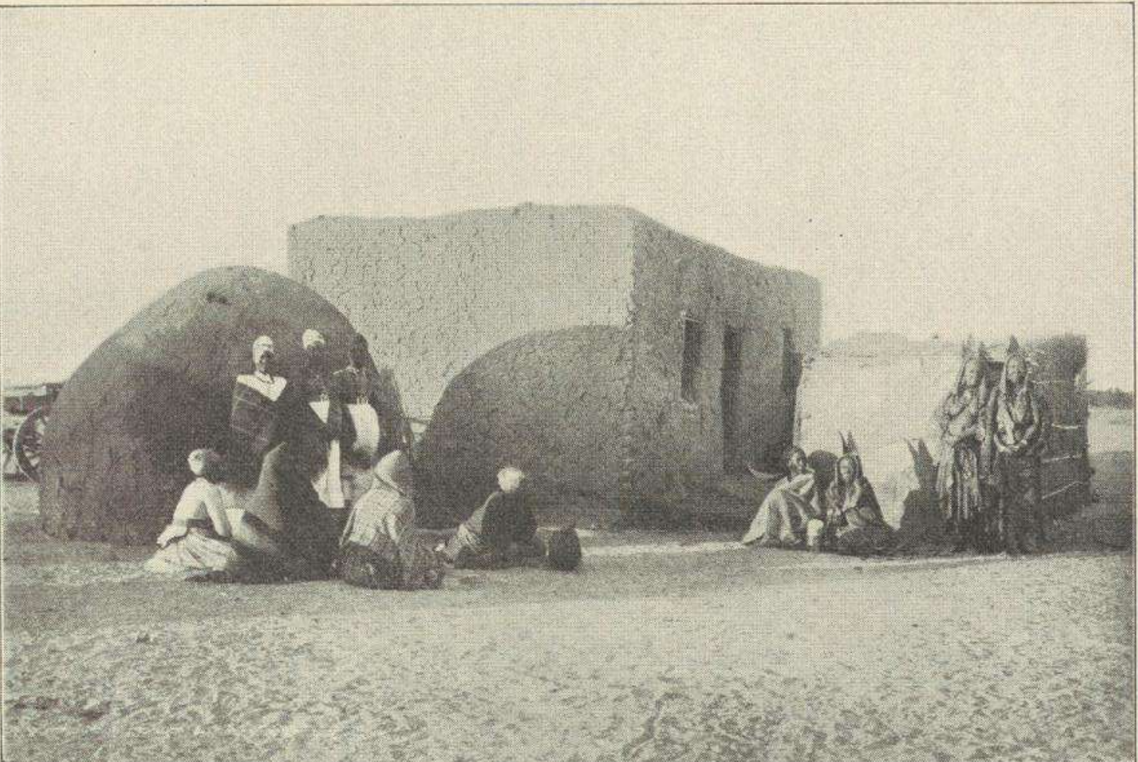
Hatten wir nun auch unser Ziel erreicht, so ärgerten wir uns doch darüber, daß wir nicht einige Schwarze lebend erwischten; die einzige Genugtuung gewährte uns der Gedanke, einige Feinde im Gefecht „erlegt" zu haben. Die Aufgabe war erledigt, und wir kehrten daher ohne weiteren Aufenthalt zu unserer Station zurück, jedoch nicht auf demselben Wege, den wir herwärts machten. So kamen wir schließlich etwa 15 Kilometer von unserer Station entfernt in westlicher Richtung an die Bahn, wo wir einer der dort liegenden Stationen (275 Kilometer), die mit 5 Mann besetzt war, einen Besuch abstatteten und dann immer an der Bahn entlang marschierend abends in unserer Station Waldau wieder eintrafen. Ein kräftiger

Schluck Rum stärkte uns hier, durch den wir uns von dem anstrengenden Ritt sogleich erfrischt fühlten. Ich zog unverzüglich auf meinen Posten, um während der nächsten 2 Stunden die Sicherung der Station zu übernehmen. Als ich abgelöst wurde, war ich doch froh, daß meine Ruhestunde kam und ich mich einmal ordentlich ausrasten konnte, was mir nach dem ereignisreichen Tagesritt sehr nottat. Dennoch machte es einem unsagbares Vergnügen, ungehindert durch die weite Steppe dahinjagen und alles, was an Wild in den Bereich der Flinte kam, abschießen zu können; man fühlte sich so frei und glücklich in der grenzenlosen Einöde, daß man später — von förmlichem Heimweh geplagt — sich aus dem Vaterlande nach diesen „besseren Jagdgründen" zurücksehnt. —

Die Patrouillenritte wurden nach allen Seiten hin ausgedehnt; da die Farmen mitunter sehr weit auseinander lagen, so mußten wir oft weite Strecken zurücklegen. Schon zwei Tage später ritten wir nach einer anderen Farm, die sich nördlich von Waldau befand, und deren einstiger Besitzer Utz hieß. Seine ganze Familie nebst einem aus Deutschland zu Besuch dort weilenden Schwager ermordeten die aufständischen Hereros in der verhängnisvollen Nacht vom 11. zum 12. Januar 1904; die Leiche der Frau fanden wir, halb in einem Düngerhaufen versteckt, beim Eintreffen dort vor. Des Besitzers und seines Schwagers Leichen waren jedoch nicht aufzufinden, und niemand wußte, wo die Überreste der unglücklichen Opfer geblieben sein konnten. Der Weg bot im allgemeinen stets dasselbe Bild: Er führte allerwärts durch dichtes Dorngestrüpp, über steile mit Felsen und Klippen bedeckte Berge oder in tiefen, düsteren Schluchten entlang, und auf allen Ritten begegneten wir fortwährend dem westafrikanischen Hochwild, das dort in Massen vorkommt. Als wir von Station Waldau aus zirka 3 Stunden geritten waren, kamen wir auf ein hohes Bergplateau, von dem aus wir die ganze Gegend zu übersehen vermochten. Tief unten im Tale lag die Utzsche Farm, welche von außen einen so friedlichen Eindruck machte, als sei hier gar nichts Schlimmes vorgefallen. Bei der Ankunft war aber alles leer,

niemand lud jetzt — wie das in den verflossenen Friedenszeiten allenthalben geschah — die ermüdeten Reiter zu einem kühlen Trunke ein; nur Totenstille und Grauen herrschten in den verödeten Räumen. Das gründliche Durchsuchen der Farm förderte keinen Schwarzen zutage; verwüstet hatten die schwarzen Mordbrenner auch hier alles in vandalischer Weise. Papiere und Briefe bedeckten den Boden, dazwischen lagen Bettfedern verstreut — die Betten rissen die Banditen auseinander —, von den ermordeten Männern war keine Spur zu sehen. Wir suchten auch die Umgebung der Farm ab, wobei eine Schar der dort so häufigen Perlhühner aufgestört wurde; jeder von uns nahm eins derselben aufs Korn, und wir schossen zwei herunter, doch hatten wir das eine nur verwundet. Ich verfolgte dieses flatternde Tier, jagte etwa 300 Meter hinter ihm her und gab schließlich noch einen Schuß darauf ab, mit dem ich es zur Strecke brachte. Da sah ich plötzlich beim Aufnehmen des toten Huhnes in dessen Nähe verschiedene menschliche Gebeine verstreut liegen; nach einigem Suchen fand ich den Schädel des einen der beiden Farmer, und so brachte diese Patrouille durch Zufall endlich Aufklärung über das Schicksal der Vermißten. Wahrscheinlich hatten Raubtiere die Gebeine dorthin verschleppt, wo sie nun schon ein halbes Jahr lagen. Mit dem Spaten gruben wir ein Loch, beerdigten die Gebeine an der Fundstelle und zogen dann traurigen Herzens ab von dieser Stätte des Grausens, wo eine junge kraftvolle Farmersfamilie, die ihr Glück im fernen Afrika suchen wollte, den elenden Mordgesellen zum Opfer fiel. Als Andenken nahm ich einen kleinen Blechbecher mit, der noch heute auf meinem Schreibtische steht und mich fortgesetzt an dieses Erlebnis erinnert.

Nachdem wir sicher waren, daß sich keine Feinde in der Nähe aufhielten, ritten wir zu der etwa 500 Meter von der Farm entfernten Hererowerft, die aus zirka 50—60 Pontoks (Eingeborenenhütten) bestand, und durchsuchten sie gründlich, aber leider ergebnislos, worauf wir die Werft den Flammen preisgaben, um das zahlreiche Ungeziefer, welches sich in diesen Höhlen jetzt eingenistet hatte, vollständig zu vertilgen.



Häuptlings-Pontok

Zivilisierte und Feld-Hereros vor ihren Pontoks

Gleichzeitig verbrannten wir allen in der Nähe lagernden Unrat, faulende Felle und sonstige appetitliche Sachen, die nicht gerade zur Verbesserung der Luft beitrugen. Der Platz eignet sich sehr gut für eine kleine Pflanzung, denn es ist reichliches und gutes Wasser vorhanden, das eine immerwährend fließende Quelle so kristallklar liefert, wie man es im ganzen Lande nur sehr selten findet. Wir unternahmen noch einen größeren Ritt durch die nahen Berge und kehrten dann am selben Tage — bedauerlicherweise ohne Erfolg gehabt zu haben — heim nach unserer Station.

An einem der nächsten Tage fanden wir als Bahnpatrouille beim Begehen der Strecke dicht an derselben ganz frische, von der letzten Nacht herrührende Hererofußspuren, die wir einige hundert Meter weit verfolgten. So kamen wir zu einer ausgebrannten Gebäuderuine, neben der sich ein kleiner Wellblechschuppen erhob. Wie wir später hörten, wurde diese Ansiedelung „Petersfarm" genannt und war Eigentum eines deutschen Ansiedlers, der gleichfalls von den Schwarzen ermordet wurde. Von der Farm sah man nichts mehr, als die bis auf den Grund ausgebrannten Mauern, alles Inventar mußte in Flammen aufgegangen sein. Nur einige größere Eidechsen und Schildkröten hatten die Wohnung zu ihrem Schlupfwinkel erkoren, aber man konnte in einer Ecke deutliche Spuren erkennen, daß auch Menschen in der letzten Nacht noch hier gehaust hatten. Die Schritte verliefen sich nach allen Seiten; wohin sie führten, ließ sich nicht feststellen. Das Zugpersonal meldete wiederholt, daß morgens, wenn sie die Bahnstrecke befuhren, Schüsse auf sie abgegeben worden waren. Um die Schwarzen abzufangen, machten wir uns eines Abends zu 3 Mann auf und marschierten von Waldau aus zu Fuß etwa 4 Stunden zur „Petersfarm", wo wir uns die Nacht über auf die Lauer legen wollten. Bei Anbruch der Dunkelheit trafen wir ein und schlichen uns vorsichtig nach der Ruine hin, verscheuchten jedoch unglücklicherweise einen Schwarm Perlhühner, die dort in der freien Steppe schliefen und nun mit großem Geschrei davonflogen, sodaß wir uns verraten zu haben glaub-

ten. Im Gebäude angekommen, fanden wir dort alles leer und verteilten uns nun so, daß wir jeden, der zur Tür hereintrat, sofort abfassen konnten, ehe er einen Laut von sich gab; ein Mann von uns stand zur Beobachtung des Vorgeländes am Fenster. Es vergingen so mehrere Stunden vollkommen ruhig und durch nichts gestört, als den Pfiff eines Nachtvogels oder das Summen von Insekten. Mitternacht war vorüber und wir dachten schon an Aufbruch — da hörten wir in der Nähe ein Geräusch wie herankommende Schritte. Uns ganz still verhaltend, um unsere Anwesenheit nicht zu verraten, lauschten wir angestrengt; nach einigen Minuten hörten wir Stimmen, die von 2—3 Mann herrührten. Wir ließen die Männer näherkommen und bemerkten bald, da die Schritte immer deutlicher wurden, daß sie dem Gebäude zustrebten. Jetzt unterschieden wir auch genau drei Stimmen und beschlossen, die Burschen lebend zu fangen. In der mondhellen Nacht erkannten wir durchs Fenster, daß zwei von ihnen je einen kleinen Sack auf dem Rücken trugen, während der dritte sein Schießeisen umgehängt hatte. Der Reihe nach ließen wir sie zur Tür hereinspazieren, faßten jeden sofort fest und machten ihn kampfunfähig. Der mit der alten Donnerbüchse Bewaffnete wollte schießen, wurde aber — wie es in der Soldatensprache heißt — so rasch „mit dem Kolben chloroformiert", daß er wie ein Mehlsack zur Erde plumpste. Mit Lederriemen banden wir den Schwarzen die Hände auf dem Rücken zusammen und transportierten sie, froh über unseren gelungenen Streich, nach der Station Waldau, wo wir beim Morgengrauen mit unserem „Fange" eintrafen. Es war schade, daß wir die verblüfften Gesichter der Gefangenen nicht sehen konnten — ich hätte Geld dafür gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihre dummen Visagen zu beobachten. Natürlich versicherten sie ihre Unschuld, baten flehentlich, wir möchten sie nicht totschießen, denn sie hätten nichts getan und seien „gut Freund mit die Dütchmen". Von ihrer Hauptabteilung, welche unter Befehl von Samuel Maharero stand, wären sie geflohen, weil sie nicht mehr „Orlog" (Krieg) mitmachen wollten. Auf die Frage,

warum sie denn ein geladenes Gewehr bei sich führten, erklärten sie, das sei für die Jagd bestimmt, um Frischfleisch zu erlangen. Da wir ihnen kein Verbrechen direkt nachzuweisen vermochten, wurden sie gut behandelt und bei Gelegenheit mit der Eisenbahn nach Okahandja geschickt, wo man sie kriegsgerichtlich vernahm. Aus ihren Erzählungen ging hervor, daß ihre Leute den Orlog schon längst satt hätten und sich gern der deutschen Regierung stellen würden; nur die Furcht vor den Häuptlingen, die vom Friedensschluß nichts wissen wollten, hielt sie davon zurück. Im Lager der Schwarzen herrsche oft ein gräßliches Durcheinander, denn es mache sich bei ihnen überall Hungersnot geltend, da das Vieh in den langen Monaten des Umherirrens nahezu aufgezehrt sei. Die Nahrungsmittel, die sie sonst von den Deutschen erwarben, wie Reis, Mehl, Kaffee, besonders aber ihre liebsten Genußmittel: Tabak und Rum, fehlten ihnen gänzlich. So hatten sich in letzter Zeit viele von ihren Stämmen entfernt und den Deutschen gestellt, von denen ihnen, wenn sie nicht Spione oder Verbrecher waren, Arbeit angewiesen wurde, sodaß sie als Gefangene ein besseres Leben führten, wie ihre hungernden Brüder im Felde. Die drei Hereros machten wichtige Mitteilungen über Stärke und Verteilung ihrer Streitkräfte, wir erfuhren somit Neues und Wertvolles vom Feinde, und unsere Nachtpatrouille war demnach recht erfolgreich gewesen.

Beim Abkochen kam eines Abends, als wir gemütlich am Feuer saßen, ein müder, abgemagerter Herero an die Station und bettelte um etwas Speise, da er „banja (viel) Hunger" habe; er sagte aus, daß er seiner Truppe entlaufen sei und sich den Deutschen unterwerfen wolle, worauf wir ihn nach Okahandja zur kriegsgerichtlichen Vernehmung sandten. Die Zeit verging uns wie im Fluge, aller Augenblicke gab es neue Ereignisse. Einmal hatte ich Gelegenheit, einem Feldgericht gegen Schwarze in Okahandja beizuwohnen; es wurden zurzeit viele Feldgerichtsräte nach dort kommandiert, damit die zahlreichen schwebenden Sachen rascher erledigt werden konnten. Vor Gericht standen 5 Mann, teils Hereros, teils Hottentotten oder

Bastards, wegen Mordes an Farmern und Beihilfe dazu. Diese Buben, denen man an ihren Galgenphysiognomien die Verbrecher von weitem schon ansah, wollten natürlich bei ihrer Gesamtvernehmung nichts von den Mordtaten, deren man sie beschuldigte, wissen, verwickelten sich dann aber beim Einzelverhöre derartig in Widersprüche, daß sie schließlich alles eingestanden, da sie sich gegenseitig verrieten. Das ging selbstverständlich nicht ohne wütende Beschimpfungen ab, die sie sich in allen Tonarten untereinander an den Kopf warfen. Auf Fragen, die deutsche Offiziere an sie stellten, gaben sie gar keine Antwort, als ob sie nicht Deutsch verständen, und dachten dadurch vielleicht freizukommen, denn sie meinten, wir könnten auch ihre Sprache nicht verstehen. Die Angeklagten irrten sich darin aber sehr, denn verschiedene Unteroffiziere und Mannschaften, auch Farmer, die schon lange im Schutzgebiete waren, beherrschten die Landessprache ausgezeichnet und dienten als Dolmetscher bei den Sitzungen. Wer diese „armen Sünder" dort stehen sah, der bekam unwillkürlich den Eindruck von ihnen, daß sie keinem Wurme etwas zuleide täten, so geknickt standen sie da. Jedem war aber das Verbrechen „auf die Stirne geschrieben"; nach langer, anstrengender Sitzung wurden mehrere, die des Mordes überwiesen waren, zum Tode, verschiedene andere zu langjähriger Zwangsarbeit und der Rest zu kleineren Strafen verurteilt. Die Todesurteile kamen noch an demselben Tage zum Vollzug mittels Erschießens, wodurch wieder einige Mordtaten an den unglücklichen Farmern ihre Sühne fanden. Leider können nicht alle schwarzen Raubmörder gefaßt werden, viele mögen auch schon den Tod im Gefecht gefunden haben, und mancher wird sich noch mit unschuldigem Gesicht voller Mordwut gegen die Weißen im Lande umhertreiben — Gewissensbisse scheinen die erbärmlichen Kerle ja nicht zu kennen.



Wegen Mordes an Farmern zum Tode verurteilte Schwarze und Bastards unter Bewachung von Klippkaffernpolizisten

VIII. Das Leben auf der Station. — Jagderlebnisse

Die „große Dürre". — Heuschreckenschwarm. — Steppenbrände. — Schlangenfang. — Jagd auf Leoparden. — Ein Jagdabenteuer auf der Eisenbahn.

In Deutschland mochte jetzt wohl Hochsommer sein, während sich hier die Temperatur — die „trockene Zeit" oder „große Dürre" — immer gleichblieb. Zu unserem Bedauern hatten wir noch keine Gelegenheit gehabt, unsere Maschinenkanone, die seit Monaten vor der Station scharf geladen bereitstand, gegen eine feindliche Übermacht zu gebrauchen, obwohl wir manchmal, wenn sich ein Schwarzer auf einer, für die Gewehre zu weit entfernten Bergkuppe bemerkbar machte, damit nach ihm schossen. Die Patrouillengänge und Ritte wurden täglich erneuert, während die auf der Station Zurückbleibenden sich mit allen möglichen kleinen Arbeiten in der Nähe beschäftigten.

Um diese Zeit überfiel uns eines Tages ein eigentümlicher Feind; es war ein großer Schwarm fliegender Heuschrecken, der auf einer Strecke von mehreren Kilometern den Erdboden fußdick überflutete. Millionen dieser gefräßigen Tiere ließen sich in der Nähe der Station nieder, den Himmel bei ihrem Herannahen gleich einer schwarzen Wolke verfinsternd. An der Stelle, wo sich ein solcher Schwarm niederläßt, ist in kürzester Zeit alles Grün total abgefressen, Pflanzungen und Gärten sind vollständig verwüstet. Der Schwarm war so dicht, daß ein durchfahrender Eisenbahnzug kaum weiterkommen konnte; die Räder mußten erst von der Masse der zerquetschten Tiere gereinigt werden. Solche Heuschreckenschwärme gehören in Südwestafrika leider nicht zu den Seltenheiten, sie kommen dort im Sommer oft vor und werden natürlich von den Plantagenbesitzern und Pflanzern sehr gefürchtet. Das einzige Mittel

zur Vertilgung wäre, die Steppe in Brand zu setzen; aber die Grasbrände entstehen ohnehin zur Zeit der Dürre schon oft genug von selbst und erreichen dann oft eine Ausdehnung von vielen Kilometern, sodaß mancher Farmer sein Vieh vor den andringenden Flammen nicht mehr in Sicherheit bringen kann und deutsche Posten oft in der Steppe durch solche Brände gefährdet wurden.

Eines schönen Nachmittags kamen unsere schwarzen Arbeiter mit großem Geschrei in die Station gestürmt und meldeten, daß sie eine große Schlange gesehen hätten, die in den Maschinenschuppen geflüchtet sei, den sie nun nicht mehr zu betreten wagten. Es machte mir immer viel Vergnügen, an Jagdabenteuern teilzunehmen, und ich beeilte mich deshalb, die Schlange aufzusuchen. Die Schwarzen zeigten mir ganz aufgeregt, wo sie verschwunden war, riefen in der Landessprache die Benennung des Tieres und gebärdeten sich, als ob ihnen die Schlange schon an den Beinen säße. Ich ergriff ein langes Stück Holz und ging zu der bezeichneten Stelle hin; da ich hohe Stiefeln anhatte, brauchte ich nicht leicht eine Verletzung zu befürchten. Schließlich stöberte ich das Tier auf, welches wildfunkelnden Auges und laut zischend aus seinem Versteck hervorkroch. Es war eine sehr schöne, gelbe Sandviper, etwa $1\frac{1}{2}$ Meter lang, eine der giftigsten Schlangenarten, welche Südwestafrika besitzt. Der Biß wirkt nach wenigen Minuten tödlich, falls nicht sofort Hilfe zur Hand ist. Die Schlange schien keine Angst zu haben, sie kam direkt auf mich los und hob den Kopf immer einige Zentimeter empor, als wenn sie mich angreifen wollte. Von den Schwarzen sah ich keinen mehr, sie hatten sich alle versteckt; so nahm ich den Kampf mit dem Tiere allein auf, aber nicht in der Absicht, es totzuschlagen, sondern ich wollte es lebend fangen, was allerdings ziemlich viel Mühe kostete. Einige Male züngelte sie sich bis an meine Stiefeln heran, ihre Giftzähne fest in die dicken Lederschäfte hakend. Schließlich wandte sich die Viper aber zur Flucht, um in einem Versteck zu verschwinden, weshalb ich sie schnell auf das freie Gelände zurücktrieb. Es gelang mir nun, das wütende Tier

nach einem leisen Schlage mit dem Holzstück zu Boden zu drücken; Kameraden, die mich in der gefährlichen Situation sahen, kamen mir zu Hilfe, indem sie mir ein leeres Gefäß — den abgebrochenen, unteren Teil einer Bierflasche — reichten, das ich der Schlange schnell über den Kopf schob. Ihre Haut war sehr glatt und die Körperbewegungen verursachten in der



Ein Klippkaffernweib

Hand ein so unangenehmes Kitzeln, daß ich das Tier nicht fest fassen konnte; ich nahm daher mein Taschentuch, ergriff sie damit herzhaft und schob ihren Vorderkörper immer weiter in die Flasche hinein, trotzdem sie sich wehrte und rückwärts aus dem Glasgefängnisse herausdrängte. Es würde, wenn die starke Otter jetzt entkommen wäre, wohl für uns alle gefährlich geworden sein, denn sie war aufs äußerste gereizt. Eiligst wurde ein großer, leerer Spiritusballon aus Glas herbeigebracht, in den wir das sich furchtbar sträubende Tier endlich nach vieler

Mühe hineinzwängten. Kaum darin, schnellte die Viper mit dem Kopfe schon wieder oben halb heraus und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie doch noch entkommen. Wir behielten aber die volle Geistesgegenwart und trieben sie mit dem langen Holzstück in den Ballon zurück, wobei sie fortwährend unter gräulichem Zischen ihre Giftzähne in das Holz schlug. So hatten wir die Schlange endlich in ihrem Gefängnis, wo sie wuterfüllt unaufhörlich hin und her raste, um sich zu befreien. Von unseren Schwarzen traute sich auch jetzt noch keiner in die Nähe des gefangenen Reptils; sie blieben in respektvoller Entfernung stehen, was uns viel Spaß machte. Ihre Hochachtung vor den Deutschen wurde noch gesteigert, als sie sahen, daß sie vor den gefürchteten Giftschlangen nicht zurückschreckten. Die Viper hatte sich endlich etwas beruhigt, nachdem ihre stundenlangen Anstrengungen, sich zu befreien, zwecklos geblieben waren; ich goß den Ballon jetzt voll Spiritus, um sie zu töten und zugleich zu konservieren. Das Tier sog den Spiritus ein und wurde dann wie berauscht; es wühlte und fauchte ganz furchtbar in dem Spiritusbade umher, worin es noch bis Sonnenuntergang — also 7 Stunden — leben blieb und dann erst unter wilden Zuckungen verendete. Aber auch der toten Schlange wagten unsere Schwarzen nicht nahe zu kommen, sie machte ihnen noch einen zu „lebendigen" Eindruck. Man bot mir für die schöne Sandviper eine größere Summe, doch verkaufte ich sie nicht, weil ich sie mit nach Deutschland nehmen wollte. Auf der Heimfahrt ist mir das Tier, ohne daß ich mir sein Verschwinden erklären konnte, leider abhanden gekommen.

Einen ähnlichen Fall, wo die Eingeborenen die größte Angst vor Schlangen zeigten, erlebte ich im Lazarett zu Okahandja. Mit mehreren anderen Rekonvaleszenten im Lehnstuhle vor der Baracke sitzend, sah ich zwei schwarze Wärter einen Abfallkübel wegtragen, als ihnen einer der Weißen im Scherze das Wort „Schlange!" in ihrer Landessprache zurief; in demselben Augenblick warfen sie den Kübel weit von sich und liefen wie toll davon; durch alles Zureden, es sei nur ein Spaß gewesen und keine Schlange vorhanden, ließen sie sich nicht bewegen,

an den Ort zurückzukehren. Die Schwarzen haben allgemein eine entsetzliche Furcht vor Schlangen, weil viele von ihnen durch Schlangenbisse getötet werden. Ich hatte an dem Schlangenfang Gefallen gefunden und begab mich in meiner Freizeit oft mit einem langen, starken Stocke bewaffnet, ins Gebüsch, sobald mir eine Otter gemeldet wurde; es gelang mir auch, mehrere Schlangennester aufzufinden, aber obgleich ich manchmal stundenlang vor einem solchen Loche auf der Lauer stand, hatte ich nie wieder das Glück, eine Schlange außerhalb ihres Verstecks anzutreffen. Meine Vorliebe für Schlangen brachte mir den Namen „Schlangenfänger" ein, doch machten mir auch alle anderen Arten gefährlicher Jagd großes Vergnügen.

Unsere Schwarzen berichteten eines Tages, daß sie in einem nahen Flußrivier Spuren von größerem Raubzeug gefunden hätten, welche von Leoparden oder Hyänen herrührten. Gegen Abend zog ich in Begleitung eines Kameraden nach dem bezeichneten Platze und wir postierten uns dicht bei einer Wasserstelle, die sich dort befand, da wir annahmen, daß die Raubtiere in der Dunkelheit an diese Stelle zur Tränke gingen. Hinter einem Busche legten wir uns auf den „Anstand"; schon nach kurzer Zeit bemerkten wir bei dem herrschenden Halbdunkel einen großen Schatten außerhalb des Gebüsches, konnten jedoch nichts Bestimmtes unterscheiden. Den Augen nach, die in der Finsternis ein grünliches Licht gaben, mußte es ein Leopard sein. Der Mond trat hervor, und nun erkannten wir deutlich die Flecken des Leopardenfelles. Jetzt vermochten wir unsere Jagdlust nicht länger zu zügeln und schossen auf das Tier los, das wir aber in der Erregung wahrscheinlich nicht trafen; der Leopard stieß ein fürchterliches Wutgebrüll aus und verschwand mit großen Sätzen in der Steppe. Zwar nahmen wir die Spur sofort auf, bekamen ihn aber leider nicht mehr zum Schusse. Wie wir dann von erfahrenen Raubtierjägern hörten, ist es nicht ratsam, auf solche Tiere unsicher zu schießen, da dies für den Schützen leicht verhängnisvoll werden kann, denn die Tiere greifen, wenn sie angeschossen sind, den Jäger an. Wir ließen uns das zur Warnung dienen, als wir bald darauf beim

Befahren der Bahnstrecke (wir bildeten die Bedeckungsmannschaft) wieder einen ausgewachsenen, schön gezeichneten Leoparden aufscheuchten, der uns in einer Entfernung von etwa 300 Meter gegenüberstand, aber beim Näherkommen des Zuges die Flucht ergriff; 3 oder 4 Junge sprangen zu unserem Erstaunen in gewaltigen Sätzen hinter ihm her. Im Fliehen bot das prächtige Tier ein schlechtes Ziel, und für einen sicheren Schuß war außerdem die Entfernung zu groß; so mußten wir leider das Schießen darauf unterlassen, obgleich wir sehr gern wenigstens eins von den schon gut herangewachsenen Jungen erlegt hätten.

IX. Hendrik Witboi und der Treubruch der Hottentotten. — Landungsarbeiten in Swakopmund

Der Hottentottenaufstand. — Die Schlacht am Waterberge. — Witbois Treubruch. — Unruhen im feindlichen Lager. — Militärtransporte nach Süden. — Mangel an Kolonialtruppen. — Die Matrosen werden nach Swakopmund beordert. — Viehlandungsarbeiten in Swakopmund. — Walfischbai. — Starke Brandung, schwere Landung. — Verderbende Konserven. — Auf der Signalstation. — Die „Vineta". — Nebel. — „Schiff in Sicht!" — Strandung der „Gertrud Woermann". — Rettungsarbeiten. — Bau einer neuen Landungsbrücke. — Kaisers Geburtstag in Swakopmund. — Das Marine-Expeditionskorps sammelt sich. — Unsere Einschiffung auf der „Lulu Bohlen".

Zu unserer nicht geringen Überraschung lief eines Morgens die telephonische Meldung bei den Stationsbesatzungen ein, daß in der Nacht sämtliche bisher treugebliebenen Hottentotten und Witbois nebst ihrem Anführer Hendrik Witboi mit Waffen und Munition, die sie von den Deutschen erhielten, „desertiert" seien und ihr Führer unserem Hauptkommando gleichzeitig brieflich den Krieg erklärt habe. Es war bekannt geworden, man wolle den Schwarzen nach dem Aufstande die Gewehre abnehmen, was sie wohl mißverstanden hatten; dies trug jedenfalls dazu bei, daß sie sich aus dem Staube machten, was überall größtes Aufsehen erregte. Der Bekanntmachung von dem Treubruch schloß sich noch die Order an, alle Hottentotten, die uns zu Gesicht kämen, seien sofort gefangen zu nehmen, zu entwaffnen und dem Hauptquartier zuzuführen. Die letzten Gefechte waren sehr erfolgreich für uns ausgefallen; in der Schlacht am Waterberge, wo der Hauptschlag geführt wurde, indem wir mit einer Macht von 6000 bis 7000 Mann und über 100 Feldgeschützen oder Haubitzen die Schwarzen umzingelten, brachten wir ihnen große Verluste

bei, so daß Tausende von Hereroleichen das Schlachtfeld bedeckten. Trotzdem sich die Hauptmacht der Feinde an einer schwachen Stelle der Einkreisung durchgeschlagen hatte, glaubten wir an eine baldige Beendigung des Aufstandes. Nun änderte sich mit einem Male durch das Abfallen des alten Hendrik und seiner Leute die Sachlage; niemand hätte geglaubt, daß Hendrik Witboi, der schon im hohen Greisenalter stand und stets im besten Einvernehmen mit den Deutschen lebte, treulos werden könnte, und wir sahen uns ganz unerwartet einem neuen, starken Feinde gegenüber. Die am Waterberge entkommenen Hereros flüchteten in alle Schlupfwinkel des Landes; kleinere Banden durchzogen überall raubend und mordend das Kolonialgebiet. Das war der Moment, wo auch für uns — wie damals im Burenlande für die Engländer — der richtige Guerillakrieg begann. Verschiedene Hererobanden schlossen sich den Hottentotten an, die als Feinde mehr zu fürchten sind, als die Hereros, denn sie besaßen alle unsere guten, modernen Schußwaffen und massenhafte Munition; auch ist der Hottentotte ein viel besserer Schütze, als sein schwarzer Bruder. Viele Hottentottenleute hatten bei ihrer Ausbildung nach dem deutschen Exerzierreglement unsere Kriegskunst kennen gelernt und dadurch anfänglich während des Aufstandes die besten Dienste gegen die Hereros geleistet.

Den alten Hendrik Witboi zu sehen, fand ich mehrmals Gelegenheit; er stand bei unseren farbigen Truppen im Range eines Feldwebels und seine Leute leisteten ihm unbedingten Gehorsam, nicht bloß als Häuptling, sondern auch als militärischem Vorgesetzten. Hendrik schrieb und sprach sehr gut deutsch; wenn ich nicht irre, hatte er Deutschland früher besucht und mußte also — da er unsere starke Truppenmacht kannte — wissen, daß wir Soldaten genug besaßen, die ihn, nach Afrika gesandt, vernichten konnten. Dennoch ließ der alte Mann sich von den jüngeren Hottentotten beschwatzen, obwohl er wußte, daß er mit seinem Revoltieren auf die Dauer nichts erzielte. Man verstand es, ihn zu betören und zum Bruche seines Vertrags mit Deutschland zu veranlassen. Von nun an schien



×
Der Hottentottenführer Hendrik Witboi (×) mit seinem Stabe und verschiedenen Unterhäuptlingen

Hendrik das Oberkommando über alle aufrührerischen Schwarzen — Hereros, Kaffern und Bastards — zu führen; der Oberkapitän der Hereros war nach der Schlacht am Waterberge in der Erkenntnis, daß er doch unterliegen müsse, und aus Angst, den Deutschen in die Hände zu fallen oder wohl gar von seinen Leuten an diese ausgeliefert zu werden, nach dem englischen Schutzgebiet geflohen. Zwischen den verschiedenen feindlichen Stämmen brachen, wie wir durch Überläufer erfuhren, Zwistigkeiten und Unruhen aus; das Volk wurde unwillig, murrte und wollte die großen Entbehrungen, Hunger und Durst nicht länger ertragen, zumal, da auch ihr Viehbestand infolge der umfangreichen Annektionen seitens unserer Truppen aufs äußerste zusammenschmolz. Dazu kamen alle möglichen Krankheiten unter den Feinden, denen Hunderte erlagen, weil ihnen Pflege und ärztliche Hilfe für die Verwundeten gänzlich fehlten. Fanatiker gab es allerdings noch genug im Lager der Schwarzen, die bis auf den letzten Mann zu kämpfen entschlossen waren und den Sieg mit einem unglaublichen Optimismus erhofften; diese schlossen sich nun den aufständisch gewordenen Hottentotten unter ihrem Führer Hendrik an.

Unsererseits wurden sofort Anordnungen getroffen, daß die Hälfte der oben im Norden (Hereroland) stehenden deutschen Truppen nach dem südlich gelegenen Hottentottengebiete abgingen, um dort ein weiteres Ausdehnen des Aufstandes zu verhindern. Leider kamen die Hilfstruppen zu spät dahin, so daß sie schon viele deutsche Farmer ermordet und ihre Ansiedelungen zerstört vorfanden. Die dort ansässig gewesenen Hottentotten hatten sich auf den Kriegspfad begeben und lauerten unseren, von Durst und Marschstrapazen erschöpften Kameraden hinter jedem Busche auf, ihnen von allen Seiten ein wohlgezieltes Feuer entgegensendend, wodurch sie ihnen große Verluste beibrachten. Alle von Deutschland aus unterwegs befindlichen Truppentransportschiffe landeten nicht mehr in Swakopmund, sondern gleich drei Tagereisen südlicher in Lüderitzbucht, von wo jedoch damals noch keine Bahn ins Innere ging, so daß die langen, beschwerlichen Märsche

und Verproviantierungen zu Fuß und per Lastwagen erfolgen mußten. Auch von Lüderitzbucht führte der Weg Hunderte von Kilometern weit durch furchtbare, wasserlose Sandwüste; die neuen Truppen hatten daher sofort mit den größten Schwierigkeiten der Landesverhältnisse zu kämpfen. Es stellte sich bald heraus, daß die Truppennachschübe für den neu erstarkten Feind nicht ausreichten, und man war genötigt, von den Stationen und Etappen alle entbehrlichen Mannschaften den nach Süden gehenden Kompagnien zuzuteilen. So sollte auch ein Teil der Leute des Marine-Expeditionskorps, die sich auf den Stationen von den Strapazen etwas erholt hatten, wieder mit nach dem Süden abrücken; aber es kam plötzlich Gegenbefehl, und die sämtlichen aus Matrosen bestehenden Abteilungen wurden an die Küste nach Swakopmund beordert, um die dortigen überaus schwierigen Landungsarbeiten unter Leitung des Oberleutnants Claassen regeln zu helfen.

Bisher waren dort nur Zivilpersonen tätig gewesen, die aus Deutschen, Engländern, Italienern und Buren bestanden; da diese Arbeiter im Landungsdienste keine Übung hatten, erwuchsen bei kleinen Leistungen große Unkosten, und deshalb entschloß man sich, geübte Mariner dorthin zu kommandieren. Wir mußten also unsere liebgewonnenen Stationen verlassen und die Reise nach Swakopmund antreten. Verschiedene Kameraden wiegten sich in der freudigen Hoffnung, nach der Heimat zurückkehren zu können, denn unter den, von allen Orten her dort zusammenströmenden Marinemannschaften waren viele, die ihrer Dienstzeit genügt hatten und nun ihre Entlassung erwarteten. Von der alten Habicht-Besatzung vereinigten sich hier u. a. 12 Mann, und die Zeit nahte heran, wo die Mannschaften des damals nach Kamerun zurückgesandten „Habicht“ wieder abgelöst wurden, denn die Besatzung der afrikanischen Kriegsschiffe pflegte sonst jedes Jahr zu wechseln. In dieser Hoffnung sahen sich alle bitter getäuscht; als wir in Swakopmund ankamen, verteilte man uns sogleich an die Landungsarbeiten. Eine Anzahl Mariner mußten von den auf der Reede liegenden Woermann-Transportschiffen das an-

gekommene Vieh auf provisorisch zusammengezimmerten Holzflößen an Land bringen; eine andere Abteilung nahm die gelandeten Tiere in Empfang und trieb sie nach den Sammelkraalen, von wo aus sie dann weiter ins Innere transportiert wurden. Beide Kolonnen versahen diesen Dienst abwechselnd. Die Landungsverhältnisse in Swakopmund sind derartig schwierige, daß wir fortwährend unter Aufbietung unserer



Matrosen beim Viehlanden auf der Reede von Swakopmund

ganzen Kraft mit dem nassen Element angestrengt zu kämpfen hatten. Oft standen wir bis an die Hüften im Wasser auf einem solchen, mit 30—35 Stück Großvieh beladenen Floß, das vom Lande aus durch die 15—20 Meter hohen schweren Brandungswogen gezogen wurde. Zuweilen strandete dabei auch ein derartiges Floß, auf dem sich immer 2—3 Mann Begleitung befanden; das Vieh mußte dann ertrinken, und den Matrosen gelang es nur durch die größte Geistesgegenwart, sich schwimmend an den Strand zu retten. Mir passierte es eines Tages, daß ich, auf dem Floß stehend, von einer hoch-

gehenden Brandungswelle rücklings getroffen und zwischen eine Anzahl Maulesel geschleudert wurde, die den „Eindringling“ mit Hufschlägen übel zurichteten, ehe es mir möglich war, mich herauszuarbeiten und aufzustehen. Ich konnte noch froh sein, daß ich nicht vom Floß heruntergespült worden war, denn wer weiß, ob ich überhaupt wieder zum Vorschein gekommen wäre. Die Flöße kamen nie ganz bis an das Land heran, da sie sich hier leicht festgesetzt hätten; das Vieh jagten wir herunter und zwangen es, vollends an Land zu schwimmen. Ein Signal teilte dem Schiffe mit, daß das Floß leer war; es wurde darauf von dem draußen auf der Reede liegenden Schleppdampfer an den Seedampfer herangeholt und von neuem beladen. Auf diese Weise ging das Landen der so notwendig gebrauchten Zugtiere viel schneller als bisher vonstatten; früher hatte man sie einzeln auf kleinen Landungsbooten befördert und jedes Stück mühsam an den Strand gezogen. Wir brachten in einem Monat 3—4000 Stück Vieh an Land; die größte Leistung waren zirka 6000 Stück Groß- und Kleinvieh, die wir innerhalb 4 Wochen landeten, was bei den dortigen äußerst ungünstigen Landungsverhältnissen gewaltige Arbeit kostete. Hätten uns die Engländer gestattet, in der Walfischbai — einem mitten in unseren südwestafrikanischen Kolonien liegenden, aber zu ihrem Schutzgebiete gehörenden, ganz ruhigen Hafen — Truppen und Vieh zu landen, so würden wir sehr viel Zeit und Mühe gespart haben und unsere Streitkräfte wären bedeutend schneller nach dem Süden gekommen. Schaden wäre England dadurch nicht erwachsen, da die Märsche nur durch sandige Steppenstrecken geführt hätten; die Kapregierung glaubte aber wohl aus politischen Gründen dies nicht bewilligen zu können. Häufig ergaben sich noch besondere Schwierigkeiten beim Landen, und an manchen Tagen war es des hohen Seeganges wegen überhaupt unmöglich, weil die Verbindung von Land zu Schiff durch die, bei stürmischer See kolossale Brandung gänzlich abgeschnitten wurde. Die See sah, wenn es stürmte, einem großen Schneetreiben ähnlich, Schaum und Gischt wälzten sich in mächtigen weißen Bergen dem Lande zu. Das Entladen

des Viehes mußte an solchen Tagen unterbleiben; wir verluden dann vom Proviantschuppen aus Kisten nach der Bahn oder schleppten schwere Hafersäcke und große Heuballen, die zu Tausenden in Swakopmund aufgestapelt lagen. Ein Teil davon verfaulte hier, denn es konnte wegen Mangels an Transportmitteln nicht alles schnell genug nach dem Innern befördert werden. Da nicht genügend Lagerschuppen vorhanden waren, verdarben auch größere Mengen von Konserven und sonstigen Lebensmitteln durch den schnellen Wechsel von Hitze und Kälte, doch ließ sich das leider nicht vermeiden, obgleich jeden Tag 3—4 vollbeladene Züge und viele Ochsenwagen mit Proviant abgingen; die letzteren brauchten 5—6 Wochen, bis sie an ihrem Bestimmungsorte ankamen. Zur Beaufsichtigung des mit Kriegsmaterial und Proviant vollgepackten Reserveschuppens hatten wir eine Wache zu stellen, da sonst von den fremden Arbeitern viel hätte gestohlen werden können; wer bei einem solchen Diebstahlsversuch abgefaßt worden war, wurde streng zur Rechenschaft gezogen.

Sobald sich die See etwas beruhigte, nahmen wir unsere Landungsarbeiten wieder auf. Unsere größte Freude war es immer, wenn — was etwa aller 8—14 Tage geschah — von Norden her ein deutscher Dampfer in Sicht kam, der uns Neuigkeiten aus der Heimat, namentlich auch Briefe brachte. Beim Einlaufen eines solchen Dampfers stürmte die gesamte Zivilbevölkerung Swakopmunds in das Postgebäude, um sich ihre Korrespondenzen selbst abzuholen; niemand wollte warten, bis man ihnen die Post in die Wohnungen brachte. Ich hatte früher einen Kursus in der Signalausbildung absolviert und kam bald als Wache auf die Swakopmunder Signalstation, woselbst wir zu 2 Mann abwechselnd Posten standen, um Mitteilungen zwischen Land und Schiff auszutauschen, den Ozean mit dem Fernglas abzusuchen und vorüberfahrende, sich nähernde Dampfer sofort dem Etappenkommando zu melden. Zu dieser Zeit (es war im November) lag auch der Kreuzer „Vineta" auf der Swakopmunder Reede vor Anker, welcher vorher in der Südsee stationiert gewesen war und nun von

Venezuela aus die Rückreise nach der Heimat über Afrika angetreten hatte. Es herrschte größter Jubel bei uns, als wir endlich wieder ein deutsches Kriegsschiff — das ja gewissermaßen die „Garnison" der Kaiserlichen Marine bildet — in der Nähe wußten, denn es vergingen oft Monate, wo wir weder die See, noch ein Schiff zu sehen bekamen, sondern andauernd die „reitende Gebirgsmarine" darstellten. Die Mariner boten hinsichtlich ihrer Uniformen zurzeit ein buntes Durcheinander; wir erschienen teils in voller Schutztruppenuniform, teils halb als Schutztruppler und halb als Mariner gekleidet, denn die meisten von uns hatten keine anständige Marinekleidung mehr im Besitz, weil unsere Uniformen im Felde vollständig aufgebraucht worden waren. An Bord sprachen wir den geistigen Getränken, die hier wesentlich billiger sind, als am Lande, fleißig zu und stärkten uns so zur schweren Arbeit.

Seit mehreren Tagen war schon ein Truppentransportdampfer aus Deutschland fällig, der gar nicht eintreffen wollte. Da die stürmische See den Dampfern vielfach im Weiterkommen hinderlich ist und sie mitunter ganz aus ihrem Kurse drängt, so hofften wir das Schiff jede Stunde einlaufen zu sehen. An der Küste herrschte jetzt öfter tagelang dichter, schwerer Nebel, der die Landungsarbeiten sehr störte; so war auch die letzte Nacht neblig gewesen und man konnte am Morgen bei Sonnenaufgang die auf der Reede vor Anker liegenden Schiffe nicht erkennen. Als die heiße Sonne endlich den Nebel verdrängte, bemerkte ich, da ich auf Signalwache stand, außergewöhnliche Vorbereitungen des Kreuzers „Vineta", welcher dann auch — obgleich bekannt war, daß er noch längere Zeit hier liegen bleiben würde — Dampf aufmachte, als wenn er in See gehen wollte. Kurz darauf erschien mit der zur „Vineta" gehörenden Pinasse (ein kleines Dampfboot, wie jedes große Schiff 1—2 besitzt) ein Offizier des Kreuzers, der im Eilschritt dem Etappenkommando zustrebte. Der Nebel verschwand inzwischen vollständig und ich erblickte nun in nördlicher Richtung weit hinten am Horizonte durch mein scharfes Fernglas etwas verschwommen ein Schiff, das sich aber nicht zu bewegen schien. Sofort

meldete ich: „Schiff in Sicht!“ und erfuhr hierauf, daß das Schiff auf einer Bank festsaß. Der verunglückte Dampfer — es war die „Gertrud Woermann“ — hatte noch in der Nacht in Swakopmund einzutreffen beabsichtigt, verirrte sich aber infolge des unsichtigen Wetters von der Einfahrt und lag nur etwa 30 Kilometer vom Lande im seichten Wasser auf Strand. Die sogleich aufgelassenen Signalraketen konnten



Getreidebehälter der Ovambo-Neger im Norden des Schutzgebietes (im Hintergrunde Hütten)

des Nebels wegen in Swakopmund nicht bemerkt werden, weshalb sich morgens der erste Offizier in der Dampfbarkasse dahin auf den Weg machte; er stieß zunächst auf den an der Reede liegenden Kreuzer „Vineta“, der sofort Dampf aufmachte, um dem gestrandeten Schiffe die erste Hilfe zu bringen. Sobald bekannt wurde, daß Menschen und Vieh gefährdet seien, rückten wir — das ganze, in Swakopmund liegende Marine-Landungskorps — im Verein mit den Eisenbahntruppen, Pionieren und sonstigen entbehrlichen Mannschaften

zu Fuß in Eilmärschen der Küste entlang nach der Richtung hin, wo die „Gertrud Woermann“ gestrandet war. Dort lag dieser Dampfer ganz majestätisch, von der wilden Brandung umspült. Ein Teil seiner Passagiere hatte sich in Booten bereits an Land gerettet, alle übrigen standen, bleich von der aufregenden Nacht, die sie durchlebten, mit Schwimmgürteln bereit, um bei völligem Untergang des Dampfers ihre Rettung durch Schwimmen zu versuchen. Wilder Lärm herrschte auf Deck; Menschen liefen durcheinander, Pferde wieherten und stampften, denn man hatte die Tiere, da in die untere Hälfte des Schiffes das Wasser schon eindrang, schnellstens an das Oberdeck bringen müssen. Die „Gertrud Woermann“ war gegen Mitternacht gestrandet; der Kapitän glaubte, er sei an der Einfahrt, sehen konnte er bei dem schweren Nebel nichts und sogar das Leuchtfeuer von Swakopmund war nicht zu bemerken. Er mußte also auf gut Glück den Hafen zu gewinnen suchen und fuhr sich dabei leider so total fest, daß ein Abkommen unmöglich schien. Swakopmund liegt in einer kleinen Bucht; etwa 30 Kilometer nördlich davon ragt eine Sanddüne weit in das Meer hinein. In der Annahme, daß man sich auf dem richtigen Fahrwasser in die Bucht befände, hatte der Kapitän eine halbe Stunde zu früh auf Land lossteuern lassen. Der erste Anprall, welcher ziemlich heftig war, schreckte sämtliche Passagiere aus dem Schlafe und alle stürmten an das Oberdeck, wo man ihnen erklärte, daß sie auf eine unbedeutende Sandbank geraten seien. Das Kommando, die Maschine mit voller Kraft rückwärts arbeiten zu lassen, wurde sofort auf das exakteste ausgeführt; der Dampfer kam dadurch etwas los, fuhr aber dann von neuem mit Volldampf gegen die Sandbank, um sie zu überqueren, was jedoch das gänzliche Festfahren zur Folge hatte. Der Eisenkoloß bohrte sich mit aller Gewalt zwischen die im Meere unter dem Sand versteckten Korallenriffe und Klippen, welche die Schiffswände durchbrachen und in den Innenraum drangen, große Löcher in den Schiffsrumpf reißend. Trotz größter Anstrengungen konnten mit sämtlichen Pumpen die eindringenden Wassermassen nicht mehr herausgeschafft wer-

den, sondern stiegen von Minute zu Minute höher, so daß bald die Feuerungen und Kesselräume vollständig unter Wasser standen, die Dampfkraft also versagte. Die Heizer konnten sich in Sicherheit bringen, Menschen waren demnach nicht verunglückt, aber die Kessel hätten leicht explodieren können; Sprengstoffe und Munition, die sich auf dem Dampfer befanden (er war für die Schutztruppe bestimmt) würden dann in die Luft gegangen und das ganze Schiff zweifellos mit allem, was sich darauf befand, zerstört worden sein.

Wir begannen sofort damit, die Mannschaft und das Vieh an Land zu schaffen, doch das bildete eine sehr schwierige Aufgabe. Von Swakopmund aus wurden unverzüglich mit Dampfer und Schlepper die dort zur Viehlandung benutzten Flöße herangeholt, mit deren Hilfe Mannschaften und Tiere durch die starke Brandung hindurch glücklich aufs Trockene gebracht wurden. Dann ging es an die Bergung des Proviants, soweit er noch über der Wasserlinie lag; man verlud ihn auf den Kreuzer „Vineta" und die übrigen Dampfer, die von Swakopmund zur Hilfe herbeigeeilt waren. Leider ging viel verloren, denn das eingedrungene Wasser beschädigte die Waren bis zur Unbrauchbarkeit, und die Hälfte der Ladung konnte überhaupt nicht mehr geborgen werden, weil es an elektrischen Lichtapparaten fehlte, um die tiefer liegenden, überschwemmten Schiffsteile zu beleuchten. Acht Tage arbeitete man an der Bergung, der Schaden war aber doch ein großer für die Woermann-Linie, welche in letzter Zeit schon sehr viel Unglück gehabt hatte. Während des Aufstandes waren 3 Dampfer von ihr gestrandet und untergegangen, außerdem wurden 2 völlig zerschellte Schlepper dieser Linie auf der Swakopmunder Reede an Land geworfen. Es war traurig anzusehen, daß die „Gertrud", ein solcher Ozeanriese, nun so hilflos und verlassen dalag, von den Meereswellen umwogt, bis sie nach einigen Monaten immer mehr in sich zusammenbrach. Die Besatzung des Kanonenbootes „Habicht" sprengte dann die beiden mächtigen Schornsteine, damit sie von der See kommende Dampfer nicht irreführten.

Die auf der „Gertrud Woermann" forttransportierten Pferde (zirka 200 Stück) holten wir glücklich herunter und brachten sie an Land, wo sie zu mehreren aneinandergebunden an der Küste entlang nach Swakopmund getrieben wurden. Menschen und Tiere mußten, obgleich sie sich von der langen Reise und den mit einer solchen verbundenen Krankheiten noch nicht erholt hatten, gleich am ersten Tage der Landung einen etwa 30 Kilometer langen Weg durch die südafrikanischen Sanddünen zurücklegen und kamen total ermattet in Swakopmund an. Das Unglück der „Gertrud Woermann" mochte für die Angehörigen der bei diesem Transporte befindlichen Mannschaften sehr beängstigend geklungen haben, als sie durch die Zeitungen davon erfuhren, daß ihre Söhne auf der ersten Seereise gestrandet seien und ihre Hinfahrt ein so unheilvolles Ende genommen habe. Glücklicherweise ist kein Menschenleben dabei verloren gegangen; in der ersten Aufregung ereigneten sich zwar verschiedene leichtere Unfälle, doch lief die ganze gefahrvolle Strandung mit einigen Arm- und Beinbrüchen recht glimpflich ab. Nach einer Woche Rast waren die Mannschaften marschfähig, sodaß sie ins Innere abrücken konnten.

Wir mußten nun unsere alte Arbeit des Viehlandens wieder aufnehmen. Aus Deutschland kam noch ein zweites Eisenbahnregiment an, welches die Aufgabe hatte, eine neue — etwa 400—450 Meter in das Meer hineinreichende — Landungsbrücke herzustellen. Zu Anfang des Aufstandes spülte die brandende See die neue Mole von Swakopmund, deren Bau erst kurz vorher vollendet worden war, zum Teil wieder weg, die kostspielige Arbeit wurde dadurch vernichtet. Viele kleine Flüsse, die hier mündeten und zur Regenzeit den Sand vom Innern des Landes bis zur Mündung führten, bewirkten mit der Brandung zusammen eine immer mehr zunehmende Versandung der Bucht; es konnte infolgedessen nur während der Flut, die nicht länger als einige Stunden anhält, gelandet werden, bei Ebbe war das Landen unmöglich, und die Arbeiten standen still. Auf der Reede lagen oft bis zu 10 mit Proviant beladene Dampfer, die wegen des mühsamen Landens nicht gelöscht

werden konnten. Fünf riesige Dampfkräne waren auf der Mole errichtet, um den Inhalt der Dampfer, der mittels eines großen „Leichters“ (Landungsbootes) an die Mole geschleppt wurde, in die dort bereitstehenden Eisenbahnwagen zu verladen. Um ein bequemeres Löschen zu erzielen, waren aus Deutschland zwei Baggermaschinen geschickt worden, die den



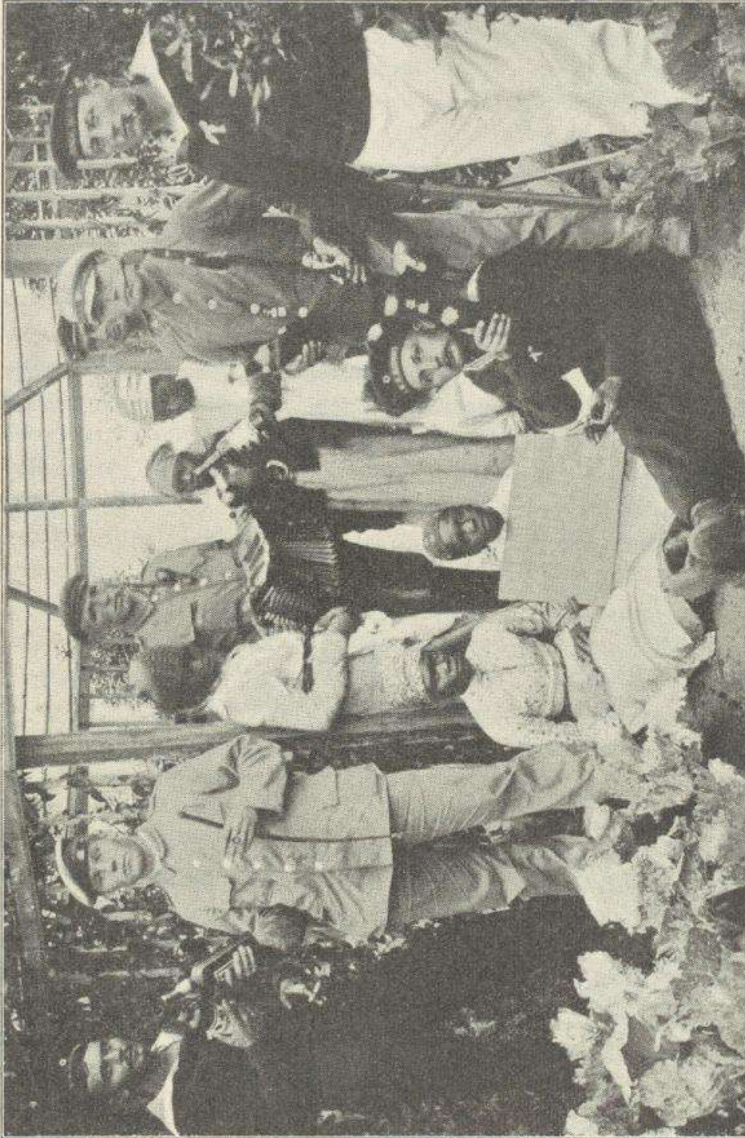
S. M. S. „Habicht“ Woermann-Dampfer

Die Reede von Swakopmund mit der neuen Landungsbrücke (rechts)

Hafen ausbaggern sollten; doch erwies sich das als vergebliche Mühe. Was man bei Tag ausgebaggert hatte, spülte der nachströmende feine Flußsand in der Nacht wieder zu, so daß die Baggermaschinen ihre Danaidenarbeit bald einstellten. Nun begann das zweite Eisenbahnregiment etwa 500 Meter von der alten Mole entfernt mit der Erbauung eines provisorischen Peers, der dazu dienen sollte, das Landen zu erleichtern. Genügendes Material war in Kürze herbeigeschafft, und man konnte an die Arbeit gehen. Da der Strand sandig und mit

vielem Gestein durchsetzt ist, ging die Arbeit nur langsam vonstatten, denn bei jedem Pfahl, den man einrammen wollte, mußte man erst das Gestein sprengen, um festen Halt für die großen, aus Pfählen zusammengesetzten Holzpfeiler zu gewinnen. Wegen Mangels an ausreichenden Arbeitskräften sah man sich genötigt, die in Swakopmund lagernden Marinemannschaften zum Bau mit heranzuziehen, und wir mußten, obwohl wir noch nie solche Arbeiten verrichtet hatten, tüchtig zugreifen. Nachdem die Strapazen des Aufstandes kaum überwunden waren, standen wir hier schon wieder vor einer neuen, schweren Aufgabe. So verbrachten wir in angestrengter Tätigkeit über ein halbes Jahr in Swakopmund, und Kaisers Geburtstag nahte endlich von neuem heran. Zum ersten Male, seit wir Matrosen die Heimat verlassen hatten, konnten wir diesen Festtag hier fröhlicher feiern, als unsere anderen im Felde kämpfenden Truppen, denn wir waren nicht mehr von Feinden umgeben; schon lange zeigten sich keine streifenden Banden mehr in der Nähe Swakopmunds. Lebhaft erinnerten wir uns dabei der letzten Kaisergeburtstagsfeier, wo wir uns in Karibib im Belagerungszustande befanden und den schönen Tag traurig voll ernster Besorgnisse verbrachten. Aus den Mannschaften hatte sich eine kleine Kapelle gebildet, und so hörten wir nach langer, strapazenreicher Zeit mit Freuden wieder heimatliche Musikklänge, die uns ganz fremd geworden waren; im Felde gab es keine Musik, wir spielten den Schwarzen dort mit anderen Instrumenten auf. In einem großen Zelte verbrachten wir festlich gestimmt den Tag; an Getränken fehlte es nicht, da jeder neu ankommende Dampfer sie in Hülle und Fülle mitbrachte. Seit die Marine in Swakopmund war, herrschte dort reges Leben; alle Kameraden hatten sich schwarze Liebchen angeschafft, mit denen wir Arm in Arm durch den Ort spazierten und manche vergnügte Stunde verlebten.

Der Freude wurde aber bald ein Ende gemacht; wir erfuhren jetzt, daß unsere Heimreise nicht mehr fern sei, und nun war es mit der Lust zum Arbeiten vorbei. Zunächst bildeten wir unter uns eine lustige Musikbande mit teilweise selbstver-



Ein vergnügtes Stündchen in Swakopmund (8 Tage vor der Heimreise)

fertigten Instrumenten und zogen dann mit unseren Trommeln eigenen Fabrikats, Harmonikas und anderen Spektakelgegenständen aus einer Swakopmunder Kneipe in die andere, was manchem sein in langen Monaten schwer erspartes Geld kostete. Schließlich kam der Tag unserer Abreise. Der Dampfer „Lulu Bohlen“, welcher neue Truppen aus Deutschland auf den Kriegsschauplatz brachte, sollte uns über den Ozean nach der Heimat zurückbringen. Schon einige Tage vorher hatten wir unsere sieben Sachen zusammengepackt und diese waren alsbald auf den Dampfer verladen worden. Mit jedem Zuge kamen aus dem Innern truppweise die letzten Reste des, in größter Eile aus allen Gegenden zusammengezogenen Marine-Expeditionskorps, das sich hier unter seiner Fahne zur Heimreise sammelte. Unser Führer war Hauptmann Schering, der das Kommando seit der Abreise unseres früheren Kommandeurs, Major v. Glasenapp, übernommen hatte. Letzterer ging bereits im Juni 1904 — selbst verwundet und krank — mit einem großen Transport Rekonvaleszenten, d. h. wegen Krankheit oder Verwundung felddienstunbrauchbaren Marineangehörigen, nach Deutschland zurück. Als die Stunde unserer Einschiffung nahte, war bei verschiedenen Kameraden — auch bei mir — die Stimmung doch nicht mehr so freudig, wie einige Tage vorher bei Empfang der Nachricht, daß es „nach Hause“ gehen sollte. Der Abschied von unseren liebgewonnenen Kolonien fiel manchem recht schwer, und die meisten sagten: „Könnten wir doch noch ein Jahr hier bleiben!“ So schmerzlich hatten wir kaum die Trennung von der Heimat empfunden, und wir frugen uns selbst, was wohl der Grund sein könne? Waren es die freundlichen, afrikanischen Mädchen, oder zog uns das ungezwungene Leben, wie es die dortigen Ansiedler führten, so mächtig an — wir wußten es nicht zu erklären. Jedenfalls kennt man die Sorgen, die man in den deutschen Großstädten hat, in unseren afrikanischen Kolonien nicht, und wer arbeiten will, der kann es dort bald zu etwas bringen. Auf Belustigungen und Gesellschaften muß man in Afrika zwar verzichten, aber wenn man seiner Familie lebt, wird man sich so wohl und frei

fühlen, wie nirgends in Deutschland. Es blieb uns, da wir den Befehl erhalten hatten, heimzukehren, natürlich nichts anderes übrig, als zu gehorchen — ob wir wollten oder nicht; so marschierten wir denn in Reih und Glied mit unseren Habseligkeiten auf, begleitet von vielen Kameraden, die uns wegen unserer Heimreise beneideten, und von einer Menge Schwarzer, hauptsächlich unseren Freundinnen, den jungen, drallen Klippkaffernmädchen, die Tränen in den Augen hatten, und denen wir fest versprachen, „recht bald wiederzukommen". Wir bestiegen die an der Mole bereitliegenden Landungsboote — noch drei kräftige „Hurras!" für unsere zurückbleibenden Kameraden, die sie mit wehmütigen Blicken erwiderten — ein Signal, und unser kleines Dampfboot schleppte uns zu der, weit draußen auf der Reede verankerten „Lulu Bohlen". Ohne Verzug bestiegen wir diese und machten es uns auf unseren angewiesenen Plätzen bequem; wir waren etwa 350 Mann, teils von der Ostsee- und teils von der Nordseestation. Noch an demselben Abend, nachdem wir Trinkwasser und die für Deutschland bestimmte Post an Bord genommen hatten, wurden die Anker gelichtet, und zum letzten Male hingen unsere Blicke sehnsüchtig an den öden Sanddünen Südwestafrikas, hinter denen das Land lag, in dem wir so viele Entbehrungen erlitten, oft Durst und Hunger ertragen und schwere Strapazen durchgemacht hatten. Manch einer von denen, die mit uns damals wohlgemut hinauszogen, fehlte leider — fern von der Heimat waren sie gefallen oder verschollen, vielleicht in den unwirtlichen Steppen elend verdurstet oder im Busch vom versteckten Feinde erschlagen worden — wer weiß, wo ihre Knochen in der afrikanischen Sonne bleichten! Die traurigen Erinnerungen ließen wir jedoch nicht Herr über uns werden; es hatte jeder eben seine Pflicht getan für Kaiser und Reich und sühnen helfen, was an Greueln gegen unsere armen Landsleute verübt worden war. In der Heimat harrten der Marine jetzt neue Aufgaben, während in Afrika nunmehr genügend Truppen zur Verfügung standen, da sich unzählige Freiwillige für Südwest meldeten, die an unsere Stelle traten.



Unsere Schutztruppe nimmt Abschied von den Klippkaffernmädchen in Aredareigas bei Windhuk

X. Der Rücktransport (Heimreise)

Abreise. — Schraubenbruch der „Lulu Bohlen". — Proviant- und Wassermangel auf dem Schiffe. — Künstliches Trinkwasser. — Nach Monrovia. — Fliegende Fische; Haie und Walfische. — Begrüßung in Monrovia. — Im Schlepp des „Otto Woermann". — Schraubenreparatur im Hafen von Dakar. — Am Land; Markt in Dakar. — Ein Taschendieb. — Hafenrundfahrt; die Befestigungen von Dakar. — Kap Verde; Las Palmas und die spanischen Händler. — Große Schiffsreinigung. — Es wird kälter. — Schwerer Nebel im Golf von Biskaya. — Der Kanal.

Wir fuhren am 6. März in einem großen Bogen um das zu derselben Zeit gleichfalls vor Swakopmund liegende Kanonenboot „Habicht" herum, dessen neue Besatzung bereits wieder ein halbes Jahr in den afrikanischen Gewässern weilte. Auch von dieser wurden uns noch drei Hurras mit auf den Weg gegeben. Nach einer halben Stunde war von der südwestafrikanischen Küste nichts mehr zu sehen — unsere Augen erblickten nur noch Himmel und Wasser. Es wurde nördlicher Kurs genommen und der erste Hafen, den wir anlaufen wollten, sollte Las Palmas sein; von dort aus beabsichtigten wir ohne Unterbrechung direkt nach Wilhelmshaven zu dampfen. Es schien aber, als würden wir Deutschland noch nicht so bald erreichen. 9—10 Tage waren wir unterwegs und die Fahrt ging bisher immer ungestört vor sich; da erschreckte uns eines Nachmittags (es war am 15. März) plötzlich eine große Erschütterung im Hinterteile des Schiffes, sodaß der ganze Dampfer in allen Fugen zitterte. Die Ursache erfuhren wir sogleich: unsere „Lulu Bohlen" hatte während der vollen Fahrt einen Schraubenflügel verloren. Kurz darauf wollte es das Unglück, daß auch der zweite Flügel, der wahrscheinlich durch das Aufschlagen des ersten beschädigt worden war, abbrach. Einige Stunden später gingen wir dann noch des dritten Schraubenflügels verlustig, besaßen also nur noch einen Flügel, der sich ebenfalls

schon gelockert zu haben schien; hätten wir ihn eingebüßt, dann wären wir ganz der Strömung preisgegeben gewesen, die uns Gott weiß, wohin getrieben haben würde. Daß sich der ganzen Besatzung ein großer Schrecken bemächtigte, ist begreiflich, um so mehr, als sich bald Mangel an Trinkwasser und Proviant einstellte. Man sollte meinen, daß dies gar nicht passieren könne; es wird aber dadurch erklärlich, daß der Dampfer, der bei der Ausreise genügend Proviant für die von ihm nach Afrika beförderten Truppen besaß, nicht auf die schnelle Einschiffung so vieler Mannschaften für die Heimreise vorbereitet war, da unsere Abberufung von Südwestafrika mit größter Eile betrieben wurde. Die „Lulu Bohlen“ konnte denn auch gar nicht alle zurückberufenen Mannschaften des Marine-Expeditionskorps fassen, und so mußte der einige Tage später folgende Dampfer „Hans Woermann“ den Rest an Bord nehmen. Der geringe Vorrat an Bier und geistigen Getränken ging auf der „Lulu“ ebenfalls rasch zu Ende, was großes Mißfallen erregte. Es konnte jeder Mann wöchentlich für sein Geld höchstens zwei Flaschen Bier erhalten und dabei wurde der Wassermangel bald so groß, daß mittels der Destillierapparate, die der Dampfer an Bord hatte, das Seewasser genießbar gemacht werden mußte; man kochte das Wasser, fing die Dämpfe auf, kühlte sie ab und erzielte so eine trinkbare Flüssigkeit, die allerdings von frischem Trinkwasser weit entfernt war.

Nach den nautischen Messungen befanden wir uns jetzt auf der Höhe von Monrovia, etwa auf dem 4. Breitengrade nördlich vom Äquator und dem 14. Grade westlicher Länge, konnten also ungefähr eine Tagereise von Monrovia entfernt sein. Wir mußten uns entweder auf die Hilfe eines zufällig vorbeikommenden Dampfers verlassen oder selbst versuchen, mit dem einen Schraubenflügel in ganz langsamer Fahrt vorwärts zu kommen. An eine Reparatur auf hoher See war nicht zu denken, überdies hatte der Atlantische Ozean dort eine seiner tiefsten Stellen, so daß das Ankern unmöglich wurde. Die Schiffsoffiziere beratschlagten, ob es zweckmäßig wäre, mit der Barkasse — einem kleinen Dampfboote, welches zirka

10 Mann faßte — den ersten Offizier an Land zu bringen in der Richtung auf Monrovia zu, da die See ausnahmsweise sehr ruhig war; ein gefährliches Unternehmen blieb es aber trotzdem, denn man konnte nicht wissen, wie der Wind sich stellen würde, und es war daher ein Risiko, das unter Umständen ebensoviel Zeitverlust verursachte, wie wir sonst bei der Fahrt mit dem einen Schraubenflügel hatten. Zudem wurde doch erst nach 2—3 Tagen in Monrovia von Duala im Kamerungebiet ein Dampfer derselben Gesellschaft fällig, welcher unterwegs noch mehrere Häfen anlief und dann mit voller Ladung nach Deutschland fuhr. Wir nahmen nun den Kurs östlich gegen Monrovia, um dort den Dampfer, der uns ins Schlepptau nehmen sollte, abzuwarten. Es war zwar eine sehr langsame Fahrt und unser Koloß schlich fast unmerklich durch die leichte Meeresdünung hin. Wenn man von Bord in die See blickte, meinte man gänzlich stillzustehen. Hin und wieder kam ein Schwarm fliegender Fische vorbei, dann waren wieder einige der gefürchtetsten Raubtiere des Meeres — Haie — unsere Nachbarn; aber alle diese Tiere überholten uns und schossen wie Torpedoboote an unserem Schiffe vorüber. Plötzlich erblickten wir in der Ferne mächtige Wasserfontänen mitten auf der See, die bald wieder verschwanden, um sogleich an anderer Stelle aufzutauchen. Immer näher kamen die Springbrunnen auf uns zu und wir erkannten nun, daß es ein starkes Rudel Walfische war, die in nördlicher Richtung dahinzogen; für alle, die es noch nicht gesehen hatten, boten die riesigen Tiere in solcher Menge ein interessantes Schauspiel. Den Seeleuten ist dieser Anblick nichts neues, da es im Atlantischen Ozean und in den nördlichen Meeren von solchen Seeungetümen wimmelt. Nach unserer Schätzung können es wohl 80—100 Wale gewesen sein, die an uns vorüberschwammen, sorglos ihre Wasserstrahlen aus den Nüstern spritzend und im munteren Spiele sich tummelnd.

Die Nacht verging ohne Zwischenfall, und wir mußten nach Maßgabe der Schiffsinstrumente der Küste nahe sein. Gegen Sonnenaufgang ging es denn auch wie ein Lauffeuer von

Mund zu Mund: „Land in Sicht!“ Zwar konnten wir nur erst mittels der scharfen Schiffsgläser einige Punkte in der Ferne erkennen, die wie Berge oder hohe Bäume aussahen, was sich nachher als richtig erwies. Drei Stunden später vermochten wir von weitem schon den Urwald von Monrovia und einige Häuser dieses Hafenplatzes zu unterscheiden. Es dauerte aber doch noch den ganzen Tag, ehe wir in den Hafen einliefen. Die Bewohner Monrovias hatten sich darüber sehr gewundert und begriffen nicht, wie es möglich war, daß der Dampfer nicht vorwärts kam. Wir waren trotz der schneckenhaften Fahrt glücklich, unser nächstes Ziel ohne weiteren Unfall erreicht zu haben, und verkündeten den Bewohnern durch einen Böllerschuß — wie das bei jeder Einfahrt üblich ist —, daß wir vor Anker gegangen seien. Unsere Ankunft am 17. März machte Aufsehen, weil an die „Lulu Bohlen“, die gar nicht fällig war, niemand dachte; es dauerte auch nicht lange, so kamen vom Lande aus einzelne Boote durch die heftige Brandung herangerudert, deren Insassen man von weitem schon an ihren breitrandigen Tropenhüten und den weißen Tropenanzügen als Europäer erkannte. Die Boote wurden von den Händen kräftiger Monrovia-Neger fortbewegt; die Ankommenden setzten sich aus Angestellten der Post sowie der Woermann-Linie zusammen, und ein Negerhäuptling begleitete sie (Monrovia ist — wie schon erwähnt — der einzige selbständige Negerfreistaat). Gern wären wir an Land gegangen, um die Strandneger in der Nähe kennen zu lernen, mußten uns aber damit begnügen, das Treiben auf den Booten von Bord aus zu beobachten, da die Brandung sehr heftig und der Aufenthalt kurz bemessen war; nur die Schiffsoffiziere fuhren zur Küste. Noch in derselben Nacht lief der Dampfer „Otto Woermann“ ein, der sofort Anstalten traf, uns ins Schlepptau zu nehmen. Durch riesige Stahltrossen — armdicke Drahtseile — wurde die „Lulu Bohlen“ an dem Schleppdampfer festgemacht, und dann gab die Dampfsirene das Signal zur Abfahrt. Es sah eigentlich komisch aus, daß wir uns von einem so kleinen Dampfer schleppen lassen mußten, aber wir waren in der hilflosen Lage

gezwungen, uns darein zu fügen. Hätten wir unterwegs einen fremden Dampfer um Hilfe ansprechen müssen, so würde derselbe für eine solche Hilfeleistung eine beträchtliche Summe beansprucht haben. Auf dem Wege nach Monrovia war es uns wiederholt aufgefallen, daß Dampfer, welche aus der Ferne auf uns zukamen, plötzlich stoppten, wohl erwartend, wir würden sie mittels Signal um Hilfe anrufen; da wir dies aber unterließen, fuhren sie alsbald ihren Kurs weiter.

Unser nächstes Ziel war der in der französischen Kolonie gelegene Hafen Dakar, in der Nähe von Kap Verde im Senegalgebiete; in Monrovia — einem sehr unruhigen Hafen — konnten wir die Reparatur nicht vornehmen, es fehlte dort überdies das nötige Material, und wir sahen uns daher auf den nächsten fremdländischen Hafenort angewiesen. Die Fahrt bis dahin dauerte zirka 6 Tage und verlief glatt. Endlich nach einer so langen, mühsamen Schleppfahrt erblickten wir von weitem die Berge und Forts von Kap Verde und Dakar, in dessen Hafen wir am 23. März einliefen, um hier unsere Schraube zu reparieren. Die Hafenbehörden wurden benachrichtigt und wiesen uns den Liegeplatz an; dann transportierten wir die gesamte, im hinteren Schiffsraume untergebrachte Ladung nach vorn, um das Schiff hinten etwas zu erleichtern, und die vorderen Wasserreservoirs wurden zu demselben Zwecke mit Seewasser gefüllt. Auf jedem Seedampfer sind für den Fall, daß er ohne Ladung fährt, einige größere Wasserbehälter angebracht, die vollgepumpt als Ballast dienen; sonst würde das Schiff nicht die nötige Schwere und den für das Gleichgewicht erforderlichen Tiefgang haben, auch könnten die Schrauben nicht richtig im Wasser arbeiten. Um die Reparatur der Schiffsschraube am hinteren Schiffsende vornehmen zu können, mußte der Dampfer vorn gesenkt werden, damit er sich hinten hob; verschiedene größere Boote befestigten dann mittels Flaschenzügen die als „Reserve“ mitgenommenen, aus Messingguß bestehenden neuen Flügel an der Schraubenwelle, was etwa 3 Tage Zeit erforderte. Inzwischen wurden Proviant- und Trinkwasservorräte an Bord genommen und uns, die wir

nach „Landluft" schnappten, schickte man einstweilen an die Küste, wo wir uns erholen sollten. Das war eine große Freude für die Mannschaft, als es hieß: „Alle Mann klar machen, um an Land zu gehen!", denn wer interessierte sich nicht dafür, Land und Leute in fremden Erdteilen kennen zu lernen. Besonders angenehm ist es dann ja noch für einen jungen Seemann, wenn ihm eine hübsche Schwarze als Führerin dient, ihn durch die Ortschaft geleitet und mit ihren Landsleuten bekannt macht. Das Volk besteht hier meist aus Arabern, Juden und Mohammedanern in buntem Gemisch, die in der größten Mehrzahl Handelsleute sind. Das Straßenleben zeigt die charakteristischen Typen der verschiedensten Rassen und Trachten; in den Burnus gehüllte, kupferfarbige Scheik-Gestalten, turbanbedeckte Anhänger des „größten Propheten" und mit Tierfellen als einzigen Lendenschmuck bekleidete, speertragende Eingeborene tummeln sich im lebhaftesten Durcheinander zwischen den malerischen Häuserfronten und auf den stauberfüllten Plätzen. Die Halbkultivierten haben Pistolen und sonstige Schießeisen oder auch lange Dolche in den bunten Gürteln stecken, aber alles geht trotz des fürchterlichen Tumults ganz friedlich zu. Es wurde gerade Markt abgehalten, und alle erdenklichen Sachen standen zum Verkauf; das Geschrei, das die Verkäufer und Verkäuferinnen dabei ertönen lassen, ist ohrenzerreißend, und das Feilschen der Händler mit den Käufern wird mit den unglaublichsten Gestikulationen begleitet. Um an Land gehen zu dürfen, brauchten wir die Genehmigung der französischen Hafenbehörde; wir erhielten sie unter der Bedingung, daß wir von Vorgesetzten geführt würden, damit Ausschreitungen vermieden werden sollten. In kleineren Abteilungen — immer 10—20 Mann — zogen wir, von einem Feldwebel oder älteren Unteroffizier eskortiert, durch den ganzen Hafenplatz; verschiedene von unseren Leuten hatten sich aber doch verloren und wandelten nun allein durch die Straßen, „auf eigene Faust" ihr Vergnügen suchend. Die französischen Behörden erkannten bald, daß sie es mit vernünftigen Leuten zu tun hatten und nahmen keine Notiz von

den „Einzelbummlern". Ich ging mit einem Freunde über den Markt in der Absicht, das bunte Treiben näher zu studieren. Für einige blankgeputzte Pfennige handelten wir von den braunen und schwarzen „Kaufleuten" durch Gebärden Waren in Menge ein und unterhielten uns dabei mit ihnen sehr gemütlich; was sie in ihrer Landessprache kauderwelschten, verstanden wir natürlich nicht. Wir aßen uns satt an den herrlichen, frischen Südfrüchten aller Art, die hier fabelhaft billig sind, und wanderten dann in Gesellschaft hübscher schwarzer Mädchen weiter, mit denen wir eine kleine „Bierreise" unternahmen. Da das Bier dort recht teuer ist, tranken wir hauptsächlich den afrikanischen „Landwein", der prächtig schmeckt, aber sehr leicht berauschend wirkt, so daß wir am Abend in „Feststimmung" an Bord kamen.

Ein kleiner Zwischenfall ereignete sich am Nachmittag, der hier erzählt sein mag. Mit mehreren Kameraden war ich zur Poststation gegangen, um der dortigen wertvollen Freimarken wegen eine größere Serie Ansichtskarten nach der Heimat zu senden. Das Postgebäude wurde von einer dunkelhäutigen Menschenmenge förmlich belagert; alle schrien durcheinander, und jeden Fremden musterten sie von oben bis unten. Viele von ihnen wollten Wertzeichen kaufen, andere bettelten uns an, um einige Zents zu erhalten, worauf wir als „arme Soldaten" aber nicht reagierten. Im dichten Gedränge am Schalter stehend, um Briefmarken zu erwerben, bemerkte ich bei einer Bewegung plötzlich eine fremde Hand in meiner Hosentasche, die ihr Eigentümer mit größter Geschwindigkeit zurückziehen wollte, doch war ihm dabei mein Portemonnaie an den schmutzigen Spitzbubenfingern kleben geblieben. Mit dem Rufe: „Der Kerl stiehlt mein Geld!" stürzte ich dem Diebe, der nicht schnell genug durch die Menge entkam, mit einigen Kameraden nach und erwischte ihn glücklich, worauf er mir mein Portemonnaie zurückgab, flehentlich bettelnd, ihn nicht den „Policemen" zu überantworten. Als wir den Langfinger tüchtig durchprügelten, um ihm die Lust zum Taschendiebstahl gründlich zu vertreiben, kamen französische Polizisten herbei, die sich

über den Vorfall Aufklärung erbaten, und nachdem sie erfahren hatten, daß der Bursche wegen Diebstahls eine Tracht Prügel erhielt, ihn festnahmen. Alles Bitten und Flehen des gefangenen Diebes half nichts; man brachte ihn nach dem Polizeigewahrsam, wo er 25 kräftige Stockhiebe als „Zugabe" empfing, und ließ ihn dann laufen. Davon, daß uns verschiedene Eingeborene bei dem Vorgange mit feindseligen Blicken schief ansahen, nahmen wir keine Notiz. — Der Tag verging uns viel zu schnell, wir wären gern noch länger dageblieben, mußten aber schließlich an die Rückkehr zum Hafen denken, wo das Boot bereits wartete, um uns an Bord der „Lulu Bohlen" zu bringen. Nachts sollte niemand an Land bleiben, da dies nicht nur des Nachtgesindels wegen in einem solchen Hafenorte gefährlich ist, sondern auch die ungesunde nächtliche Luft den Europäern schaden kann; einige Nachzügler trafen zwar verspätet ein, doch ließ man es ihnen hingehen.

Am anderen Tage nahm die zweite Hälfte der Mannschaft eine Besichtigung des Hafenstädtchens vor und etliche Seeleute (darunter auch ich) wurden kommandiert, mehrere Offiziere, die sich für den Hafen und das dort herrschende lebhafte Treiben sehr interessierten, auf einer Segelpartie zu begleiten. Wir segelten fröhlich zwischen den zahlreich dort vor Anker liegenden Kriegs- und Handelsschiffen hindurch und machten eine kleine Hafenrundfahrt. Der Hafen bildet eine richtige Bucht und ist rings von starken Forts, aus denen überall die Messingbeschläge der Geschütze im Sonnenlichte hervorblitzten, umgeben. Nicht weit von der Küste liegt eine steil emporragende Insel, von der gleichfalls überall aus den Felsen die Mündungen der Kanonen in die See hinausstarrten, sodaß der Hafen als vorzüglich befestigt gilt und für Kriegszwecke sehr wertvoll ist. An der Nordseite des Hafenbeckens konnten wir den Leuchtturm von Kap Verde erblicken sowie die zerklüfteten Felsen, die ihn umgeben. Es war natürlich nicht erlaubt, Einblick in die Befestigungen zu nehmen, wir beschauten sie uns lediglich von außen.

Sobald man die Reparatur beendet und Trinkwasser- bzw. Kohlenvorräte eingenommen hatte — was 2 Tage dauerte —,

fuhren wir aus eigener Kraft wieder lustig weiter, und mit Volldampf ging es nun der Heimat entgegen. In Kürze lag das Senegalgebiet und Kap Verde, dessen Leuchtturm weit in das Meer hineinragt, um passierende Schiffe vor den vielen gefährlichen Klippen in diesen Gewässern zu warnen, hinter uns, den Augen immer mehr entschwindend. Wir nahmen jetzt Kurs nach den Kanarischen Inseln und liefen nach dreitägiger Fahrt am 29. März in den Hafen von Las Palmas, den wir auf der Ausreise vor zwei Jahren das letztemal sahen, ein. Hier bemerkten wir schon deutlich, daß die Temperatur kühler wurde, und fingen, da wir das südlich-heiße Klima gewöhnt waren, an zu frieren, weshalb wir wärmere Kleider hervorsuchten. Kaum hatten wir Anker geworfen, als auch schon Hunderte von Booten, mit Früchten und sonstigen Handelsartikeln des Landes beladen, sich unserer „Lulu Bohlen" näherten, und das lebhafte Feilschen, wie es unter der dortigen spanischen Bevölkerung üblich ist, begann. Viele von uns machten Einkäufe, um ihren Lieben in der Heimat wenigstens noch etwas aus dem Süden mitzubringen. Manche kauften sich Körbe voll Bananen, Apfelsinen, Trauben und sonstigen Südfrüchten, an denen diese Gegend sehr reich ist, zu „Spottpreisen"; viele erhandelten schöne spanische Stickereien, seidene Decken usw., und andere interessierten sich wieder für Papageien oder Affen, deren Gekreisch man aus jedem Boote hören konnte. Dieses Handelstreiben bot ein überaus lebendiges Bild; man mußte nur beim Kaufen zu unterbieten und energisch aufzutreten verstehen, um die Händler, die zu viel forderten, davonzujagen. Sie kamen dann rasch zurück und boten ihre Waren, damit sie dieselben nur los wurden, zur Hälfte des erst geforderten Preises an. Wir bedauerten, daß wir nicht längeren Aufenthalt nahmen, denn gar zu gern wären wir an Land gegangen zur näheren Besichtigung der Ortschaft und der ganzen paradiesischen Insel, deren Schönheiten uns die heißblütigen Spanierinnen dann hätten genauer zeigen können. Ein dumpfer Pfiff unserer Schiffssirene verkündete die nahe Abfahrt, und im Nu war das Deck von den

braunen Gestalten verlassen. Das Fallreep (bis zum Wasser führende Treppenleiter) wurde wie auf Kommando hochgezogen, aber die wenigen, verspätet auf dem Dampfer zurückgebliebenen Spanier wußten sich zu helfen, indem sie sich mit katzenartiger Behendigkeit mittels Tauen an der Seite des Schiffes herunterließen, wobei manch einer von uns noch einen feurigen Kuß vom Munde holder Spanierinnen zu erhaschen suchte, die für die blauen deutschen Jungens schwärmten. Besonders unternehmende Händler versuchten, obgleich das Schiff sich schon langsam vorwärts bewegte, an Stricken, die sie auf Bord warfen, festgebundene Körbe mit Früchten hinaufzuziehen und im letzten Augenblick zu verkaufen, was in mehreren Fällen auch gelang.

An Bord begann nun wieder ein reges seemännisches Leben. Die Decksmatrosen waren an der Arbeit, das Deck mit Wasserschlauch und Besen von Kohlenstaub und Früchteabfällen zu reinigen und alles wieder in Ordnung zu bringen. Bald hatten wir diesen letzten Hafen, den wir auf der Heimreise anliefen, hinter uns gelassen, sodaß wir zuletzt nur noch die Klippen von Las Palmas und etliche kleine Häuser am Strande sahen, die aber auch bald in Dunst verschwanden. Die Insel Las Palmas liegt etwa 100 Kilometer vom afrikanischen Festlande entfernt; am längsten konnten wir noch die schräg ins Meer abfallende Felsenküste des Eilandes erblicken, bis auch diese am Horizonte untertauchte. Die Kanarischen Inseln, zu denen Las Palmas gehört, sind die schönste Inselgruppe, die wir auf unserer Fahrt gesehen haben; das Klima ist für Europäer sehr zuträglich, und man kann sie mit Recht ein Paradies nennen.

Kaum hatten wir einige Meilen zurückgelegt, als uns ein ziemlich kalter Nordwest entgegenwehte, sodaß wir uns eiligst in das schützende Zwischendeck begaben. Gleichzeitig ging ein dichter Hagel nieder — ein Zeichen, daß wir weiter nach Norden kamen. Die Stimmen der gekauften, bisher so munteren Tiere des Südens — Kanarienvögel, Papageien und Affen — waren nicht mehr zu hören; die Tiere verspürten die Abkühlung eben-

falls unangenehm und mußten, wenn sie nicht erkranken sollten, schnell im wärmeren Zwischendeck untergebracht werden. Wir näherten uns jetzt dem Golf von Biskaya. Das Meer zeigt hier stets eine große Unruhe, und dazu herrscht an vielen Tagen unsichtiges, nebliges Wetter. An Bord wurde alles klar gemacht und zugleich das Manövrieren mit den Rettungsbooten von sämtlichen Mannschaften geübt, damit für den Notfall alle Vorbereitungen getroffen waren. Das Unglück wollte es, daß wir sehr dichten Nebel antrafen, der uns zwang, unsere Fahrgeschwindigkeit stark zu verringern. Zur Vorsicht läßt jedes Schiff, um Unfälle zu verhüten, alle Minuten einen langen Pfiff mit der Sirene (Dampfpfeife) ertönen; wie nötig das ist, zeigte sich bald, als ein dicht vorbeifahrendes Schiff, das wir nicht sehen konnten, unser Signal erwiderte. Bei einer solchen Fahrt besteht fortwährend die Gefahr eines Zusammenstoßes; es wäre uns beinahe passiert, daß wir mit einem englischen Frachtdampfer Kollission gehabt hätten, und wir verdankten es nur der Energie des Kapitäns sowie der Aufmerksamkeit des Schiffspersonals, daß wir rechtzeitig stoppen und — höchstens 10 Meter entfernt — gerade noch glücklich an ihm vorbeifahren konnten. Einige eiskalte Wellenberge gingen über das Deck unseres Schiffes hinweg, alles, was nicht seefest war, über Bord reißend, ohne jedoch größeren Schaden zu tun; sonst kamen wir heil durch das gefürchtete „Spanische Meer".

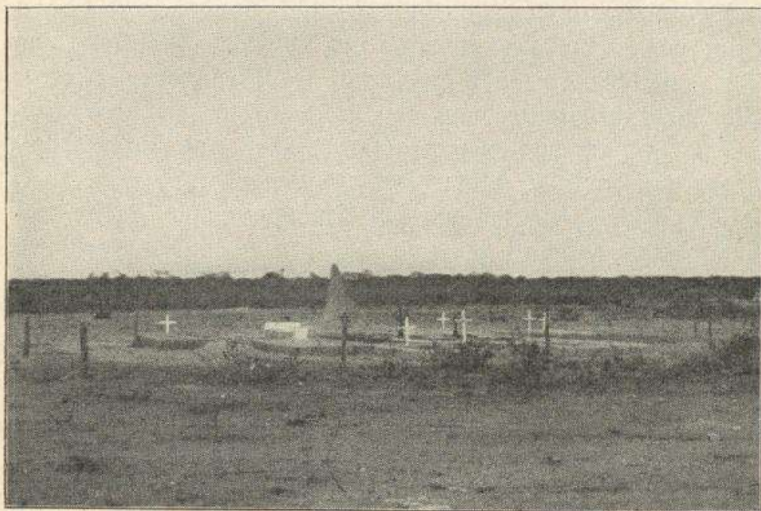
Gegen Abend beim Dunkelwerden dampften wir am Leuchtturm von Brest an der französischen Westküste vorüber und hörten, daß wir am anderen Morgen schon Dover passieren sollten, das am Eingange zum englischen Kanale liegt. Am 6. April morgens gegen 6 Uhr — wir waren schon alle auf den Beinen — fuhren wir langsam in den Kanal ein, welcher fast immer unruhig und stürmisch ist. Es wurden dabei Signale mit Dover gewechselt, die von dort aus auf telegraphischem Wege nach der Reederei weitergegeben zu werden pflegen, und dann arbeitete sich unser Dampfer durch den aufgeregten Kanal, den wir nach 24 Stunden glücklich hinter uns brachten.

XI. Ankunft in der Heimat. — Empfang

In Wilhelmshaven. — Quarantäne. — Begrüßung durch die Wilhelmshavener Kameraden. — Empfang der Stadtbehörden. — Das Begrüßungsfest in Wilhelmshaven. — Erster Schnee. — Nach Kiel; Empfang daselbst. — Prinz Heinrich begrüßt die zurückgekehrten Marinemannschaften. — Festabend der Stadt Kiel. — Entlassung.

Endlich erschien nun der Tag unserer Ankunft in Wilhelmshaven; wir kamen am nächsten Tage (7. April) abends bei sinkender Sonne, nachdem wir bereits mehrere deutsche Feuerschiffe passiert und dadurch konstatiert hatten, daß wir uns in heimischen Gewässern befanden, auf der Wilhelmshavener Reede an. Jetzt schlug uns allen doch das Herz höher vor Freude, daß wir die deutsche Heimat und unsere Lieben wiedersahen; wir konnten aber abends nicht mehr in den Hafen einfahren, sondern ankerten vor demselben, wo wir bis zum andern Mittag unter Quarantäne lagen. Zunächst mußte vom Sanitätsamte aus die nötige Untersuchung beendet sein, um eine eventuelle Einschleppung ansteckender Krankheiten, wie Fieber, Typhus usw., zu verhüten; dann führte man die Rekonvaleszenten unter unseren Kameraden bis zur völligen Genesung in das dortige Garnisonlazarett über, und wir erhielten die Erlaubnis zum Einlaufen. Alsbald kam auch der Hafenlotse an Bord, ohne dessen Führung kein Schiff in den Hafen einfahren darf. Bei der Einfahrt waren an einer Seite der Mole die Kapellen der I. Matrosendivision und des I. Seebataillons in Parade aufgestellt, um uns die erste Begrüßung in der Heimat darzubringen. Tausende von Menschen standen am Hafenkai bereit zum Empfange der heimkehrenden Südwestafrikakrieger. Viele unserer Kameraden erkannten schon gleich unter den Anwesenden Verwandte und Freunde,

mit denen die herzlichsten Grüße ausgetauscht wurden. Zwischen den Versammelten konnte man aber auch viele Leidtragende in Trauerkleidung sehen — sie konnten es nicht fassen, daß ihr Sohn, Bruder oder Bräutigam draußen im Felde begraben liegen solle und hofften wohl immer noch, ihn unter den Heimkehrenden zu finden oder wollten doch von seinen Kameraden Näheres über sein Ende erfahren.



Termitenhügel

Soldatengräber von im Kampfe gegen die Hereros gefallenen Deutschen

Als wir das Schiff eben festgemacht hatten, erschienen der Bürgermeister von Wilhelmshaven, der Stadtkommandant, der Chef des II. Geschwaders und sonstige höhere Militär- und Zivilbeamte an Bord, uns in der Heimat willkommen heißend; daran knüpfte sich eine rührende Begrüßungsrede an unsere Offiziere und Mannschaften, die in ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät den Kaiser ausklang. Nach dieser offiziellen Empfangsfeier wurden wir von der Wilhelmshavener Stadtverwaltung zu einem Festessen eingeladen, das an demselben

Abend in einem dortigen großen Etablissement für uns bereitet war. Die in Wilhelmshaven stationierten Mannschaften verabschiedeten sich von uns, da sie in ihre Garnison einrücken mußten, und wir, die Kieler, sollten am anderen Morgen über Hamburg nach Kiel mit der Eisenbahn weiterbefördert werden, hatten also noch eine Nacht auf unserer „Lulu Bohlen“ zuzubringen. Den Angehörigen und Freunden wurde Erlaubnis erteilt, an Bord kommen zu dürfen; sie suchten hier manchen, den sie nicht mehr fanden, und fragten dann von einem zum andern, um schließlich tieftraurig den Ort zu verlassen, wo viele die Freude des Wiedersehens feierten. Allgemein bedauerte man die „Südwester“, die ohne Ausnahme schwach und abgemagert aussahen und guter Pflege bedurften, damit sie sich wieder erholten.

Am Abend leisteten wir der Einladung von Wilhelmshavens Bürgerschaft Folge und begaben uns in das bezeichnete Lokal, wo die Empfangsfestlichkeit stattfand. An Speisen und Getränken fehlte es nicht, es war bestens für uns gesorgt worden; viele Offiziere, darunter zu unserer größten Freude auch unser beliebter Führer Major von Glasenapp, der schon ein halbes Jahr früher zurückgekehrt war und sich inzwischen von seinen Strapazen wieder erholt hatte, und zahlreiche höhere Beamte setzten sich zwischen die Afrikaner, mit Interesse den Schilderungen ihrer Erlebnisse lauschend. Vom Liebesgabenkomitee wurden Zigarren verabreicht — kurz, es war alles geschehen, um uns bei den Klängen eines flotten Militärkonzertes den festlichsten Empfang zu bereiten. Wenn man sich zum ersten Male nach so langer Zeit unter kultivierten Menschen bewegt, fühlt man sich selbst wieder als Mensch, denn in einem solchen Feldzuge muß man schließlich halb verwildern. Die Feier dauerte bis zum frühen Morgen, und in festlicher Stimmung kehrten wir dann an Bord zurück, nicht wenig erstaunt darüber, die Straßen — im April — voller Schnee liegen zu sehen. Die Winterlandschaft und die Kälte waren wir nicht mehr gewöhnt, die meisten klapperten denn auch vor Frost trotz der guten, innerlichen „Heizung“.

Endlich hatte sich alles an Bord eingefunden, und es wurde nun die höchste Zeit, uns von der „Lulu Bohlen“ zu verabschieden. Wir Kieler marschierten, etwa 100 Mann stark, nach dem Bahnhofe, wo wir sofort über Bremen nach Hamburg abdampften. Hier sahen wir die heimatlichen Fluren wieder, wenn auch leider nicht alle, die sie vor zwei Jahren verlassen hatten, so glücklich waren, heimzukehren. Die telegraphisch benachrichtigten Verwandten erwarteten uns; wir kamen am 9. April gegen Mittag an und fanden auf dem Hannoverschen Bahnhofe ein Essen vor, das vom „Roten Kreuz“ und der Bürgerschaft Hamburgs zu unserem Empfange gespendet wurde. Die Begrüßung war auch hier eine sehr herzliche, alle Hamburger bekamen sofort bis zur Abfahrtszeit (wir hatten 3 Stunden Aufenthalt) Urlaub, damit sie sich mit den Angehörigen nach Haus begeben konnten. Nach Ablauf der Zeit fuhren wir nach unserer Garnison Kiel weiter, das wir gegen Abend erreichten. Auf sämtlichen Stationen, die wir passierten, warf man uns Blumen zu; überall waren Menschenmengen versammelt, die uns freudig begrüßten. Bei der Einfahrt in den Kieler Bahnhof fiel uns schon auf, daß die Stadt Flaggenschmuck trug; der Bahnhofsplatz zeigte grüne Festdekorationen, und Tausende von Menschen hielten ihn besetzt, so daß die Polizei Mühe hatte, Ordnung zu schaffen. Vor dem Bahnhofe mußten wir antreten; wir wurden hier vom Stadtkommandanten und dem Vertreter S. K. H. des Prinzen Heinrich, der selbst verhindert war, durch Ansprachen willkommen geheißen. Zu unserer besonderen Freude trafen wir hier auch viele unserer beliebten Offiziere vom Kanonenboot „Habicht“, die uns freundlichst empfingen. Das Wiedersehen gestaltete sich überaus rührend; nach der Begrüßung marschierten wir unter den Klängen der Seemannskapellen durch die Hauptstraßen Kiels nach den Kasernen, und das Hurrarufen der Bevölkerung wollte gar kein Ende nehmen. Aus allen Fenstern wurden uns Blumen, Zigarrenspenden und sonstige Aufmerksamkeiten zugeworfen; es herrschte die größte Begeisterung, obgleich der Regen in Strömen niederging. Nach etwa einer

Stunde erreichten wir die Kaserne, wo wir sofort unseren alten Kompagnien zugeteilt wurden und dann Stadturlaub erhielten, damit wir den Abend im Kreise unserer Lieben verbringen konnten.

Am nächsten Morgen empfing uns Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich, uns herzlich bewillkommnend und zugleich ermahnend, unseren Freunden in der Heimat nichts anderes als die Wahrheit über Südwestafrika zu sagen. Im Anschluß daran erfuhren wir, daß die Stadt Kiel zu Ehren unserer Ankunft gleichfalls ein Festessen arrangiert habe, das einige Tage später stattfinden werde. Zu dieser Feier beehrten uns Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich, die Vertreter der Stadt und sämtliche Kieler Militärbehörden mit ihrer Anwesenheit; das herrliche Empfangsfest, dessen speziellere Schilderung sich erübrigt, wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Wenige Tage danach erfolgte die Entlassung der ausgedienten Mannschaften; allen, die noch länger zu dienen oder kapituliert hatten, wurde ein 21tägiger Erholungsurlaub bewilligt, den sie in der Heimat verbrachten.

Jeder, der „mit draußen in Afrika" war, hat wohl schöne Erinnerungen an die Kriegszeit mitgebracht; das Trübe verblaßt — das Angenehme bleibt. Die Errungenschaften unserer wackeren blauen Jungen werden dem Vaterlande sicher noch in späterer Zeit zum Segen gereichen — das ist die schönste Anerkennung für alle, die daran mithelfen durften in Treue für Kaiser und Reich!

XII. Anhang:

Kurze Gesamtübersicht der Leistungen (Märsche und Gefechte) des Marine-Expeditionskorps unter Major von Glasenapp von der Ankunft in Südwestafrika bis zur Heimreise

Mobilmachung des Marine-Expeditionskorps. — Ankunft in Swakopmund. — Teilung der Truppen in Karibib. — Besetzung der Grenzen im Osten durch Major von Glasenapp. — Die Abteilungen von Estorff und von Winkler. — Gouverneur Leutwein trifft in Swakopmund ein. — Das „Habicht"-Landungskorps. — Gefechte am Liewenberge und bei Groß-Barmen. — Überfall an der „Schwarzen Klippe". — Säuberung des Omarurubezirks. — Aufgaben der Haupt-, Ost- und Westabteilung. — Otjihinamaperero. — Major von Glasenapp bei Ovikokorero; Heldentat des Obermatrosen Ehlers. — Das Lazarett in Seeis. — Nachricht von der Hauptabteilung. — Erstürmung der feindlichen Stellungen bei Onjatu. — Ausbruch der Typhusepidemie. — Auflösung der Ostabteilung und Rücktransport. — Marschleistungen.

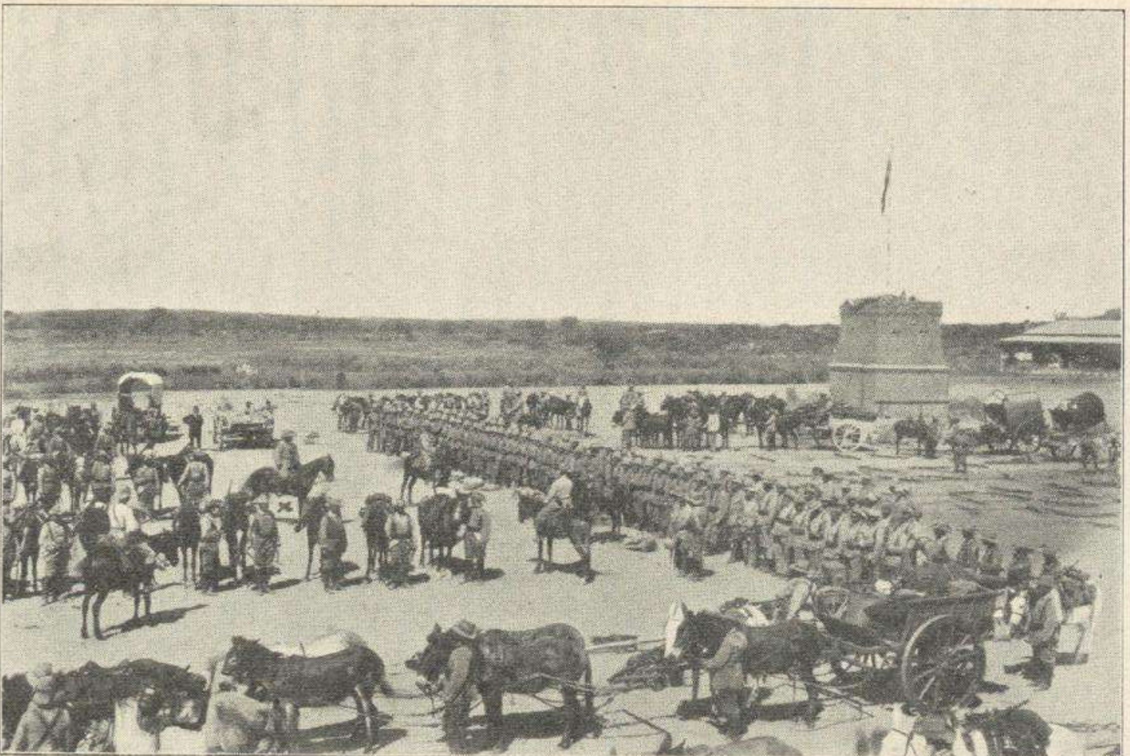
Wie wir vorn schon erwähnten, war das Marine-Expeditionskorps — nachdem sich herausgestellt hatte, daß wir mit den wenigen Mannschaften der Schutztruppe zusammen den immer mehr um sich greifenden Aufstand nicht allein niederzuwerfen vermochten — am 17. Januar 1904 mobil gemacht worden und trat am 21. Januar bereits die Fahrt nach Südwestafrika an. Am 9. Februar mittags landete dieser Transport auf dem Dampfer „Darmstadt" in Swakopmund. Inzwischen wurde — was ebenfalls vorn des Näheren ausgeführt ist — von uns „Habicht"-Leuten die teilweise zerstörte Bahnlinie bis Windhuk soweit wiederhergestellt, daß die ganze Strecke befahren werden konnte, wodurch dem Marine-Expeditionskorps das Vorrücken ins Innere sehr erleichtert war. Auf der Fahrt teilten sich bei Karibib die Ankömmlinge, um aus allen

Richtungen gleichzeitig gegen die aufrührerischen Schwarzen vorzugehen.

Besonders mußten die Grenzen im Osten geschützt werden, denn es galt, das Abtreiben des Viehes durch die Hereros nach dort zu verhindern. Zu diesem Zwecke wurde die Besetzung der Grenzen durch Major von Glasenapp bewirkt, der sich von Windhuk aus sofort mit seiner Kolonne in Marsch setzte. Ein kleinerer Teil des Marine-Expeditionskorps, welcher die Bedienung der Maschinenkanonen hatte, ging unter Major von Estorff nach Norden ab, und den Rest des Korps teilte man der Kolonne des Oberleutnants von Winkler zu, der nach Gobabis unterwegs war (s. Karte am Schlusse).

Einige Tage später traf der Gouverneur von Leutwein in Swakopmund ein (11. Februar) und übernahm die Leitung der gesamten militärischen Aktionen in Südwestafrika. Der größte Teil des „Habicht"-Landungskorps befand sich zu dieser Zeit auf dem Wege nach Otjimbingue und hatte dort — wie ebenfalls vorn schon angedeutet — die siegreichen Gefechte am Liewenberge sowie bei Groß-Barmen ausgefochten; einige Wochen später kehrten die „Habicht"-Leute über Okahandja per Bahn an Bord zurück. Da sich in den Barmer Bergen hiernach wieder eine Horde Schwarzer gezeigt hatte, mußte eine Kompagnie von der Ostabteilung unter Führung des Hauptmanns Lieber dahin aufbrechen und lieferte dort dem Feinde am 13. Februar noch einmal ein größeres Gefecht.

Unterdessen war (am 9. Februar) schon eine andere Abteilung nach Norden abmarschiert, welche Hauptmann Fischel führte im Verein mit Oberleutnant von Winkler und Hauptmann von François. Dazu kamen noch einige Berittene, die für etwa 4—5 Wochen Proviant mitnahmen; diese Truppen gelangten nach etwa 24 Kilometer Marsch in die Nähe von „Abrahams-Farm". Nachdem abgekocht und gerastet worden war, brach man wieder auf, und gegen Abend befand man sich in der Nähe der „Schwarzen Klippe". Als man die Umgegend abgestreift und dabei nichts vom Feinde



Abmarsch der Westabteilung von Omaruru unter Major von Estorff (×)

entdeckt hatte, wurde das Lager aufgeschlagen; die Wagen fuhr man zu einer quadratischen Wagenburg zusammen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln überfiel im Dunkel der Nacht vom 14. Februar eine auf etwa 20 Mann geschätzte Bande Schwarzer das Lager; die Kompagnie erlitt durch den Überfall einen Verlust von 3 Toten und 2 Verwundeten. In der Finsternis konnte bei dem bergigen Terrain die Verfolgung der Feinde nicht aufgenommen werden, und am Morgen sah man ihre Spuren auf dem festen Boden nicht mehr.

Während dieser Ereignisse traf von der Hauptabteilung der Befehl ein: Die Kolonne Fischel solle den Marsch nicht fortsetzen, sondern bis auf weitere Order lagern bleiben; gleichzeitig stellte man der Kompagnie infolge des Überfalles Verstärkung in Aussicht. Inzwischen kam der Befehl vom Gouverneur Oberst Leutwein, daß die Westabteilung, bestehend aus der 2. und 4. Feldkompagnie und einer Kompagnie vom Seebataillon mit verschiedenen Geschützen, unter Führung des Majors von Estorff die Säuberung der Umgegend von Omaruru vorzunehmen habe. Die Hauptmacht der Hereros hatte sich bei Kehoro festgesetzt, konnte sich dort jedoch kaum lange halten, da die Futterplätze nicht genügende Nahrung für das viele zusammengestohlene Vieh, welches sie besaßen, boten. Major von Glasenapp mit 2 weiteren Kompagnien, einem Stabe von Sanitätspersonal und 4 Maschinenkanonen folgte der Abteilung Fischel, die Order hatte, seine Ankunft zu erwarten; diese Truppen waren auch mit heliographischen Apparaten ausgerüstet, um sich jederzeit mit dem Hauptquartier verständigen und, falls Hilfe nötig würde, sie sofort herbeirufen zu können.

Die Hauptabteilung wurde von Oberst Leutwein selbst geführt; sie bestand aus 1 Kompagnie vom Seebataillon mit 2 Maschinenkanonen sowie aus der 5., 6. und 7. Kompagnie der Schutztruppe, letztere etwa 500 Mann stark, die erst am 28. Februar in Swakopmund gelandet waren; der Gouverneur beabsichtigte, mit dieser Abteilung den Gegner von Okahandja und den übrigen Ortschaften in der Nähe zu ver-

treiben. Zur 3. oder Ostabteilung unter Major von Glasenapp, die sich wie oben beschrieben zusammensetzte, gehörte die Mehrzahl der Mannschaften des Marine-Expeditionskorps; ihre Aufgabe war, den Distrikt Gobabis von den Schwarzen zu säubern, den über die Grenze nach Osten fliehenden Hereros den Weg zu verlegen und die Feinde nach der Hauptabteilung hinzutreiben. Es sollte demnach sozusagen eine richtige Einkreisung des Feindes stattfinden, um ihn möglichst mit einem Schlage zur Unterwerfung zu zwingen.

Von allen Ortschaften wurden streifende Patrouillen der Hereros gemeldet; dem Marine-Expeditionskorps, das die größten Märsche auszuführen hatte, standen nur wenige, zu Patrouillenzwecken benutzbare Pferde zur Verfügung, und so mußten die Wegestrecken meist zu Fuß zurückgelegt werden. Die Gesamtstärke der Ostabteilung betrug 412 Gewehre; dazu gehörten 80 Berittene, 6 Geschütze und 2 Maschinenkanonen, ferner einige Reserveoffiziere und Kriegsfreiwillige, welche schon jahrelang in den Kolonien angesiedelt, also sehr landeskundig und deshalb dem Marine-Expeditionskorps von größtem Nutzen waren.

Zuerst ging die Ostabteilung über „Abrahams-Farm" östlich weiter nach Seeis; die Kolonne dehnte sich sehr in die Länge, da zu ihr eine große Anzahl mit Proviant beladener Ochsenwagen gehörte, von denen jeder mindestens mit 20 Ochsen bespannt war. Die Wagen fuhren in Abständen von 50—100 Meter hintereinanderher, begleitet von den daneben marschierenden Fußtruppen. Das Marine-Expeditionskorps kannte leider die genaue Stärke des Feindes nicht und wußte auch nicht, wo er sich versammelte; man mußte daher die ganze Gegend abstreifen und die Marschstrecken, die von der Ostabteilung dabei zurückzulegen waren, entsprachen der Ausdehnung der Größe von ganz Süddeutschland. Es wurde wohl gemeldet, daß der Tjetjostamm, welcher in der Gegend um Gobabis seine Niederlassungen hatte, sich in der Nähe herumtreibe, alles mordend und plündernd, was ihm in die Hände fiele. Über seine Stärke wußte man aber nichts sicheres; ge-

schätzt wurde er auf 1500—2000 Gewehre aller Modelle, wozu eine weit größere Zahl mit Kirris Bewaffnete kamen. Eine Gesamtschätzung des Gegners war schwierig, denn man konnte nicht wissen, welche Kapitäne sich miteinander verbunden hatten, und die in der Wildnis umherstreifenden Hereros schlossen sich immer ihren Abteilungen an.

Unsere Patrouillen griffen manchen Schwarzen auf, doch gaben diese Gefangenen keine oder ganz verkehrte Auskunft. Der Transport zog sich langsam durch die öde, überall mit Dorngestrüpp bewachsene Steppe in der Richtung auf Seeis fort. Nach Nordwesten hin grenzt das große Sandfeld an, das wegen des gänzlichen Wassermangels noch größtenteils unerforscht ist. Der Busch wurde immer dichter und dadurch war das Vorwärtskommen der schwerbeladenen Ochsenwagen sehr gehindert. Den Eingeborenen bot der Busch andererseits einen vorzüglichen Versteck, aus dem sie die Vorbeimarschierenden, ohne selbst bemerkt werden zu können, sicher beschießen konnten.

Am 19. Februar mittags wurde von der Hauptabteilung die „Schwarze Klippe" erreicht, der Punkt, wo Hauptmann Fischel auf die Ostabteilung gewartet hatte. Diese Gegend war von den Schwarzen gänzlich geräumt; obgleich einige Ruhetage den ermatteten Mannschaften wohlgetan hätten, machte man hier nur einen kurzen Aufenthalt zum Abkochen und dann ging es in Eilmärschen weiter. Der Weg führte von Seeis jetzt nach Otjihaënena; die dortige Missionsstation hatten die Hereros nicht einmal mehr verschont, sie wurde total verwüstet vorgefunden. Man suchte die Werften ab, fand aber keinen Schwarzen in denselben und setzte nach einigen Stunden den Marsch fort. Die Patrouillen erhielten, da die Gegend sich äußerst gefährlich gestaltete, Verstärkung durch einige Berittene; sie suchten den jetzt erreichten Gebirgsrücken von Otjivero nach verschiedenen Seiten hin ab, ohne jedoch etwas vom Feinde zu finden. Feuerstellen und sonstige Spuren verrieten aber, daß kürzlich erst noch Schwarze hier gewesen waren. Endlich berichtete eine reitende Patrouille, der Feind stehe mit

einer großen Anzahl Vieh an der Wasserstelle Kehoro; schnellstes Vorrücken war geboten, denn der Gegner sollte dort am 25. Februar von allen Seiten zugleich angegriffen werden. Um möglichst rasch voranzukommen, ließ man das überflüssige Wagenmaterial zurück und nahm nur 6 Wagen mit, die Proviant für etwa 2 Wochen enthielten. Als Bedeckung der zurückgelassenen Wagen dienten 31 Seesoldaten; die anderen Mannschaften des Marine-Expeditionskorps rückten am 23. Februar ab und kamen, nachdem sie Tag und Nacht durchmarschiert waren, am 25. Februar morgens bei Kehoro an, wo man jedoch den Feind bereits entschlüpft fand.

Während nun Oberleutnant von Winkler die Verfolgung aufnahm, traf gleichzeitig (25. Februar) die Westabteilung bei Otjihinamaperero auf den Feind in Stärke von etwa 1000 Köpfen. In dem hier alsbald sich entwickelnden Gefecht wurden von uns nur getötet 1 Offizier, verwundet 3 Offiziere und 4 Mann, während die Schwarzen schwere Verluste erlitten; die Westabteilung zog sich dann in verschiedenen Gruppen auseinander, die den fliehenden Feind nach allen Richtungen hin verfolgten. Nach diesem Gefecht, durch das die Hereros zerstreut worden waren, hatte Major von Glasenapp aus Okahandja Befehl erhalten, die Schwarzen vorerst nicht weiter anzugreifen, sondern sie vor sich her zu treiben, um sie womöglich von allen Seiten gleichzeitig einzuschließen; mit dem Angriff solle er warten, bis die anderen, im Westen liegenden Schutztruppenabteilungen herangezogen wären und dann mit vereinten Kräften vorgehen. Da man die Hereros einige Tagereisen von unseren Truppen entfernt vermutete, wurde eine Patrouille nach Okahandja geschickt, welche die Meldung überbringen sollte, daß sich die Hauptmacht des Feindes in der Nähe befände. Leider gelang es den Hereros, diese Patrouille abzufangen — die armen Burschen fanden wir später ermordet und verstümmelt. Auch eine zweite, der ersten nachgesandte Patrouille gelangte nicht an ihren Bestimmungsort. Nun machte sich Major von Glasenapp mit seinem Stabe selbst auf den Weg; der Stab sollte die Abteilung zur

näheren Orientierung begleiten. Man führte eine kleine Ochsenkarre voll Proviant und Munition nebst einigen Sanitätsausrüstungen mit sowie ein Maschinengewehr, um eventuell einer größeren Übermacht standhalten zu können. Die Gesamtstärke der Kolonne betrug 11 Offiziere und 46 Mann. Zunächst sollte die unweit gelegene Wasserstelle Ovikokorero abgesucht werden, wo man Feinde vorzufinden glaubte; am 13. März morgens trat die kleine Kolonne den Marsch dahin an. Unterdessen hatte sich die gesamte Ostabteilung in Onjatu zu sammeln, um dort die Rückkehr ihres Führers Major von Glasenapp zu erwarten.

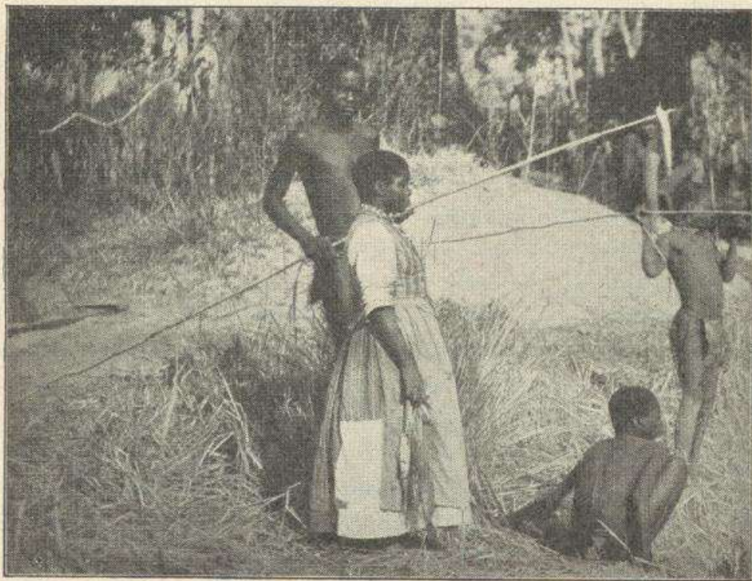
Gegen 9 Uhr wurde die erste Wasserstelle passiert, wo man 2 Stunden rastete und die Pferde tränkte; im Weiterreiten bemerkte man ganz in der Nähe Viehspuren, welche sich aber wieder im Gebüsch verloren. Beim Vormarsch in westlicher Richtung griffen die an der Spitze Reitenden (Führer war Oberleutnant Eggers) nachmittags 4 Uhr ein am Wege ruhendes Hereroweib auf, das man verhörte. Sie gab an, daß die Schwarzen, deren Spuren sich hier zeigten, dem Tjetjostamme angehörten; der Stamm selbst läge zurzeit noch auf der nahen Werft, beabsichtige aber, bald abzumarschieren. Während des Verhörs kam ein Reiter angesprengt, der meldete, daß sich nicht weit vom Wege wieder eine Herde Großvieh befände.

Schnelles Handeln war also erforderlich, und Major von Glasenapp schickte sofort einige Berittene ab, die das Vieh herbeiholen sollten; wie stark der Feind sein konnte, dem das Vieh gehörte, wußte man natürlich nicht. Deshalb entschloß sich Major von Glasenapp, gleich mit der ganzen Macht vorzugehen; nach einem kurzen Galopp kam man nahe an das Vieh heran und bemerkte nun mehrere schwarze Wächter, welche die Tiere vor sich hertrieben. Einige Hereros machten Miene zu schießen, unsere Leute kamen ihnen jedoch zuvor und trieben das Vieh dann von drei Seiten zusammen. Von dem Hauptgegner war noch immer nichts zu bemerken; wohl tauchten ab und zu hinter den Büschen einzelne Schwarze auf, die aber sogleich wieder verschwanden — offenbar gingen sie

zu ihrer Hauptmasse zurück und meldeten, daß Weiße im Anzuge seien. Das durstige Vieh konnte nicht weitergetrieben werden, ohne es zu tränken und man mußte es daher an die nahe Wasserstelle Ovikokorero führen. Hier schien alles frei vom Feinde zu sein — doch dies war ein Irrtum, wie sich bald zeigte; schon fielen aus dem dichten Gebüsch vereinzelte Schüsse, wahrscheinlich von den schwarzen Vorposten abgefeuert. Unsere Abteilung, welche durch die zum Viehabtreiben kommandierten Mannschaften noch um einige Leute verringert war, ging jetzt ohne Besinnen gegen den Feind vor. Es entwickelte sich ein sehr schweres Feuergefecht, die Schüsse krachten von allen Seiten, und die Schwarzen wimmelten hinter den Büschen zu Tausenden wie ein Ameisenhaufen; genauer sehen konnten wir indes nur wenige von ihnen, da sie das dichte Dorngestrüpp unseren Blicken verbarg. Das Maschinengewehr tat sonst wohl eine sehr gute Wirkung gegen den anstürmenden Feind, vermochte aber hier in dem Dornengebüsch wenig auszurichten und verstummte auch bald, da die Bedienungsmannschaften tödlich getroffen niedersanken. Die Ersatzleute für die Gefallenen hatten kaum einige Schüsse abgefeuert, als sie gleichfalls fielen; ein Beweis, daß es die Schwarzen auf das Maschinengewehr absahen und es in ihre Hände zu bekommen suchten, denn sie wußten, welch wertvolle Waffe es war.

Obwohl unsere deutschen Truppen sich äußerst tapfer hielten, gelang es ihnen nicht, den übermächtigen Feind zurückzudrängen; immer noch mehr Schwarze stürmten unter Gebrüll und wildem Geheul heran, als wenn die Hölle über das kleine Häuflein Deutscher losgelassen worden wäre. Die Hälfte unserer Truppen bedeckte — schwerverwundet oder tot — bereits die Erde, die Kolonne schmolz sichtlich zusammen. Schon hatte der Gegner auch das Maschinengewehr — dessen Bedienung zum dritten Male gefallen war — in Händen, als der tödlich getroffene Matrose Ehlers von der I. Matrosendivision eine rettende Heldentat verrichtete; er besaß die Geistesgegenwart, noch im letzten Moment, ehe er sterbend zusammenbrach, das Geschütz unbrauchbar zu machen, indem er mit Anstrengung

aller Kräfte das Schloß herausriß und weit ins Gebüsch schleuderte — dann sank er tot nieder. Ein Glück, daß es den Schwarzen dadurch unmöglich gemacht wurde, das Maschinengewehr in Funktion zu setzen und gegen uns zu gebrauchen — sonst würden wohl alle unsere Kämpfenden verloren gewesen sein. Das Geschütz wurde später in der Nähe der Gefechtsstelle ge-



Kaffern beim Fischfang im Norden des Schutzgebietes

funden — die Hereros hatten es vor Wut total zertrümmert; 200 Patronen, die sich bei dem Geschütz befanden, fielen ihnen leider zur Beute, und die Gegner erhielten so wieder frische Munition.

Unter solchen Umständen war es für uns unmöglich, dem Feinde noch länger standzuhalten — denn eine völlige Niedermetzelung unserer Truppen wäre unvermeidlich geworden, da wir vielen Tausenden von schwarzen Kämpfern gegenüberstanden; der ganze Tjetjostamm, nach Aussage von Überläufern

wahrscheinlich auch Samuel Maharero mit seinen sämtlichen waffenfähigen Leuten bildeten unsere Gegner, von denen die Mehrzahl mit Gewehren aller möglichen Modelle bewaffnet war — und mit dieser feindlichen Masse focht unsere Kolonne von zirka 50 Mann, die zur Hälfte schon kampfunfähig gemacht waren! Unter dem heftigsten Feuer der Hereros brachten wir die Schwerverwundeten, die noch Lebenszeichen gaben, in Sicherheit, und zugleich glückte es der Entschlossenheit einiger von unseren Soldaten, die Sanitätskarre — deren Zugtiere sämtlich im Blute lagen — mit frischen Ochsen zu bespannen, sodaß sie gerettet werden konnte. Dann mußten wir den Rückzug antreten.

Es fielen dabei noch mehrere brave deutsche Krieger und nur wenigen Mannschaften gelang es, nebst ihrem Führer Major von Glasenapp, der selbst verwundet wurde, zu entkommen. In dem blutigen Gefecht waren 7 Offiziere und 19 Mann gefallen, schwerverwundet 3 Offiziere und 2 Mann, so daß die kleine Kolonne (50 Mann) einen Gesamtverlust von 10 Offizieren und 21 Mann erlitt. Major von Glasenapp hatte durch die Aussagen der Hererofrau die Meinung gewonnen, daß die Hauptmacht der Hereros bereits abgezogen und nur ein kleiner Teil der Schwarzen als Viehwache in der Werft zurückgeblieben sei. Um die Tiere in seinen Besitz zu bringen, mußte er gegen die Werft vorgehen, wo er die dort vermutete geringe Anzahl Hereros in schnellem Ansturm zu überrumpeln gedachte. Die Angaben des Weibes waren aber, wie sich leider zu spät herausstellte, unwahr, und so sah sich Major von Glasenapp plötzlich von der Hauptmacht der vereinigten schwarzen Stämme umzingelt; es blieb ihm dann nichts anderes mehr übrig, wie die Verteidigung.

Zum Unglück wurde die Kolonne unter von Glasenapp von den übrigen, zum Viehabtreiben kommandierten deutschen Mannschaften vollständig abgeschnitten. Während des Gefechts sandte Major von Glasenapp seinen Adjutanten nach dem Hauptlagerplatze der Ostabteilung mit dem Ersuchen, ihm Hilfe zu schicken; bevor die Hilfstruppen jedoch aufgebrochen waren,

kam der tapfere Führer mit seiner kleinen, dem Tode entgangenen Schar schon selbst am Hauptlager an.

Major von Glasenapp hatte trotz dieser schweren, unverschuldeten Niederlage die Absicht, sogleich mit seiner Hauptmacht nochmals gegen Ovikokorero vorzugehen, mußte aber schließlich doch davon Abstand nehmen, weil seine nur zirka 200 Mann starke Abteilung nicht genügte, einem so mächtigen Feinde mit Erfolg entgegenzutreten. Die Schwarzen besaßen zudem einen sehr großen Pferdebestand, eine Verfolgung zu Fuß erschien daher ganz aussichtslos.

In Onjatu wurde nun ein Lager aufgeschlagen und von dort aus gingen Patrouillen in die Umgebung ab, welche die feindlichen Stellungen zu erkunden hatten. Im übrigen mußte auf Verstärkung gewartet werden; dazu wurde Hauptmann von Heydebreck erbeten, der eine berittene Kompagnie und eine Gebirgsbatterie befehligte und vorher im Süden tätig war. Am 15. März stieß eine Kompagnie unter Hauptmann Lieber zur Ostabteilung; zwei Tage später kam noch eine Proviant- und Sanitätskolonne an, mit der letzteren Obermarinestabsarzt Dr. Wiemann, als Ersatz für den gefallenen Oberassistenzarzt Dr. Velten, welcher zum „Habicht"-Landungskorps gehört hatte und bei Ovikokorero den Heldentod gestorben war. Die Verwundeten und Kranken konnten jetzt in Behandlung genommen werden und wurden dann unter Bedeckung nach Seeis geschickt, wo man ein Lazarett errichtete. Schon traten auch einzelne Typhus- und Malariaerkrankungen bei der Ostabteilung auf, die Schlimmes befürchten ließen.

Die noch felddienstfähigen Mannschaften der Ostabteilung unternahmen bei Tag vom Lager aus Gefechtsübungen im Gebüsch, um bei neuen Kämpfen mit den Schwarzen besser im Buschgefecht bewandert zu sein. Ausgesandte Patrouillen stellten fest, daß der Feind in der Nähe von Otjosasu bei Okahandja stehe und die dortigen Berge besetzt halte. Wiederholt machten uns einzelne Hereros nachts Gegenbesuche, indem sie unsere Posten zu überfallen versuchten, was ihnen aber nicht gelang. Eine nach der Wasserstelle Ovikokorero ausgeschickte

Patrouille meldete die Stelle von Schwarzen leer; der Gegner war — den Spuren zufolge — in zwei Richtungen abgezogen. Noch an demselben Tage (28. März) nachmittags marschierte Major von Glasenapp mit seiner Abteilung unter Zurücklassung der Kranken und eines Teiles des Proviants nach der genannten Wasserstelle ab. Die Zurückgebliebenen waren etwa 70—80 Mann stark und dienten als Bedeckung für die nicht mitgenommenen Ochsenwagen. Gegen Abend traf man auf eine feindliche Reiterpatrouille, welche auseinandergesprengt wurde, ohne ihr jedoch Verluste beibringen zu können, da sie auf ihren schnellen Pferden rasch in der Dunkelheit verschwand. Das immer dichter werdende Gebüsch, in dem man im Finstern nicht vorwärts kam, nötigte uns, für die Nacht ein Lager aufzuschlagen. Dank der umsichtigen Aufstellung der nötigen Wachen und Vorposten blieb die Abteilung während der Nacht ungestört; am andern Morgen in aller Frühe brach sie auf und langte, immer durch dichtes Dorngebüsch sich mühsam Bahn brechend, nach einem sehr schweren Marsche bei furchtbarer Hitze gegen Mittag bei Ovikokorero an, ohne einen Feind gesehen zu haben. Der Anblick, der sich uns hier bot, war entsetzlich; überall lagen die Leichen der in dem schweren Kampfe gefallenen deutschen Offiziere und Mannschaften, der Kleider und Waffen beraubt, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, teils auch schon von wilden Tieren angefressen, zerstreut umher. Erst jetzt konnten die Leichname der vor 14 Tagen gefallenen Kameraden, die schon einen pestialischen Verwesungsgeruch verbreiteten, der Erde übergeben werden.

Wir schlugen dann ein Lager auf und besetzten die umliegenden Bergkuppen und Wasserstellen, von wo aus man die ganze Umgebung bis zu den Water- und Omaruru-Bergen übersah. In der Nacht versuchten die auf den Höhen zurückgelassenen Wachen durch Auflassen von Leuchtraketen mit der Westabteilung unter Major von Estorff in Verbindung zu treten, welche noch einige Tage vorher in der Nähe gewesen, jetzt aber bereits weitergezogen war. Es wurden mehrere umherstreifende Hereroweiber gefangen, die man einem Ver-

höre unterzog, in dem jedoch alle handgreiflich unwahre Angaben machten. Die Schwarzen hatten die ganze Ostabteilung umgangen, nach Osten ausweichend; wir vermuteten, sie würden nun bei Okaharui stehen.

Da feststand, daß die Haupt- oder Westabteilung im Anzuge war, so mußte die Ostabteilung sich entsprechend aufstellen, um ein weiteres Ausweichen des Feindes zu verhindern, und deshalb von Osten aus gegen denselben vorgehen. Am 1. April erreichte die Ostabteilung in Eilmärschen Otjikuoko; den in Onjatu zurückgebliebenen Rest dieser Abteilung beorderte man gleichzeitig dahin, sodaß sich dort alle zu ihr gehörenden Mannschaften unter ihrem Führer sammelten. Vorerst bemerkte man weder den Feind, noch ein Anzeichen der sich nahenden Haupt- (West-) Abteilung und auch das Abfeuern der Raketen blieb unbeantwortet.

Die vereinigte Ostabteilung hatte strikten Befehl, nur mit der Hauptabteilung zusammen anzugreifen, konnte also, da sie von letzterer keine Nachricht bekam, vorläufig nicht in Aktivität treten. Infolge des langen Umherirrens wußte man gegenseitig nicht, wo sich die Abteilungen befanden; ein vereinzelter Angriff würde aber in dem mit Dorngestrüpp besäten Terrain nur zur nutzlosen Aufreibung der angreifenden Abteilung geführt haben. Durch eine berittene Patrouille lief die Meldung ein, daß die Hereros sich immer mehr nach Osten in die Gebirgszüge bei Onjatu hinzögen; daraufhin entschloß sich unser Führer, ihnen zu folgen, und wir rückten am 2. April auf einem Umwege über Okaharui nach Onjatu ab. Diese Wasserstelle wurde schon nach zweistündigem Marsche erreicht; hier machten wir „Halt" und sandten Patrouillen aus, die aber keine Spur vom Feinde fanden; in der Ferne sahen wir jedoch Leuchtraketen steigen, und wir schossen auch sofort Antwortsignale ab. Letztere wurden nicht erwidert und so wußten wir nicht, ob es Freunde oder Feinde waren, denn bei Ovikokorero fielen den Schwarzen mehrere Raketenapparate nebst Signalpatronen in die Hände und es erschien nicht ausgeschlossen, daß sie diese Patronen abschossen, um uns irrezuführen.

Am anderen Morgen — es war noch dunkel — brach die Kolonne wieder auf, um den Marsch nach Onjatu fortzusetzen. Zu beiden Seiten der Marschlinie verdichtete sich das Gebüsch immer mehr; der infolgedessen langgestreckte, aus 22 Ochsenwagen und 6 Geschützen bestehende Zug — jedem Fuhrwerk dienten mehr als 20 Ochsen zum Vorspann — dehnte sich auf 3 Kilometer aus; man konnte diesen langen Zug natürlich nicht übersehen, sondern hörte nur hier und da den Peitschenknall oder das Geschrei der schwarzen Treiber in der Zugrichtung.

Gegen 8 Uhr morgens stieß unvermutet eine Patrouille aus Windhuk mit einigen Proviantwagen und Postsendungen, sowie mit Meldungen von dort zu unserer Abteilung. Endlich nach langen Wochen erhielt die Ostabteilung dadurch neue Nachricht von der Hauptabteilung. Die berittene Kolonne wurde jetzt nach Onjatu vorausgeschickt, und der Zug setzte sich dann gleichfalls langsam in Bewegung. Kaum war man eine Viertelstunde marschiert, als bei der Nachhut Schüsse fielen, worauf die Arrièregarden-Kompagnie unter Führung des Hauptmanns Fischel sogleich Front machte und das Feuer erwiderte. Von diesem Vorgange wußte die Spitze der Abteilung, welche die Schüsse bei der großen Entfernung in dem schallvermindernden Gebüsch nicht hören konnte, nichts und zog ruhig weiter. Das Gefecht nahm indessen immer mehr an Ausdehnung zu und die Schwarzen stürmten zu Hunderten von allen Seiten auf die sich tapfer haltende Kompagnie Fischel, diese vollständig umzingelnd, bis auf etwa 30 Meter heran. Ein Teil des Gegners war sogar beritten, was für uns sehr nachteilig wurde. Die Schwarzen hatten zwar bedeutende Verluste, aber auch von unserer Seite waren, besonders aus der Arrièregarden-Kompagnie, viele gefallen, mit ihnen der Leutnant d. R. Nörr. Da die kleine Truppe des mutigen Führers immer mehr zusammenschmolz und ein Zurückgehen unmöglich erschien, so ging die Kolonne mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm über, kam jedoch wegen des undurchdringlichen Gebüsches nicht weit und mußte sich tunlichst Deckung

suchen, um nicht aufgerieben zu werden. Der Gegner ließ sich nicht einschüchtern, und sein wohlgezieltes Feuer aus nächster Nähe raffte unsere Kameraden schrecklich nieder. So hatte diese Abteilung bereits $^3/_4$ Stunden im Feuer gelegen, als die vorderen Reihen erst von dem Gefecht Kenntnis erhielten und nun sofort „Kehrt" machten, was aber bei dem schwierigen, mit Dornhecken bedeckten Terrain ziemlich lange dauerte; alsbald wurden auch diese Mannschaften in den Kampf verwickelt. Jetzt ließ der unerschrockene Führer seine ganze Abteilung mit Ausnahme der 4. Kompagnie, welche die Wagenbedeckung bildete und schon weiter vorgerückt war, auf einer zirka 700 Meter von der hinteren Kolonne entfernten buschfreien Ebene sammeln, um mit allen verfügbaren Mannschaften und Geschützen im Sturm sich nochmals auf den Gegner zu werfen.

Major von Glasenapp hatte an den Führer der Bagage, welche einige Kilometer vorausfuhr, Befehl gesandt, sofort zu halten und mit allen entbehrlichen Leuten zurückzukommen; aber er wartete vergebens auf Hilfe, denn den Schwarzen gelang es, die ganze Abteilung zu umgehen und so war auch die Kolonne Lieber schon ins Feuergefecht gezogen worden, konnte demnach keine Leute abgeben, um so weniger, als es die Hereros auf die Wegnahme der unter ihrem Schutze stehenden Proviantwagen abgesehen hatten.

Unser Führer ging also mit seinen Mannschaften allein zum Sturme vor, indem er zugleich ein heftiges Artilleriefeuer gegen die Schwarzen eröffnen ließ, dessen Granaten und Kartätschen unter ihnen überraschend aufräumten. Das feindliche Feuer verstummte daher immer mehr und die Hereros ergriffen schließlich unter Zurücklassung vieler Toten die Flucht. Da uns keine Reiter zur Verfügung standen — die berittene Spitze war ahnungslos nach Onjatu weitergetrabt und hatte weder Gewehr-, noch Geschützfeuer gehört! — konnten wir die Verfolgung des fliehenden Feindes nicht aufnehmen. Das Gefecht vom 3. April hatte somit seinen siegreichen Abschluß gefunden, aber leider unter Aufopferung aller Kräfte; 1 Offizier und

31 Mann waren von uns gefallen, 2 Offiziere und 15 Mann teils schwer, teils leicht verwundet, von denen später noch 4 Mann an den Wunden starben. Die schwersten Verluste erlitt die Arrièregarden-Kompagnie, die zuerst allein gegen eine solch große Übermacht im Gefecht stand. Des Feindes Stärke betrug etwa 2500—3000 Mann mit Gewehren und viele Hunderte mit Keulen oder Knütteln bewaffnete Krieger.

Nachdem sich die Abteilung gesammelt hatte, wurden die Toten an Ort und Stelle begraben, wobei mancher seinen besten Freund, mit dem er freudig hinauszog zum Kampfe, in die heiße afrikanische Erde betten half. — Die ganze Gegend war jetzt vom Feinde gesäubert, und das Nachtlager konnte aufgeschlagen werden; fast die Hälfte der Mannschaft versah den Wachdienst, und während der Nacht ereignete sich nichts Besonderes. Am Morgen des 4. April wurde der Marsch nach Onjatu fortgesetzt; dort erwartete uns beim Eintreffen bereits eine Verstärkung mit 2 Geschützen unter Hauptmann Fromm, die man uns von Windhuk nachgesandt hatte.

Die Ostabteilung blieb nun zunächst in Onjatu liegen, um hier die weiteren Meldungen über die Operationen der Hauptabteilung abzuwarten. Unsere Leute, welche nach den letzten Anstrengungen ruhebedürftig waren, schlugen ein regelrechtes Lager auf und erholten sich etwas von den gehabten Strapazen. Unterdessen wurden Patrouillenritte nach den nahen Wasserstellen gemacht, aber keine Feinde entdeckt. An Frischfleisch fehlte es der Abteilung nicht, da die Schwarzen ihr ermüdetes Vieh in der Eile zurücklassen mußten, das sich nach den Wasserstellen schleppte, wo es unsere Patrouillen fanden und ins Lager trieben.

Inzwischen hatten auch die anderen Abteilungen schon mehrere Gefechte mit den Schwarzen gehabt, wovon aber die Ostabteilung erst später erfuhr. Da das Wetter um diese Zeit häufig regnerisch war und nachts große Kälte herrschte, so verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Abteilung merklich; viele Mannschaften lagen an Typhus, Ruhr oder Malaria krank darnieder. An einigen Tagen betrug der Zugang von

Typhuskranken allein bis zu 11 Mann und es brach nun eine förmliche Typhusepidemie im Lager aus, was bei der Verseuchung der Wasserstellen, der mangelhaften Verpflegung, der andauernd naßkalten Witterung und dem jähen Temperaturwechsel (tagsüber bis 40° C Hitze, nachts unter dem Gefrierpunkte) nicht wundernehmen durfte. Am 6. April hatten wir 12 Kranke, am 12. April waren es bereits 28 und am 16. April stieg die Zahl auf 66; dazu kamen noch viele Verwundete, die verpflegt werden mußten.

Durch die zahlreichen Patienten, die man mitführte, wurde das Vorwärtskommen der Ostabteilung sehr erschwert. Überdies geriet die Haupt- oder Westabteilung von der Richtung unserer Ostkolonne ab, ein Zusammenwirken konnte also nicht erzielt werden. Mehrere abgeschickte Patrouillen, die neue Befehle aus Windhuk holen sollten, wurden dort zurückgehalten und anderen Abteilungen überwiesen. Die Ostabteilung blieb daher ohne jede Nachricht. Eine endlich noch einmal abgesandte Patrouille erhielt beim Abgehen strikte Order, sofort nach Empfang der Befehle zurückzukehren; diese Patrouille verließ Onjatu am 16. April und mit ihr zugleich ein Krankentransport, welcher 52 Mann Typhuskranke umfaßte. Dieselben sollten unter Bedeckung von 10 Mann nach Otjihaënena, wo man in der zerstörten Missionsstation ein Kriegslazarett zu errichten beabsichtigte, gebracht werden. Bei der Ostabteilung befanden sich damals im Hauptlager von Onjatu noch 30 Kranke; die Abteilung — ursprünglich etwa 500 Mann stark — war jetzt bis auf zirka 300 Mann zusammengeschmolzen. Täglich traten neue Erkrankungen auf, ein längeres Verbleiben der Ostabteilung in dem verseuchten Lager wurde somit gefährlich. Es blieb nichts weiter übrig, als das Onjatulager am 21. April aufzugeben, und die Abteilung marschierte an demselben Tage nach Otjihaënena ab, wo sie am 24. April eintraf.

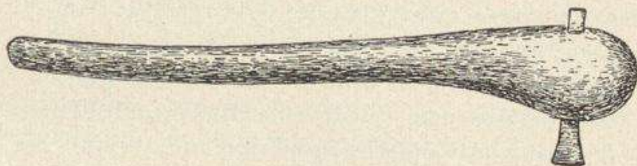
Dort errichtete man zuerst eine Heliographenstation, um die Verbindung mit dem Truppenkommando herzustellen. Die Ostabteilung hatten die Krankheiten so geschwächt, daß nur noch etwa 150 Mann im Gefecht verwendet werden konnten.

In der ersten Zeit mußten die Kranken an der Erde liegen, dann kamen von Windhuk aber Betten an. Am 3. Mai wurde die ganze Abteilung, da der Typhus schrecklich wütete, unter Quarantäne gestellt. Nur die berittene Kolonne war noch unterwegs auf Patrouille, und einige Mannschaften der Maschinenkanonen-Abteilung, welche sich bei der Westabteilung befanden, nahmen an den Gefechten derselben teil. Die Ostabteilung mußte schließlich wegen des vorgeschrittenen Krankheitszustandes aufgelöst werden.

Allmählich schickte man die Genesenden nach Windhuk oder Okahandja und im Juni erfolgte der Rücktransport eines Teiles der Rekonvaleszenten nach der Heimat. Die anderen Mannschaften blieben auf den Bahnstationen und im Etappendienste tätig, bis im Frühjahr 1905 das gesamte Marine-Expeditionskorps, welches im ganzen Lande verstreut lag, im Verein mit den übrigen „Habicht"-Leuten nach Hause gesandt wurde (Heimreise siehe Seite 215).

Es dürfte vielleicht noch interessieren, etwas Charakteristisches über die Marschleistungen dieser Truppen zu hören. Von der Ostabteilung wurden z. B. in 8 Märschen an 3 Tagen 126 Kilometer zurückgelegt, was bei den dortigen Klima- und Wegeverhältnissen eine respektable Leistung genannt werden muß. Erkrankt waren während der langen Märsche im ganzen 140 Mann von der Ostabteilung, wovon allein an Typhus 27 Mann starben. —

Dies Buch möge ein Lorbeer sein, um die Stirne gewunden allen, den Toten wie den Lebenden, welche für Deutschlands Ehre in Afrika gefochten haben.



Kirri (Axt; 1/10 natürlicher Größe!), die furchtbare Waffe der Hereros im Nahkampfe

Schlußwort

Deutsch-Südwestafrika, welches etwa zwanzigmal so groß ist, wie das Königreich Sachsen, war anfänglich unter unseren afrikanischen Kolonien das in Deutschland am wenigsten gekannte und genannte Gebiet; erst beim Ausbruch des Aufstandes der Hereros wandte sich ihm die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu. Das mag wohl darin seinen Hauptgrund gehabt haben, daß es nicht so fruchtbar und ertragfähig wie unsere übrigen afrikanischen Besitzungen in Kamerun und Togoland oder wie die Südsee-Kolonien ist. Wenn jedoch erst durch Aufschluß des Landes mittels Bahn- und Straßenbauten überall die nötigen Verkehrswege geschaffen sein werden, dann dürften die Erzeugnisse der Straußenzucht in Verbindung mit einer rationellen Rindvieh- und Schafzüchterei sowie der systematische Abbau der reichen mineralischen Schätze Südwestafrikas dieses Kolonialgebiet für das Mutterland immerhin auch produktiv wertvoll machen.

Jedenfalls bieten unsere südwestafrikanischen Kolonien jetzt schon tausenden von arbeitsamen, im Vaterlande aber beschäftigungslosen Menschen Gelegenheit, sich dort eine Existenz zu gründen, sei es als Farmer, Viehzüchter oder Minenarbeiter. Zwar hat der Aufstand alle Kulturarbeit zerstört, und Jahre werden nötig sein, die alte Blüte der Kolonie wieder zu erreichen; aber mit deutscher Ausdauer wird es dennoch gelingen, Südwestafrika neu zu kolonisieren und zweifellos ist es bei der riesigen Bevölkerungszunahme in Deutschland für dieses von größter Wichtigkeit, ein Zukunftsgebiet zu besitzen, in dem alle überschüssige deutsche Intelligenz künftighin die Möglichkeit findet, sich lohnend zu betätigen.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Darwin

von

Dr. Wilhelm Preyer

weil. Professor an der Universität Berlin

Drittes Tausend, 208 Seiten, mit Porträt und Autogramm.
Geheftet M. 2.40; fein gebunden M. 3.20.

„Darwin tritt uns hier als Forscher und besonders als Mensch so unmittelbar gegenüber, daß man mit ihm zu leben meint. Klar und faßlich erörtert der Verfasser die Grundprinzipien der weltbewegenden Lehren Darwins und zeigt, wie sie immer mehr Boden und Einfluß gewinnen in allen wissenschaftlichen Disziplinen. Wir können dieses Buch für die Bibliothek jedes Gebildeten wärmstens empfehlen." (Zeitschrift f. Naturwissenschaften.)

Die Lehre Darwins

in ihren letzten Folgen

von

Max Steiner

2. Auflage. 252 Seiten. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

„Steiner bringt mit unerbittlicher Logik der Schlüsse, in einer durch Knappheit und Klarheit fortreißenden Sprache ‚die Lehre Darwins und die der übrigen Deszendenzhypothesen zu systematischer Ausgestaltung. Er begnügt sich nicht, das naturwissenschaftliche Problem aufzurollen, er untersucht auch die moralischen und die ästhetischen Werte des Entwicklungsgedankens. Er prüft die erkenntnistheoretische Stellung der Deszendenzidee und bringt erstmals eine ausführlichere Geschichte der Abstammungslehren. Die Folgen des Darwinismus für die Moral, die Politik, die Humanität, das Geschlechtsproblem, sind bisher so wenig erkannt worden, daß sich die Bestrebungen der Gegenwart von dem ethischen Geiste der Entwicklungslehre um so weiter entfernt haben, je mehr die biologische Neuerung Beifall gefunden hat." (Natür und Kultur.)

Kepler ◦ Galilei

von

Dr. Siegmund Günther

Professor an der Technischen Hochschule München

233 Seiten, mit zwei Bildnissen und Faksimile.
Geheftet M. 2.40; fein gebunden M. 3.20.

„Günther entwirft in klarer, warmer und doch phrasenloser Sprache ein, trotz der gebotenen Kürze, anschauliches, lebensvolles Bild von den Schicksalen und Werken seiner beiden Geisteshelden, des viel umhergetriebenen, als Hofastronom Wallensteins endenden deutschen Astronomen, wie des in tragischem Konflikte abschließenden Italieners." (Zeitschr. f. Philosophie und philosoph. Kritik.)

Verlag von **Ernst Hofmann & Co., Berlin W 35**, Derfflingerstr. 16

Friedrich der Große

von

Dr. Georg Winter

Direktor des Königl. Staatsarchivs zu Magdeburg

1025 Seiten mit dreizehn ganzseitigen Abbildungen und zwei Handschriften. In zwei Pracht-Einbänden mit eingeprägtem Medailllon Friedrichs des Großen . . . . M. 13.50

Ausgabe in drei Bibliothekbänden
geh. M.. 9.60; fein geb. M. 12.80

„Das Werk ist die Tat eines Patrioten und als solche ein Zeichen echten germanischen Mannesmutes. Jeder, der das Bedürfnis hat, sich zu kräftiger Tat den Willen zu stählen, möge das Wintersche Werk lesen; er wird darin vieles finden, was ihm der Weg zum eignen Heldentum durch das Heldentum des großen Königs weist." (Militär-Wochenblatt.)

„Friedrich der Große war ein Mann und wirkt infolgedessen fort als ein Mann, in dessen geistiger Nähe alles Männliche, alles Begeisterungsfähige, alles Leistungsfreudige aufwacht und sich reckt mit jauchzender Lust an der Initiative, mit ungestümer, nicht zu lähmender und nicht zu zähmender Kampfbegier gegen jede Beeinträchtigung äußerer und innerer eigener Lebensnotwendigkeit, dabei von beinahe paulinischer Friedensbereitschaft für alle irgend berechtigten und ertragbaren Bedürfnisse der Zeitgenossen und Zeitverhältnisse. Und solche Vorbilder, nicht für die Affen-, sondern für die Herreninstinkte, nicht zur Erleichterung, sondern zur Erweiterung der Aufgaben, nicht für die Schule, sondern für das Leben, die wollen wir uns gefallen lassen, die wollen wir danken dem, der sie uns erneut." (Deutsche Tageszeitung.)

Amtlich empfohlen von zahlreichen Staats-, Unterrichts-, Militär- und Verwaltungsbehörden der größten Bundesstaaten

Peter der Große

Nach neuen Urkunden von

Dr. K. Waliszewski

Deutsche Ausgabe von Prof. W. Bolin

Zwei Bände, 612 Seiten, mit Bildnis
Geheftet M. 6.—, fein gebunden M. 8.—

„Die Darstellung ist geradezu glänzend. Mit deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit verbindet der Verfasser französische Grazie. Sein Peter der Große darf zu den Meisterwerken deutscher Geschichtschreibung gezählt werden." (Frankfurter Zeitung.)

Situationsskizze
vom
Hauptkampfgebiet
des
Hererofeldzuges
(1904–1905)
14°
15°
16°
17°
18°
19°
20°
22°
Erongo Bge.
Omaruru
Karibib
D A M A R A
L A N D
Onjati-Bge.
Komas-Bge.
Hochland
Atlantischer Ocean
Betschuana-Land (britisch)
Verlag von Ernst Hofmann & Co, Berlin.

Ombur
maruru
Bg.
Etiro
Johann-
Albrechtshöhe
W
1830
ewen-
Bg.
im-binque
H c